

3 Die wissenschaftliche Praxis

Ziel der folgenden Abschnitte ist es, die wissenschaftliche Praxis der Akteure darzustellen. Hierbei werden vier unterschiedliche Tätigkeitsbereiche von von Luschan und Thilenius untersucht werden, denen jeweils allgemeine Aspekte zu der entsprechenden Praktik vorangestellt werden. So werden zunächst die Aspekte des Sammelns völkerkundlicher und anthropologischer Materialien an und für Völkerkundemuseen im Allgemeinen sowie der Akteure im Besonderen untersucht werden. Dann sollen die Prämissen für die museale Strategie des völkerkundlichen Ausstellens untersucht werden und ein Blick auf die entsprechende Ausstellungspolitik in Berlin und Hamburg geworfen werden. Im nächsten Abschnitt wird geprüft werden, inwieweit Völkerkunde und Anthropologie im außer- und inneruniversitären Bereich grundsätzlich beheimatet waren, um dann auf die Lehre von von Luschan und Thilenius direkt einzugehen. Schließlich soll auf die Entwicklung der anthropologischen Forschung eingegangen werden, worauf von Luschans diesbezüglicher Ansatz und Thilenius' Untersuchungen an der eigenen Nation verglichen werden sollen. Die Ergebnisse dieses Kapitels sollen dann in der abschließenden Bemerkung im Zusammenhang mit den theoretischen Ansätzen der Akteure eine weitere Erläuterung erfahren.

3.1 Die Sammlungen

Aspekte des musealen Sammelns

Die Strategie des Sammelns

Nach dem Ansatz der Actor-Network-Beziehung versteht Nicholas Jardine Museen als „Kalkulationszentren“, die andere Aktionen steuern, deren Spuren in den jeweiligen Museen wieder zusammenlaufen.¹ In diesem Sinne gaben z.B. Völkerkundemuseen Expeditionen in Auftrag, die ihre Sammlungsergebnisse wieder in die Museen trugen.² Dabei wird die Strategie des Sammelns, die auf eine Konservierung und Anschauung zielt, hier als ästhetischer Akt verstanden,³ ist diese Praktik doch zugleich sowohl eine Form der Aneignung der Welt, als auch eine der Selbstkonstruktion.⁴ Darüber hinaus strukturierte sie den Raum bzw. die Welt in Peripherie und Zentrum, wobei der Herkunftsort der Objekte ersteres definierte, der Verbringungsort letzteres.⁵

Im Zentrum der Sammeltätigkeit der Völkerkundemuseen stand das Objekt: der völkerkundliche Gegenstand in Form von Alltagsgegenständen (z.B. Haarspangen oder Kochtöpfen) und Sakralobjekten (die religiösen Zwecken dienten) sowie das „anthropologische Material“,⁶ wobei dieser zeitgenössische Begriff eine Distanzierung bzw. Verschleierung dessen implizierte, um was es tatsächlich ging: Abbildungen von Menschen und Teilen davon sowie Skelette und deren Komponenten.

- 1 Nicholas Jardine, Sammlung, Wissenschaft, Kulturgeschichte, in: Anke te Heesen (Hg.), *Sammeln als Wissen. Das Sammeln und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung*, Göttingen 2001, S. 216. Am Beispiel der von den Völkerkundemuseen beauftragten Sammlungsexpeditionen, die ihre Sammlungsergebnisse wieder in das Museum trugen, wird dieser Ansatz am sinnbildlichsten.
- 2 In Anlehnung an Anke te Heesen sei hier darauf verwiesen, dass dies nicht die einzigen Verbindungen zwischen den Sammlungen und der Wissenschaft sind. Siehe dazu: Heesen, *Sammeln als Wissen*, S. 7–21.
- 3 Sommer, *Sammeln*, S. 8ff. Zum Sammeln im frühneuzeitlichen Italien siehe: Findlen, *Possessing nature*.
- 4 Justin Stagl, *Homo Collector. Zur Anthropologie und Soziologie des Sammelns*, in: Aleida Assmann/Monika Gomille/Gabriele Rippl (Hg.), *Sammler – Bibliophile – Exzentriker*, Tübingen 1998, S. 38.
- 5 Ebd., S. 39.
- 6 Zum Zusammenhang von Objekten, Kunst und Attraktion in seiner historischen Verortung sei auf folgenden Band verwiesen: Cordula Grewe (Hg.), *Die Schau des Fremden. Ausstellungskonzepte zwischen Kunst, Kommerz und Wissenschaft*, Stuttgart 2006.

Aus diesen völkerkundlichen und anthropologischen Objekten, so der damalige Konsens, könnte Wissen generiert werden.⁷ Dieser Logik entsprach es, dass eine Vermehrung der Objekte als eine Vergrößerung des Wissens empfunden wurde. In diesem Sinne war es auch, vor allem bis zum Ersten Weltkrieg, das primäre Interesse der Völkerkundemuseen, die Quantität der Objekte zu erhöhen. Gleichzeitig durfte jedoch die Sammlungen nie ihr Ziel der Vollständigkeit erlangen, denn dies hätte, wie Jean Baudrillard ausführt, zugleich das Ende der Sammlungen bedeutet.⁸ Oder anders formuliert: Den Sammlungen war der Mangel und das gleichzeitige Streben nach Vollständigkeit immanent. Dabei wurde ihnen das Potential zugesprochen, eine von ausgebildeten Fachleuten entschlüsselbare „Wahrheit“ über ihre jeweiligen ehemaligen Besitzer zu beinhalten. Wenn Andrew Zimmerman allerdings ausführt, dass die Objekte eine Wahrheit in sich getragen hätten, die keiner weiteren textlichen Erläuterung bedurft hätte, so gilt dies lediglich für die erste Generation der Völkerkundler.⁹ Insbesondere nach der Jahrhundertwende forderten die Museumsdirektoren die für sie tätigen Sammler verstärkt dazu auf, über die Herkunft der Objekte zu berichten. Objekte ohne Herkunftsangaben, ohne Bezeichnung der Verwendung o.ä. galten zunehmend als wertlos.

Außerdem nahm man an, dass durch das Sammeln die „Kultur“ bzw. die „Ursprünglichkeit“ der „Naturvölker“ konserviert werden könnte. Den Sammlern und insbesondere den dauerhaften Museen wurde damit die Funktion des „Retters“ zugewiesen. Dieser „Rettungsgedanke“ der Objekte war eine Sammlungsrhetorik, die schon im frühen 19. Jahrhundert angewandt wurde.¹⁰ Diesem Gedanken war ein Gefühl der Überlegenheit inhärent, das der Auffassung über das Verhältnis der „Kultur-“ zu den „Naturvölkern“ entsprach. In der geopolitischen Ferne wurde das europäische Museum damit zum Ausdruck der „Zivilisation“ stilisiert, stand den „Naturvölkern“, deren „Kultur“ unterlegen war und die sich selbst ihres Untergangs nicht erwehren konnten, brüderlich und doch unnahbar gegenüber.¹¹ Diese Rhetorik fundamentierte zugleich ein evolutionistisches Modell, das die „Naturvölker“ auf einer niedrigen, zeit-

7 Findlen, *Die Zeit*, S. 199. Findlen bezieht sich hier auf die naturwissenschaftlichen Museen, gleiches, so wird hier vertreten, gilt aber auch für die Völkerkundemuseen.

8 Baudrillard, *The System of Collecting*, S. 7-24.

9 Zimmerman, *Anthropology*, S. 150.

10 Crane, *Collecting* S. 38ff.

11 Zu geographischen und zivilisatorischen Ausgrenzungsstrategien in der Völkerkunde des späten 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts siehe: Volker Gottowik, *Konstruktion des Anderen. Clifford Geertz und die Krise der ethnographischen Repräsentation*, Berlin 1997, S. 136f.

lich zurückversetzten Stufe ansiedelte, während die „Kulturvölker“ als Endergebnis eines langen Zivilisationsprozesses betrachtet wurden. So kann nicht nur das Sammeln der Objekte,¹² sondern auch die consequente Arbeit an der weiteren Ausbildung der Möglichkeiten, diese zu bewahren und der Wissenschaft zugänglich zu machen, als Strategie begriffen werden, um sich selbst als „Kulturvolk“ im Gegensatz zu den „Naturvölkern“ zu präsentieren – und in diesem Egoideal Ehrfurcht, aber auch Anerkennung vom Gegenüber zu erhalten.

Der Erwerb der Objekte

Auch die Formen des Erwerbs der Objekte spiegelten diese hierarchisierte Vorstellung.¹³ Die Objekte wurden, wie aus den vorliegenden Quellen hervorgeht, in einigen Fällen gekauft, in anderen Fällen ohne reelle Gegenleistung „mitgenommen“. Zur letzteren Kategorie der Aneignungspraktik ist auch der sogenannte „anonyme Ankauf“ zu zählen, der konkret die Wegnahme von Gegenständen ohne das Einholen des Einverständnisses des jeweiligen Eigentümers bei gleichzeitiger Hinterlegung einer minimalen Bezahlung bedeutete – was einem Diebstahl gleichkam.¹⁴ Von Luschan war diesbezüglich der Auffassung, dass manche „Ethnographica“ mit Geld, manche aber auch einfach mit „guten Worten“ zu erwerben seien. So berichtete er 1905 in einem Brief von ihm an das Berliner Völkerkundemuseum stolz von dem Erwerb eines Bootes während einer Forschungsreise:

„Zunächst bin ich sehr glücklich, anzeigen zu dürfen, dass ich gestern in Mocambique direkt von der Längsseite unseres Dampfers weg ein sehr schönes typisches Segelboot kaufen konnte. Es war mit drei Leuten bemannt gewesen, die dann auf einem anderen Boote zurückgebracht wurden. Das Boot ist aus Baumrinde zusammengenäht und vollständig ausgerüstet mit Mast und Segel, drei Rudern und drei Oelfässern – diese gleichfalls aus Baumrinde. Die ganze Erwerbung vollzog sich innerhalb von wenigen Minuten und unter dem leb-

12 Zimmerman, *Ethnologie*, S. 197f.

13 Nicholas Thomas zufolge spiegeln und konstituieren Transaktionen soziale Beziehungen. Siehe dazu: Thomas, *Entangled Objects*, S. 7ff.

14 Christian Carstensen/Andrea Dörfel, Andenken und Trophäen. Wie Ethnographica und Großwildtrophäen in Museen gelangten, in: Volker Harms (Hg.), *Andenken an den Kolonialismus*, Tübingen 1984, S. 97. Siehe dazu auch: Hans Fischer, *Die Hamburger Südsee-Expedition. Über Ethnographie und Kolonialismus*, Frankfurt a. M. 1981, S. 121f. Auf die mangelnde Aufarbeitung von Unrecht in kolonialen Ordnungen hat Sebastian Conrad bereits hingewiesen: Sebastian Conrad, *Regimes der Segregation. Kolonialismus, Recht und Globalisierung*, in: *Rechtsgeschichte (Zeitschrift des Max-Planck-Instituts)*, Bd. 4 (2004), S. 187-204.

haften Beifall der ganzen Brit. Assoc. unmittelbar bevor unser Anker hochging. Ich werde den Augenblick nie vergessen, in dem das Boot hochgenommen und an Bord gebracht wurde. Alle Anwesenden klatschten und ich glaube, dass viele von ihnen erst dann zum ersten Male eine richtige Vorstellung von dem Berliner Museum erhielten. Jedenfalls wurde ich allseitig beglückwünscht, ganz formell auch von dem Vorsitzenden der Brit. Assoc. Prof. Darwin. Die Kosten betragen bisher 35 sh. incl. einem Geschenk von 10 sh. an unsere eigenen Matrosen für das rasche Hochnehmen und Verstauen des Bootes.“¹⁵

Häufig findet sich bei von Luschan der Hinweis, dass der Erwerb von Ethnographica und anthropologischem Objekten auf „loyale Weise“ geschehen sollte, auf die „Gefühle der Eingeborenen Rücksicht genommen“ und größerer „Ärger“ vermieden werden sollte.¹⁶ Insbesondere in Bezug auf die Beschaffung von Körperstücken tauchen die Wörter „korrekt“ und „loyal“ in von Luschans Anweisungen an die für ihn tätigen Personen immer wieder auf, wobei er allerdings nicht erläuterte, was er in diesem Zusammenhang unter diesen Begriffen verstand. Dennoch spiegeln sie ein Bewusstsein darüber, dass auch ein „Kauf“ von anthropologischen Objekten eine prekäre Aktion darstellen konnte, da es sich hierbei zumeist um Sakrilegien des jeweiligen „Naturvolkes“ handelte. Allerdings wurde manchmal auch anders vorgegangen: So stießen die Forscher beispielsweise bei der Südseeexpedition des Hamburger Museums auf Widerstand bei den Ortsansässigen, als diese sich vermessen lassen und damit persönliche Daten preisgeben sollten. Die Untersuchungen wurden dann zum Teil mit Waffengewalt und Drohungen durchgeführt.¹⁷ Entsprechend wurde beim Erwerb von anthropologischen Objekten auch regelmäßig die „Untergangs- und Rettungsvision“ instrumentalisiert. Dies wird in einem Brief von Luschan vom 16. Mai 1908 an den Mediziner Teyer, den er als Mitarbeiter für das Museums zu gewinnen suchte, deutlich: „Was immer Sie auf korrekte und loyale Weise an anthropologischem Material von dieser, wie es scheint, in raschem Aussterben begriffenen Rasse noch sichern und für die Wissenschaft retten können, würde uns von grosser Bedeutung sein.“¹⁸

15 SMB-PK: EM, Erwerbung ethnologischer Gegenstände aus Afrika 1905 IB 34 Afrika I/MV: E 1869/1905, Brief vom 20. September 1905.

16 SMB-PK: EM, Erwerbung ethnologischer Gegenstände aus Afrika 1904-1905 IB 32 Afrika I/MV sowie: SMB-PK, EM, Erwerbung ethnologischer Gegenstände aus Afrika 1908 IB 43 Afrika I/MV.

17 Carstensen, Andenken, S. 97.

18 SMB-PK, EM: Erwerbung ethnologischer Gegenstände aus Afrika 1908 IB 44 Afrika I/MV: E 1964/1908.

Voraussetzungen für all diese Aneignungspraktiken war zum einen ein asymmetrisches Verhältnis der Sammler bzw. Forscher zu den Erforschten, welches durch ein Überlegenheitsgefühl markiert war, zum anderen ein Rechtsraum, wie der des hierarchisch strukturierten Kolonialgebietes, der solche Praktiken erlaubte, womit sich Völkerkunde und Kolonialismus gegenseitig legitimierten. Ein pointiertes Beispiel für ein solches „Geschäftsverhältnis“ mit ungleichen Partnern findet sich in der Korrespondenz des Kapitäns Hugo Rohde mit dem Hamburger Völkerkundemuseum. Rohde schrieb darin über den Erwerb von Münzen in China: „Ich sagte, sie bekäme nicht mehr, fertig.“¹⁹

Die Bezugsquellen der Objekte

Die Möglichkeiten des Erwerbs der Objekte lassen sich grob in drei Kategorien unterteilen: Einmal von eher privaten Sammlern, die für das Museum tätig waren.²⁰ Zum zweiten von Handelshäusern, die sich u.a.

19 VKM HH: S.J.I., Bd. IX Sammlungsgegenstände aus China: Sammlung Kapt. Hugo Rohde. Brief vom 13. Juli 1906.

20 Hierfür lassen sich bestimmte Typen identifizieren, wie dies Dieter Eisleb dargestellt hat. Demnach gab es: 1. reine Geldgeber, die die Sammlungen ohne Bedingungen finanzierten; 2. Sammler, die selbst eigene Sammlungen anlegten und sie dem Museum schenkten, da sie kein Interesse mehr daran hatten; 3. Reisende, die die Museumssammlungen kannten und ergänzen wollten; 4. Sammler, die sich lange mit dem Gebiet beschäftigt hatten und erst im Alter Objekte für das Museum ankauften; 5. Sammler, die erst im Ausland Interesse an der Materie entdeckten; 6. Sammler, die auf Titel und Orden spekulierten; 7. Gelegenheitssammler, deren Gegenstände nicht selten von den Erben an das Museum gegeben wurden. Siehe hierzu: Eisleb, Mäzene, S. 96f. Zur Genese des Sammlers siehe auch: Krzysztof Pomian, Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln, Berlin 1988, S. 7ff. Zu all diesen Sammlertypen gehörten Reisende, Missionare, Kolonialbeamte etc., die von den Museumsdirektoren oftmals selbst zum Sammeln motiviert worden waren. Das so entstandene relativ umfangreiche Unterstützungsnetz verweist dabei auf eine starke gesellschaftliche Verankerung und Akzeptanz der Museen. Glenn Penny stellt als Sammler insbesondere den Mäzen heraus, der an die Übergabe von Objekten an das Museum auch Bedingungen (wie die Art der Ausstellung der Gegenstände) knüpfte. Nach seiner Darstellung befanden sich die Museumsdirektoren daher in einem permanenten Dilemma: wollten sie die angebotenen Objekte erhalten, mussten sie auf die Forderungen des Spenders eingehen. Siehe hierzu: Penny, Objects, S. 136ff. Sicherlich lässt sich diese Dynamik auch in dem hier untersuchten Zeitraum vereinzelt in den Quellen finden. Auch waren größere Schenkungen an die Museen keine Seltenheit, so dass diese ein derartiges Mäzenatentum und dessen Erträge bereits prospektiv in ihre Geschäftspolitik einplanten. Doch der von Penny konstatierte hohe Einfluss der Mäzene auf die Ankaufs- und Ausstellungspolitik, lässt sich für die Zeit ab der Jahrhundertwende nicht mehr bestätigen. Im Zusammenhang mit dem Mäzenatentum ist vor allem die Rolle des kapitalstarken

auf den Erwerb von Ethnographica spezialisiert hatten.²¹ Die wichtigste Bezugsquelle insbesondere nach der Jahrhundertwende waren aber von den Museen selbst ausgerichtete und zum Teil mit anderen Institutionen kooperierende Expeditionen.

Bei diesen Forschungsreisen handelte es sich um komplexe Unternehmungen, deren Ziele die Beschaffung von Gegenständen aus den jeweiligen „Kulturen“, sowie die Anfertigung von Aufzeichnungen über diese waren, wobei darunter auch das Fotografieren und Vermessen von „Einheimischen“ fiel.²² Sie lassen sich grob in von einzelnen Museen organisierte „Hausunternehmungen“ sowie in größeren Projekte, in die mehrere Museen involviert waren, einteilen. So kooperierten z.B. die Völkerkundemuseen von Hamburg, Leipzig und Berlin mehrmals.²³ Da Expeditionen ein hohes finanzielles Risiko für die beteiligten Museen

Wirtschaftsbürgertums herauszuheben, das sich durch seine Unterstützung einen Gegenpol zum Bildungsbürgertum versprach. Siehe dazu: Borgmann, Die Integrationskraft, S. 99.

- 21 Kooperierend aber auch konkurrierend waren die Geschäftsverbindungen der Völkerkundemuseen mit kommerziellen Kolonialhäusern, eine Ende des 19. Jahrhunderts entstehende neue Branche, die mit der „Exotik kolonialisierter Völker“ Handel trieb. Durch diese Einrichtungen wurden die Preise für sogenannte Ethnographica in die Höhe getrieben, gleichzeitig konnten die Völkerkundemuseen durch sie leicht auf Gegenstände zurückgreifen. Hier sind u.a. das Hamburger „Handelshaus Godeffroy & Sohn“ sowie das Unternehmen „J.G. Umlauff“ zu nennen. Siehe dazu u.a. Essner, Berlins, S. 77; Birgit Scheps, Die Australien-Sammlung aus dem Museum Godeffroy im Museum für Völkerkunde zu Leipzig, in: Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig 40 (1994), S. 194-209; Michael Hog, Ethnologie und Öffentlichkeit. Ein entwicklungsgeschichtlicher Überblick, Frankfurt a. M. 1990, S. 76ff. Glenn H. Penny, Science and the Marketplace: The Creation and Contentious Sale of the Museum Godeffroy, in: Pacific Arts 21/22 (2000), S. 7ff.
- 22 Durch den Expeditionsreisenden und Völkerkundler Karl von den Steinen in den 1890er Jahren angeregt, kam dann vor allem nach dem Ersten Weltkrieg die Methode der „teilnehmenden Beobachtung“ und des Interviews hinzu, die später zur bevorzugten Arbeitsweise der Ethnologen aufstieg. Siehe dazu: Anita Hermanstädter Abenteuer Ethnologie. Karl von den Steinen und die Xingú-Expedition, in: dies./Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Ethnologisches Museum (Hg.), Deutsche am Amazonas. Forscher oder Abenteurer? Expeditionen in Brasilien 1800 bis 1914, Münster e.a. 2002, S. 83ff.
- 23 Penny, Politics, S. 261. Zur umfassenden Expeditionstätigkeit von Karl Weule, dem Museumsdirektor des Leipziger Völkerkundemuseums siehe: Giseler Blesse, Zur wissenschaftlichen Expeditionstätigkeit Karl Weules, in: Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig 40 (1994), S. 155-167; Giseler Blesse, Negerleben in Ostafrika – Karl Weule als Feldforscher. Zur wissenschaftlichen Expeditionstätigkeit Karl Weules in Südost-Tansania 1906, in: Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig 40 (1994), S. 153-64.

bedeuteten, lag auf ihnen regelmäßig ein enormer Erfolgsdruck, den sie an deren Leiter und Teilnehmer weitergaben.²⁴ Gleichzeitig war es für die Museen aber auch wichtig, aus den Ergebnissen einer interessanten Expedition auch schöpfen zu können, sich dieses Recht also rechtzeitig „erkauft“ zu haben. Die Beschaffung dieser Resultate war dabei häufig ein extrem schwieriges Unterfangen, hatten die Sammlungsreisenden doch mit den klimatischen und topographischen Bedingungen des jeweiligen Landes zu kämpfen und waren mit der lokalen Organisation, dem Erwerb und Transport der Gegenstände etc. vor enorme logistische Herausforderungen gestellt.²⁵ Ein Beispiel für diese angespannte Grundsituation ist die Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg von 1907 bis 1908 nach Afrika. Dabei drang das Leipziger Völkerkundemuseum durch eine zunächst inoffizielle finanzielle Beteiligung in die vom Berliner Völkerkundemuseum in Kooperation mit der Rudolf-Virchow-Stiftung und der Akademie der Wissenschaften ausgerichtete Expedition ein,²⁶ was zu einem Konflikt zwischen dem Expeditionsleiter und der Berliner Seite führte. Nach langen Diskussionen konnte jedoch ein regionaler Verteilungsschlüssel der Sammelergebnisse erarbeitet werden, der die Erwartungen aller Parteien erfüllte. Von Luschan verdeutlichte dann in einem Brief vom 31. Juli 1907 dem für das Berliner Museum mitreisenden Jan Czekanowski, der vor allem für die Sammlung der anthropologischen Objektes vorgesehen war, dass an seine Arbeit konkrete Erwartungen geknüpft waren. So hieß es:

„Bisher scheint es Ihnen also gut zu gehen. Hoffentlich hält das auch weiter so an, auch wenn Sie in die weniger kultivierten Teile des Landes kommen, in die Sie nun bald vordringen werden. Sie schreiben, ich solle versuchen, Sie ‚auf dem Rückmarsche irgendwo zu deponieren‘. Ich weiß nicht, ob ich das richtig

24 So sollten, Thilenius zufolge, die Sammlungsreisenden interdisziplinär ausgebildete Wissenschaftler sein, die sich in der Geologie, Zoologie, Botanik, Technologie, Landwirtschaft, Geographie und Landschaftskunde auskannten. Ebenso sollten sie sich mit der Rassenkunde befasst haben. Neben diesen fachlichen Kompetenzen erwartete Thilenius von Expeditionsteilnehmern auch soziale Fähigkeiten: „Nicht der gelehrteste, sondern der gewandteste und geduldigste Teilnehmer erlangt hier die zuverlässigsten und zahlreicheren Ergebnisse.“ Siehe dazu: Thilenius, Völkerkunde und Museum 1928, S. 30. Damit diese umfangreichen Kriterien möglichst umfassend von den Expeditionsteilnehmern erfüllt wurden, wurde bei deren Auswahl größte Sorgfalt angewandt.

25 Christine Stelzig/Katrin Adler, On the preconditions, circumstances and consequences of collection; Jan Czekanowski and the Duke of Mecklenburg's expedition to Central-Africa 1907-1908, in: *Journal of the History of Collections* 12, Nr. 2 (2000), S. 161.

26 SMB-PK, EM: I/MV 787-789 Reise des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg I B 70 Vol. 1-3.

verstehe und vor allem nicht, wann es Ihnen erwünscht wäre, sich von der Expedition zu trennen. Ich kann Ihnen nur den dringenden Rat geben, bei der Expedition zu bleiben und vor allem mit dem Herzog die denkbar besten Beziehungen zu unterhalten und nichts zu unternehmen, was ihm unerwünscht ist. Sie wissen, wie kompliziert unsere Verhältnisse mit Leipzig sind und schon deshalb muss ich Sie bitten, jede weitere Complication zu vermeiden. [...] Die 16.000 M, die Ihre Reise uns kostet, müssen irgendwie durch Ihre Arbeit heinkommen, sonst gibt es Schwierigkeiten ohne Ende.“²⁷

Zwar erhielten die Expeditionsleiter, wie bereits erwähnt, genaue Anweisungen für ihre Tätigkeit, doch letztendlich blieben die Kontrollmöglichkeiten der Museen sehr gering. So waren sowohl eine produktive Kooperation als auch Betrugsversuche das mögliche Resultat dieser Zusammenarbeit. Einige prekäre Aspekte dieses komplexen Verhältnisses werden am Beispiel des Sammlungsreisenden Günter Tessmann deutlich, der in den 1910er und 1920er Jahren u.a. für das Reichskolonialamt, das Berliner Völkerkundemuseum und das Botanische Museum vornehmlich in Afrika tätig gewesen war. So bot dieser im Jahr 1920 seine Bafia-Sammlung zugleich dem Hamburger und Berliner Museum an – die sie beide kauften und dann eine Einigung herbeiführen mussten.²⁸ Zudem versuchte er dem Hamburger Museum eine Sammlung zu verkaufen, über die er gar nicht verfügen konnte.²⁹ Thilenius schlug daher 1921 in einem Brief an Ankermann vor, den „Fall Tessmann“ unter den Museumskollegen bekannt zu machen, um sich vor solchen Händlern zu schützen.³⁰ Es gab aber auch z.B. ehemalige Partner von Museen, die ihre bisherigen Kooperationen scheinbar für ihren eigenen Nutzen zu instrumentalisieren versuchten. So warnte der Münchener Museumsdirektor Lucien Schermann am 18. Februar 1928 das Berliner Museum vor einem ehemaligen Sammlungsreisenden des Museums, denn:

„[...] es ist mir aber natürlich unmöglich, für die fernere Charakterentwicklung von allen Personen, mit denen das Museum einmal in Verbindung gestanden hat, eine Verantwortung oder Bürgschaft zu übernehmen. Keinesfalls ist Herr Hartl berechtigt, Grüsse von mir zu überbringen oder sich zur

27 Ebd., Vol 1 I/EM 1095: E 1484/1907.

28 SMB-PK, EM: Erwerbungen Tessmann 1914-1935 I B 97 I/EM 1123: (E 1174/1920). Auf einen ähnlichen Fall verweist bereits: Glenn H. Penny, „Beati possedentes“: Die Aneignung materieller Güter und die Anschaffungspolitik des Leipziger Völkerkundemuseums, in: *Comparativ (Leipziger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte und vergleichender Gesellschaftsordnung)* 10, 5/6 (2000), S. 96f.

29 SMB-PK, EM: Erwerbungen Tessmann 1914-1935 I B 97 I/EM 1123: E 1174/1920.

30 Ebd.

Erzielung materieller Vorteile auf eine Empfehlung des Münchener Museums zu berufen.“³¹

Auch im Bezug auf die Preisfindung für die Objekte hatten die Sammlungsreisenden eine gewisse Macht, die nicht selten ausgenutzt wurde. So war im Jahr 1928 der Forschungsreisende Walther Stötzner für das Hamburger Völkerkundemuseum tätig. In einem Bericht über seine Expedition in die Mandschurei rühmte dieser seine filmischen Aufnahmen über die schamanischen Tänze. Außerdem stellte er heraus, wie aussichtslos es sei, die Gewänder der Schamanen zu erhalten.³² Doch schon einige Wochen später konnte er den möglichen Versand solcher Anzüge an das Museum ankündigen, um allerdings kurz darauf mitzuteilen, dass er die Gewänder einem anderen Interessenten zugesagt habe, da dieser einen höheren Preis als das Museum zahle.³³ Immerhin sicherte er Thilenius dann noch die Zusendung von Fotos und seinem Tagebuch zu, vermutlich um ihn nicht als Geschäftspartner zu verlieren.³⁴ – Damit zeigte Stötzner ein Bewusstsein über den Marktwert rarer Gegenstände und über seine Autorität, Gegenstände als Rarität zu deklarieren. Entsprechend gab es bisweilen intensive Preisverhandlungen zwischen den Museen und den Sammlern und gelegentlich zog sich auch ein potentieller Käufer aufgrund überhöhter Preisvorstellungen seitens der Verkäufer aus dem Geschäft zurück. Vielfach stellte die Preisfindung zwischen den Geschäftspartnern aber kein Problem dar, was ein Hinweis darauf ist, dass bei der Mehrzahl der Objekte offensichtlich eine bestimmte von beiden Seiten geteilte Wertvorstellung existierte, die sich in konkreten Mark-Angaben ausdrücken ließ.

31 SMB-PK, EM: Allgemeines 1928 XV Vol 15 I/MV 767: E 331/1928.

32 VKM HH: S.J.I., Bd. VI Ost-Tibet-Sammlung von J.F.G. Umlauff und Expedition Walther Stötzner: So heißt es in seinem Brief vom 23. September 1928: „Natürlich habe ich auch alles versucht, die Gewänder dieser Schamanen samt Zubehör zu bekommen, aber die Schamanen sind mit ihrem Kram hier derartig albern, dass sie tun, als wenn der liebe Gott selbst in jeder Trommel oder jeder Mütze leibhaftig anwesend wäre. Dass ich als Ausländer von einem Schamanen persönlich etwas abkaufen kann, ist völlig ausgeschlossen, und auch der Einheimische kann hier schamanistische Dinge nicht früher als drei Jahre nach dem Ableben eines Schamanen von dessen Angehörigen kaufen.“

33 VKM HH: S.J.I., Bd. VI Ost-Tibet-Sammlung von J.F.G. Umlauff und Expedition Walther Stötzner, Brief von Stötzner an Thilenius vom 29. Dezember 1929.

34 Ebd.

Veränderungen während und nach dem ersten Weltkrieg

Während des Ersten Weltkriegs und auch mit der folgenden Einführung des neuen politischen Systems sowie dem Wegfall der kolonialen Gebiete änderte sich die Funktionsweise der Museen in der Erwerbsstruktur, in den Sammlungsregionen sowie beim Einsatz von Foto- und Filmaufnahmen.

Zunächst verschlechterte sich die finanzielle und personelle Situation der Museen und auch deren bis dahin breitgefächerten Kontakte gestalteten sich unter den neuen, nicht-kolonialen Bedingungen als schwierig. So konnten nun weniger Gegenstände gekauft werden, die Anzahl der ausgeführten Expeditionen verringerte sich bzw. es missglückten einige, was zur Folge hatte, dass der Nachschub von Objekten für die Museen zeitweise als gefährdet betrachtet wurde. Gleichzeitig wurden die Museen nun auch mit einigen Rückforderungen von zuvor von Privatpersonen geschenkten Objekten konfrontiert, die jedoch zumeist abgelehnt wurden.³⁵ Doch schon bald, noch während der Kriegsjahre, meldeten sich bisher unbekannte Geschäftspartner sowie ehemalige Sammler, die aufgrund wirtschaftlicher Notsituationen ihre Sammlungen aus den früheren Kolonialgebieten verkaufen wollten. Derartige Angebote gab es dann, der wirtschaftlichen Depression geschuldet, bis in die 1930er Jahre. Allerdings wurden jetzt, unter diesen neuen „nicht-kolonialen“ Bedingungen, auch die Kaufinteressen von Seiten der Museen spezifischer. So kam es nun auch zu ersten Ablehnungen von Gegenständen mit der

35 So wünschte sich 1931 die Privatperson Friedrich Schänker ehemals an das Berliner Völkerkundemuseum geschenkte Paddel zurück. Die grundsätzliche Bedeutung dieser Rückforderung wurde sofort erfasst, ging doch ein nicht unerheblicher Teil der Bestände des Museums auf Schenkungen zurück. So hieß es in einem Vermerk dazu: „Die Angelegenheit ist juristisch grundsätzlich wichtig.“ In einer weiteren Notiz: „Laut Akten No E 1268/96 ff. handelt es sich um ein regelrechtes Geschenk. Die zwei in Frage kommenden Paddel III C6509 u. 6510 sind die einzigen Exemplare mit dreizackigem Blatt – das kulturgeschichtlich wichtig ist – die wir haben. Beide Paddel sind ihrer Wichtigkeit wegen in der Schausammlung aufgestellt. Eine Rückgabe auch nur eines Paddels wäre vom wissenschaftlichen Standpunkt aus bedauerlich. Dubletten ähnlicher Art haben wir nicht.“ Und „Die Voraussetzungen der § 528ff. BGB (Rückforderung oder Widerruf) liegen nicht vor. Schänker kann mithin aus Rechtsgründen nicht verlangen, dass dem Wunsche entsprochen wird.“ Erwartungsgemäß erteilte das Museum einen ablehnenden Bescheid. Als Begründung wurde jedoch nicht die Rechtslage herangezogen, sondern mit der kulturgeschichtlichen Bedeutung der Gegenstände argumentiert. SMB-PK, EM: Erwerbung ethnologischer Gegenstände aus Afrika 1930-1935 IB 59 Afrika I/MV: E 1337/1931. Die Unterstreichungen sind bereits im Originaltext erfolgt.

Begründung, dass die angelegten Sammlungen bereits vollständig oder „fast lückenlos“ seien.³⁶ Während also zu Beginn des Untersuchungszeitraums praktisch „alle“ angebotenen und als ethnographisch geltenden Gegenstände von den Museen angenommen oder angekauft worden waren und diese expansive Ankaufspolitik mit dem drohenden Verlust der „primitiven Kultur“ gerechtfertigt worden war, zeichnete sich nach dem Ersten Weltkrieg eine zunehmende Selektion beim Erwerb von Gegenständen aus den ehemaligen Kolonien ab. Diese Entwicklung lag aber nicht allein an der schwierigeren finanziellen Situation, in der sich die Museen durch und nach dem Krieg befanden. Vielmehr ist es ein Hinweis auf die nun bereits existierenden großen Bestände, die die Museen seit ihrer Entstehung und vor allem im Laufe der deutschen Kolonialzeit angelegt hatten – und auf eine Verschiebung der Perspektive auf diese Bestände: Was vor dem Krieg als insuffiziente Menge empfunden worden war, wurde jetzt zunehmend als eine relativ unübersichtliche Masse zu organisierender und nach ihrem Wert zu prüfender Bausteine gesehen. Es galt, diese sinnvoll zu ordnen und evtl. abzustoßen bzw. zu ergänzen. Entsprechend intensivierte sich auch der Austausch von völkerkundlichen Gegenständen und deren Dubletten sowie von anthropologischen Objekten zwischen den verschiedenen Museen.³⁷

Eine weitere neue Entwicklung in der Ankaufspolitik war die verstärkte Sammlung von Ethnographica sowie „anthropologischem Material“ aus Europa, was auf einen veränderten Forschungsfokus verweist. Begründet war dieser Wandel zunächst dadurch, dass die ursprünglichen Forschungsgebiete mit dem Krieg nicht mehr zur Verfügung standen. Ob dieses veränderte Interesse auch inhaltliche Gründe hatte, wie dies Katja Geisenhainer bei Otto Reche mit einem neuen Interesse an der Eugenik begründet, wird im Laufe der Arbeit noch geprüft werden.³⁸

Eine weitere Veränderung, die sich bereits vor Kriegsbeginn abzeichnete, um sich dann in den 1920er Jahren zu intensivieren, war die Nutzung der Fotografie, des Films sowie von Tonaufnahmen.

36 SMB-PK, EM: Erwerbung ethnologischer Gegenstände aus Afrika 1927-1929 IB 58 Afrika I/MV: E 1041/1927.

37 Bereits vor dem Ersten Weltkrieg hatte es zwischen den Völkerkundemuseen in Hamburg, Berlin und Leipzig einen solchen Austausch von Gegenständen gegeben, wobei zusätzlich auch völkerkundliche und anthropologische Fragen diskutiert worden waren. So hatte Thilenius beispielsweise 1906 den Voluntär-Assistenten und späteren Leiter der ostasiatischen Abteilung im Berliner Völkerkundemuseum Friedrich W. K. Müller um die Identitätsbestimmung von einigen Schädeln gebeten. Siehe dazu: Brief vom 19. Januar 1906, VKM HH: M.B.10, Bd. III (Kgl. Museen Berlin 1896-1907); Siehe in diesem Zusammenhang auch: Nachlass von Luschán: Georg Thilenius.

38 Geisenhainer, Rasse, S. 408.

Exkurs: Zur Parallelität der Entwicklung der Völkerkunde bzw. Anthropologie und der Fotografie, des Films sowie von Tonaufnahmen

Parallel zur Wissenschaft der Anthropologie und Völkerkunde hatte sich die 1839 erfundene und in den 1870er Jahren stark vereinfachte Fotografie entwickelt.³⁹ Neben zahlreichen anderen Wissenschaftlern entdeckten auch Völkerkundler und Anthropologen schnell das Potential dieser neuen Technik.⁴⁰ Man versprach sich von den als „authentisch“ geltenden Bildern einen interkulturellen Vergleich, der bisher nicht möglich

39 Siehe dazu auch: Christopher Pinney, *The Parallel Histories of Anthropology and Photography*, in: Elizabeth Edwards, (Hg.), *Anthropology and Photography 1860-1920*, New Haven/London 1992, S. 74-95; Eleanor M. Hight/Gary D. Sampson (Hg.), *Colonialist Photography. Imag(in)ing Race and Place*, London 2002; Hartmut Krech, *Ein Bild der Welt. Die Voraussetzungen der anthropologischen Photographie*, Konstanz 1989. Zu der Verwendung der Fotografie in anderen Bereichen siehe u.a.: Susanne Regener, *Fotografische Erfassung. Zur Geschichte medialer Konstruktionen des Kriminellen*, München 1999; dies., *Ausgegrenzt: Die optische Inventarisierung des Menschen im Polizeiwesen und in der Psychiatrie*, in: *Fotogeschichte* 10, H. 38 (1990), S. 23-38; dies.: *Zwischen Dokumentation und Voyeurismus: Fotografien psychiatrischer Patienten*, in: *Fotogeschichte* 20, H. 76 (2000), S. 13-24; dies., *Verbrechen, Schönheit, Tod: Tatortfotografien*, in: *Fotogeschichte* 20, H. 78 (2000), S. 27-42. Michael Hagner argumentiert in dem Zusammenhang mit der Etablierung der Fotografie, dass sich ein neues Medium nur durchsetzen lässt, wenn sich zugleich die Sehgewohnheiten ändern: Siehe dazu: Michael Hagner, *Mikro-Anthropologie und Fotografie. Gustav Fritschs Haarspaltereien und die Klassifizierung der Rassen*, in: Peter Geimer (Hg.), *Ordnungen der Sichtbarkeit. Fotografie in Wissenschaft, Kunst und Technologie*, Frankfurt a. M. 2002, S. 254. Zu Gustav Fritsch siehe auch: Annette Lewerentz, *Der Mediziner Gustav Fritsch als Fotograf. Dokumentation seiner anthropologisch-ethnografischen Untersuchungen in Fotografien der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte*, in: *Baessler-Archiv*, Bd. 48 (2000), S. 271-309.

40 Ulrike Prinz, *Forscher und Fotografen – Kurzbiographien*, in: Thomas Theye (Hg.), *Der geraubte Schatten. Die Photographie als ethnographisches Dokument*, München 1989, S. 506-526. Weitere Bildproduzenten waren beispielsweise Missionare, die ihre Aufnahmen nicht selten religions-propagandistisch nutzten. Siehe dazu: Raymond Corbey, *Der Missionar, die Heiden und das Photo. Eine methodologische Anmerkung zur Interpretation von Missionsphotographien*, in: *Zeitschrift für Kulturaustausch* 40 (1990), S. 460-465; Wilfried Wagner, *Missionare als Photographen*, in: *Zeitschrift für Kulturaustausch* 40 (1990), S. 466-474. Zur Instrumentalisierung der Photographie in der Wissenschaft siehe: Bertram Turner, *Kritische Überprüfung des ethnographischen Quellenwertes von Photographien am Beispiel des Orients*, in: *Zeitschrift für Kulturaustausch* 40 (1990), S. 440-459.

gewesen war.⁴¹ Die Bilder konnten reproduziert, konserviert und je nach Bedarf bearbeitet werden. Damit erschien die Zeit kontrollierbar geworden zu sein.⁴² Zugleich wurde mit ihnen das Bedürfnis der „enzyklopädischen Erfassung der Welt“ in visueller Form befriedigt.⁴³ Mit der Fotografie, die Sinnbild der zeitgenössischen technischen Veränderung war, konnten die zu Erforschenden in neuer Weise definiert, kategorisiert und konstruiert werden.⁴⁴

Die ersten anthropologischen Aufnahmen hatte der Fotograf Emil Thiésson bereits 1844 mit fünf Daguerreotypen von einer Frau und einem Mann aus dem nördlichen Brasilien (Botokuden) angefertigt.⁴⁵ 1845 hatte der Präsident der französischen Akademie der Wissenschaften, Etienne-Renaud-Augustin Serres die Einrichtung eines „photographischen Museums für Menschenrassen“ gefordert, um einen Überblick über differente physische Eigenschaften zu erhalten.⁴⁶ Dieses Projekt war bereits in seinen Anfängen gescheitert, doch gab es in der Folge verschiedene Versuche einzelner Forscher, kleinere Versionen dieser Idee zu realisieren.⁴⁷ Dabei bemühte man sich durch Standardisierungen der Aufnahmen, vergleichbare Quellen für die Anthropologie zu erstellen und die, von den Wissenschaftlern immer wieder kommentierte Begrenztheit des erstellten Fotomaterials zu kompensieren.⁴⁸ So sollten

41 Thomas Theye, „Wir wollen nicht glauben, sondern schauen.“ Zur Geschichte der ethnographischen Fotografie im deutschsprachigen Raum im 19. Jahrhundert, in: ders. (Hg.), *Der geraubte Schatten. Die Photographie als ethnographisches Dokument*, München 1989, S. 66f.; ders., *Anthropologische Fotografie: Anthropometrische Fotografie*, in: ders. (Hg.), *Der geraubte Schatten. Die Photographie als ethnographisches Dokument*, München 1989, S. 92ff.; Michael Wiener, *Der Photograph – die Photographierten – das Publikum. Präsentation und Rezeption fremder Wirklichkeit am Beispiel der ethnographischen Bilder des Photographen Gert Chesi*, in: Eva Ch. Raabe/Herbert Wagner (Hg.), *Kulturen im Bild. Bestände und Projekte des Bildarchivs Museum für Völkerkunde Frankfurt a. M., Museum für Völkerkunde Frankfurt a. M.*, Frankfurt a. M. 1994, S. 11ff.

42 Theye, *Ethnologie*, S. 150.

43 Theye, „Wir wollen nicht“, S. 61.

44 Joanna C. Scherer, *The Photographic Document: Photographs as Primary Data in Anthropological Enquiry*, in: Elizabeth Edwards (Hg.), *Anthropology and Photography 1860-1920*, New Haven/London 1992, S. 33.

45 Theye, „Wir wollen nicht“, S. 61.

46 Etienne-Renaud-Augustin Serres, *Observations sur l'application de la photographie à étude des races humaines*, in: *Comptes rendus de l'Académie des Sciences* 21, 1845, S. 243-245.

47 Theye, *Ethnologie*, S. 151. Theye führt dabei folgende Forscher an: Watson/Kaye (1868-1875), Fritsch (1872), Thomson (1874), Falkenstein (1876), Buchta (1881) und Friederichsen (1881).

48 Siehe dazu u.a. Hermannstädter, Karl von den Steinen, S. 220; Hagner, *Mikro-Anthropologie*, S. 262.

beispielsweise die abgebildeten Personen nackt sein, einen bestimmten Abstand zur Kamera einhalten, sowie festgelegte Körperhaltungen einnehmen etc.⁴⁹ – Katrin Adler stellt fest, dass die Körper der Fotografierten damit zum „Grundlagenmaterial für Statistiken reduziert“ worden wären, womit die entstandenen Fotos auch Sinnbild für die „totale Aneignung von Gütern und Menschen durch das kolonialistische Europa“ seien.⁵⁰ Es wurde also bereits sehr frühzeitig in ethnographisch-völkerkundliche und anthropologische Aufnahmen unterschieden.⁵¹ Handelte es sich bei ersteren um die Abbildung der spezifischen Merkmale einer Kultur (Landschafts- und Architekturaufnahmen, Kleidung, Gebrauchsgegenstände, Technologie, Sitten und Gebräuche), ging es bei letzteren um die Darstellung der körperlichen Spezifik (vor allem bei anthropometrischen und Typenaufnahmen).⁵²

Entsprechend der bald regelmäßigen Anfertigung von Fotos bei den Expeditionen wurden diese nun auch in den verschiedenen Völkerkundemuseen genutzt. So setzte die 1889 gegründete Freie photographische Vereinigung zu Berlin 1891 erstmals einen Projektionsapparat ein. Aufgrund des großen Erfolges und mit Unterstützung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte sowie des Berliner Völkerkundemuseums etablierten sich schon bald sehr populäre „Projektionsabende“, die im Hörsaal des Museums veranstaltet wurden. Zahlreiche Wissenschaftler wie Arthur Baessler, Max Bartels sowie auch von Luschan nutzten diese Technik bei der Präsentation ihrer Vorträge.⁵³ Außerdem legte die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, unterstützt durch Rudolf Virchow, ein umfangreiches Fotoarchiv an. 1914 konnte dieses bereits 17.950 Aufnahmen vorweisen, 22.771 im Jahr 1939.⁵⁴ Doch auch in der wissenschaftlichen Lehre sowie bei den anthropologischen Forschungen wurde

49 Frank Spencer, *Some Notes on the Attempt to Apply Photography to Anthropometry during the Second Half of the Nineteenth Century*, in: Elizabeth Edwards (Hg.), *Anthropology and Photography 1860-1920*, New Haven/London 1992, S. 99f.

50 Katrin Adler, „Den wohlloblichen Direktoren der Museen, ethnographischen Sammlungen etc.“ Historische Fotografien der Mariannhiller Mission aus Südafrika, in: Baessler-Archiv, Bd. 48 (2000), S. 417f.

51 Diese Differenzierung geht auf Gustav Fritsch zurück, der in seinem Atlas von 1872 in ethnologische und physiognomische Fotografie unterschied. Siehe dazu auch: Hagner, *Mikro-Anthropologie*, S. 258ff.

52 Thomas Theye, *Ethnographische Photographie im 19. Jahrhundert. Eine Einführung*, in: *Zeitschrift für Kulturaustausch*, H. 4, 40 (1990), S. 386 und S. 399. Siehe auch ders., „Wir wollen nicht“, S. 90ff.; ders., *Ethnologie*, S. 38f.

53 Theye, „Wir wollen nicht“. S. 68.

54 Ebd., S. 61.

die Fotografie eine Technik zur Abbildung des „Anderen“. Dementsprechend wird die Fotografie in den folgenden Abschnitten immer wieder Erwähnung finden.⁵⁵

Nach dem Krieg wurden auch verstärkt Film- und Tonaufnahmen von den erforschten Völkern angefertigt,⁵⁶ wobei der Einsatz dieses neuen Mediums vielfältige Wirkungen hatte: So ergaben sich z.B. entsprechende neue Kontakte mit der Filmindustrie, die sich gerne des Wissens und des Wissenschaftsimages der Völkerkundemuseen bediente, um sogenannte „Kulturfilme“ zu drehen. In einem entsprechenden Exposé von Filmveranstaltern hieß es:

„Deutschland ist durch den Verlust seiner Kolonien nicht mehr in der Lage, wissenschaftliches und Handelsmaterial, welches der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden kann, sammeln zu können. Daher haben sich die Veranstalter der geplanten Expedition Nachstehendes zum Grundsatz gemacht: [...] Außer möglichst reichhaltigen Sammlungen sollen auch photographische und kinematographische Aufnahmen gemacht werden und speziell letztere für wissenschaftliche, als auch evtl. für Spielfilme. Sie sollen als Kulturfilme nicht in trockener, wissenschaftlicher Weise, sondern, im Gegenteil, im Rahmen novellistischer, fesselnder Handlung eindrucksvoll, doch nicht aufdringlich, teilweise mit Humor gewürzt, das große Publikum mit allem Wissenswerten aus diesen Gegenden bekannt machen. So sollen Filme, deren Handlung ganz oder teilweise in fremden Ländern spielt, natur- und wahrheitsgetreue Bilder von Land und Leuten, ihren Sitten und Gebräuchen zeigen.“

Die Auswirkungen der medialen Neuerungen auf die Arbeit der Völkerkundler waren ambivalent. Einerseits konnte nun die sogenannte „Kultur“ der zu erforschenden Völker zumindest theoretisch nicht nur durch materielle Gegenstände repräsentiert werden, sondern auch ihre Praktiken und Körper in Form von Fotos, Filmen und Tonaufnahmen langfristig festgehalten und zum Zwecke der Erforschung und Darstellung wieder abgerufen werden. Praktisch liegen hier allerdings keine Angaben über die Verwendung von Film- und Tonaufnahmen in der Öffentlichkeit im Untersuchungszeitraum vor. Insgesamt ist also zu konstatieren, dass diese medialen Neuerungen zwar vermutlich eingesetzt wurden, aber zögernd und eher ergänzend als substituierend. Das völkerkundliche oder anthropologische Objekt als Repräsentant der zu erforschenden „Wahrheit“ über die Kultur behielt seine Bedeutung als jeweils unersetzliches Original.

55 Als ein Plädoyer für den kritischen Einsatz und eine kritische Interpretation von Bildern siehe: Rainer Wohlfeil, Das Bild als Geschichtsquelle, in: Historische Zeitschrift 243 (1986), S. 91-100.

56 Michael Böhl, Entwicklung des ethnographischen Films, Göttingen 1985.

Der Weg der Objekte ins Museum

In einem Brief von Thilenius vom 9. Juni 1913 an die Oberschulbehörde schilderte dieser, wie frisch im Museum eingetroffene Objekte von „auszereuropäischen Naturvölkern“ behandelt würden:

„Die eingehenden Kisten werden im Arbeitshofe abgeladen und ausgepackt. Die ethnographischen Gegenstände werden hierbei auf einem Tisch unter dem Glasdach ausgebreitet, die Kisten in das Magazin, die Verpackungsmaterialien in verschlieszbare Mülltonnen verbracht. Es geschieht dies, um eine Verschleppung von Schmutz, Ungeziefer usw. in das Gebäude nach Möglichkeit einzuschränken. Die ethnographischen Gegenstände werden darauf in dem Sortierraum ausgebreitet, und daran schlieszt sich die meist langwierige Arbeit der Kontrolle der Stücke, ihres Vergleichs mit den mitunter vorhandenen Listen des Sammlers, die Aufstellung eigener Listen, die Verteilung auf die wissenschaftlichen Abteilungen und die Nummerierung an. Aus diesen Arbeiten geht die sogenannte Postenliste hervor, die vom Bureau in dem auf die Erwerbung bezüglichen Aktenstück eingefügt wird. Unter der Nummer der Postenliste erfolgt gleichzeitig eine kurze Eintragung in das Postenbuch, und die Postennummer ist gleichzeitig maszgebend für die endgültige Nummerierung der Stücke bei der Katalogisierung. Auf Grund dieser Nummer kann später jedes irgendwo in der Sammlung vorhandene Stück ohne weiteres auf die zugehörigen Akten und auf die hierin enthaltenen ausführlichen Angaben des Sammlers bezogen werden.“

Danach würde die Reinigung der Gegenstände erfolgen:

„Aus dem Waschraum werden die Gegenstände in das Laboratorium überführt und gelangen zunächst in den Vakuumapparat, in dem sie mittels Schwefelkohlenstoffes von tierischen Schädlinge befreit werden. Nach Beendigung des Verfahrens kann ein Teil der Stücke schon für die wissenschaftliche Bearbeitung bereitgestellt werden, ein anderer bedarf aber regelmäszig noch weiterer Vorbereitung. [...] Nach Beendigung der technischen Arbeiten beginnen die wissenschaftlichen, die wiederum in eine mehr technische und die rein wissenschaftliche Behandlung zerfallen. Die ersteren umfassen die Katalogisierung. In den Konservierungsräumen tragen die Gegenstände die Nummerzetteln, die sie im Sortierraum erhielten. Die Zetteln sind durch dauerhaft aufgemalte Nummern zu ersetzen, die Stücke selbst in den Zettelkatalog einzutragen. Hierbei entspricht jedem Gegenstande ein Zettel, der auf der einen Seite die Nummer, die Bezeichnung und den Hinweis auf die Akten, ferner eine statistische Beschreibung trägt, während auf der Rückseite der Gegenstand selbst, seine Ornamente und technischen Besonderheiten durch genaue Zeichnungen festgelegt werden. [...] die soweit vorbereiteten neuen Sammlungen gelangen nun mit den zugehörigen Zetteln an den wissenschaftlichen Beamten, in des-

sen Abteilung sie aufbewahrt werden sollen. Er versieht die Zettel mit den notwendigen wissenschaftlichen und literarischen Notizen, kontrolliert die Herkunftsangaben oder bestimmt erst die Herkunft und vergleicht die mit der Sammlung eingegangenen wissenschaftlichen Notizen mit den bisher bekannten Angaben. Ist auch die wissenschaftliche Bearbeitung beendet, so erfolgt die Entscheidung darüber, welche Stücke der Schausammlung oder der wissenschaftlichen Sammlung überwiesen werden sollen; die für die Schausammlung bestimmten erhalten dann die erforderlichen Untersätze, Sockel usw. aus Holz oder Metall, deren zweckmässigste Anordnung durch Versuche ermittelt werden muss. [...] Die durchschnittliche Dauer der Konservierungs- und Katalogisierungsarbeiten ist nur annähernd bekannt, ebenso schwankt die Zahl der jährlichen Eingänge zwischen durchschnittlich 4-6000 Gegenständen. Ein absolut regelmäßiger Betrieb ist daher nicht einzuhalten, doch muss unter allen Umständen erreicht werden, dass die Eingänge eines Jahres vor Schluss des folgenden Jahres vollständig fertiggestellt sind. Es leidet sonst die wissenschaftliche Brauchbarkeit des Museums in erheblichem Masse, auch das Interesse des Publikums wird stark beeinträchtigt und der Betrieb selbst gerät in Unordnung.“⁵⁷

Aus dieser detailreichen Beschreibung des komplexen Aufnahmeverfahrens von hier völkerkundlichen Gegenständen lässt sich die Bedeutung schließen, die den hygienischen Praktiken und der archivarischen Systematisierung zugeschrieben wurde: Nur sie garantierte nämlich dem Museum, ein „Ort der Rationalität“⁵⁸, ein Raum der Wissenschaft zu sein. Erst durch die konservierenden Verfahren wurde die Dauerhaftigkeit der Gegenstände garantiert – sie waren also die Voraussetzung, um aus den gesammelten Gegenständen Objekte der Ausstellung zu kreieren, die dann als „Semiophoren“ (Pomian), als Zeichenträger fungieren konnten.⁵⁹

57 STA HH: 361-5 I Hochschulwesen Reg. Spez. CIIa 16 Bd. III. Zum Zettelkatalog des Museums siehe auch: Jahrbuch Hamburg 1905. Darin wird auch ein Zettelkatalog für die Lichtbilder erwähnt, der bereits 1904 1.000 Nummern aufwies.

58 Jenkins, *Object*, S. 245.

59 Pomian, *Der Ursprung*, S. 50ff.; Gottfried Korff, *Fremde (der, die, das) und das Museum*, in: ders. (Hg.), „Museumsdinge“. Deponieren – Exponieren, Köln/Weimar/Wien 2002, S. 146; ders., *Zur Faszinationskraft der Dinge. Eine museumshistorische Reflexion in Bildern*, in: *Volkskultur und Moderne. Europäische Ethnologie zur Jahrtausendwende. Festschrift für Konrad Köstlin zum 60. Geburtstag am 8. Mai 2000*, hg. vom Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Wien 2000, S. 344ff.

Die Sammlungen des Berliner Völkerkundemuseums

Aufbau und Umfang

Das Berliner Völkerkundemuseum arbeitete im Hinblick auf die Bestandsvergrößerungen der Sammlungen im Untersuchungszeitraum unter vorteilhaften Bedingungen. Bereits am 21. November 1889 hatte der Bundesrat dem Museum ein Vorkaufsrecht bei dem Erwerb von Objekten aus den kolonialen Gebieten zuerkannt.⁶⁰ Gegen diese bevorzugende Verteilungsregelung hatte es in der Folge zwar immer wieder massiven Protest zahlreicher anderer Museumsdirektoren gegeben, insbesondere durch Karl Weule, aber auch von Thilenius. Dieser blieb jedoch erfolglos; die Regelung blieb bis zum Ersten Weltkrieg bestehen, um sich dann selbst zu erübrigen.⁶¹ Allerdings wurde sie nicht selten von Sammlungsreisenden und Museen unterlaufen, was z.B. dazu führte, dass die kaiserlichen Bediensteten in einem Runderlass von 1903 an ihre Dienstpflicht erinnert wurden.⁶²

60 Dieser Beschluss galt auch für das Botanische und Zoologische Museum in Berlin. Siehe dazu: Köstering, Natur, S. 199; Brigitte Hoppe, Naturwissenschaftliche und zoologische Forschungen in Afrika während der deutschen Kolonialbewegung bis 1914, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 13 (1990), S. 198.

61 Essner, Berlins, S. 87ff.

62 Hoppe, Naturwissenschaftliche, S. 198. Trotz dieser Bevorteilung des Berliner Museums existierte eine auffällige Kooperation der hier untersuchten Museen. So arbeiteten das Hamburger, Berliner und auch Leipziger Museum bei Expeditionen, Ankäufen von großen Sammlungen und Tauschgeschäften wie auch in der Weitergabe von Informationen oder bei dem gegenseitigen Vorschlägen für Auszeichnungen zusammen. Weule sprach in diesem Zusammenhang von einer Art „Bündnispolitik“. Informelle Briefe, die sich im Nachlass von von Luschan finden, weisen zudem auf freundschaftliche Kontakte der Museumsdirektoren untereinander hin. Obwohl die Beziehung der drei genannten Museen auch durch eine Konkurrenzsituation gekennzeichnet war, wie durch Aufzeichnungen über das Feilschen um Sammlungen oder in der gegenseitigen Kritik an Ausstellungen deutlich wird, überwog im Zweifelsfall die Bereitschaft zur Kooperation auffallend häufig: Mehrmals äußerten die Direktoren, dass sie sich der „Sache der Ethnologie“ verpflichtet fühlen würden. Die Museen fungierten in mehreren Funktionen: Auftraggeber waren sie, wie erwähnt, für Expeditionen, aber auch, im Rahmen ihrer zunehmenden Professionalisierung und ihrem steigenden Selbstverständnis als Wissenschaftsinstitutionen, für Ausstellungsmaterialien wie Vitrinen etc. sowie für Drucksachen wie Kataloge, Zeitungen etc. Als Ansprechpartner wurden sie zunehmend von den verschiedensten nicht-musealen Institutionen wahrgenommen (wie z.B. Festgussausschüssen oder Polizeistellen), was ihre ansteigende gesellschaftliche Verflechtung belegt. Siehe hierzu auch: Zwernemann, Aus den frühen Jahren, S. 27-46. Bemerkenswert sind auch die internationalen Kontakte der Völkerkundemuseen, die über den europäischen Raum

Da Erwerbungsverzeichnisse des Berliner Völkerkundemuseums nur punktuell vorliegen, sind für den hier angesetzten Untersuchungszeitraum zumeist keine exakten Angaben über die Sammlungseingänge vorhanden. Andrew Zimmerman gibt immerhin für die Zeit von 1895 bis 1907 einen durchschnittlichen Eingang von mehr als zweitausend Artefakten pro Jahr an, wobei auch hier eine genaue Aufschlüsselung unmöglich ist.⁶³ Auch in den sogenannten „Erwerbungsakten“ des Museums sind keine jahresübergreifenden statistischen Angaben über die Objekteingänge zu finden. Daher sind exakte Aussagen über den Verteilungsschlüssel weder im quantitativen Sinne (d.h. über die Menge der Objekte sortiert nach anthropologischen oder völkerkundlichen Eigenschaften), noch in regionaler Hinsicht (d.h. über die Herkunft der Objekte) möglich. Allerdings geben die erhaltenen Korrespondenzen Auskunft über den Ankauf einzelner Gegenstände oder Sammlungen. Danach stammte deren überwiegender Teil aus Afrika und Ozeanien und entsprechend erfuhr die afrikanisch-ozeanische Abteilung, der u.a. von Luschan als Leiter vorstand, die stärksten Erweiterungen. Dies spiegelt sich auch in einem der wenigen Erwerbungsverzeichnisse, die noch erhalten sind. Analog der Auflistung der „Erwerbungen der Kgl. Museums für Völkerkunde aus den deutschen Schutzgebieten von Anfang Oktober 1904 bis Anfang Oktober 1905“ erhielt das Museum an Gegenständen: 151 aus Kamerun, 104 aus Togo, 4 aus „Deutsch-Südwest-Afrika“, 152 aus „Deutsch-Ostafrika“, 875 aus den Besitzungen in der Südsee.⁶⁴ Die überwiegend als Geschenke titulierten Objekte aus den deutschen Kolonialgebieten stellen zwar vermutlich nicht den kompletten Zuwachs des Museums dar, aber schon aus rein pragmatischen Gründen, wegen der leichteren Beschaffbarkeit aus den Kolonien, ist davon auszugehen, dass sie den allergrößten Teil ausmachten. Für diese Vermutung spricht auch, dass in den Quellen bis zum Ersten Weltkrieg keine Angaben darüber zu finden sind, aus welchen Gebieten mehr oder weniger Objekte gewünscht worden wären. Das Museum wollte also scheinbar zumindest

hinausreichten. U.a. mit Museen in Wien, London und New York wurden Gegenstände ausgetauscht; wechselseitig wurden Vorträge gehalten und Veranstaltungen besucht. Aus dem kontinentalen Europa kamen Studenten und Wissenschaftler nach Deutschland, um an den Museen und Universitäten zu arbeiten.

63 Zimmerman, *Anthropology*, S. 153. Laut Zimmerman sind dies die einzigen Daten über Sammlungseingänge in dieser Zeit. Zitiert nach SMB-PK: IB 46, vol.2: 1360/96, 1111/98, 888/00; 1169/1901; vol. 3: 1497/02, 1549/04, 1870/06, 1858/07.

64 SMB-PK, EM: Kolonial-Angelegenheiten 1902-1909, IB 46 Vol. 3/MV 1086: E 1861/1905.

aktiv keine regionalen Schwerpunkte setzen, stattdessen die Welt entsprechend den jeweiligen Möglichkeiten repräsentieren.⁶⁵

Dieser Gedanke entsprach auch der bis in das zweite Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts hinein geltenden ehemals von Adolf Bastian ausgerufenen Maxime, so schnell so viel als möglich zu sammeln. Dass die akkumulierten Objekte dann allerdings die Kapazitäten sowohl der Ausstellungen als auch der Depots weit überstiegen bzw. übersteigen würden, wurde als Folgeproblem von den Museumsakteuren zwar wahrgenommen; dennoch waren sie weit davon entfernt, die Sammlungsaktivitäten zu limitieren. Dabei gab es durchaus externe Kritik an den vielen Neuzugängen. So ist z. B. im Protokoll der 72. Sitzung vom 7. März 1913 der Berliner Budgetkommission, also der Kommission, die für die Abstimmung des Museumshaushaltes zuständig war, u. a. zu lesen:

„Wenn man auch alle diese Gründe für die schnelle Vermehrung der ethnologischen Sammlung anerkennt, so drängt sich doch angesichts des rapiden Anschwellens der Bestände die Frage auf, ob nicht zu viel gesammelt wird. Der Fehler könnte darin liegen, dass, wenn man sich so ausdrücken darf, die Generalidee falsch ist, oder, wenn die Generalidee im allgemeinen richtig ist, bei der Ausführung im einzelnen durch Sammelwut gesündigt wird. Der Generalfehler kann nur der sein, dass man den Begriff der Ethnologie nicht richtig fasst, vor allem, dass man ihn zu weit fasst. Ethnologie heißt zwar Völkerkunde, ist aber nicht die Wissenschaft von allen Völkern, sondern nur von den sogenannten Naturvölkern [...] Wenn [...] die Sammelpolitik der Museen richtig ist, so können innerhalb der richtigen Ziele Fehler im einzelnen durch zu große Sammelbegierde begangen werden. Wenn man z.B. hört, dass in bestimmten Gegenden Afrikas jedes Negerdorf seine eigene, von der Nachbargemeinde verschiedene Kultur besitzt, so wird man sich, so interessant das Studium jedes einzelnen Dorfes für den Gelehrten sein mag, im Sammeln der Kulturobjekte Beschränkung auferlegen müssen.“⁶⁶

Von Luschans Einfluss auf die Sammlungen des Museums

Von Luschan verschaffte dem Berliner Museum, insbesondere in der ersten Phase seines Wirkens, mit viel Geschick einige besondere völkerkundliche Kollektionen. So erkannte er relativ schnell, dass Gegenstände aus Benin, die nach einer brutalen Expedition der Briten am Ende des 19. Jahrhunderts in ebendiese Region auf dem völkerkundlichen Markt

65 Dass diese „Anhäufungspolitik“ relativ wirksam war, könnte man aus der, allerdings nicht unbedingt stimmigen Aussage ersehen, dass 1939 von einem Bestand von bis zu 400.000 Objekten aus aller Welt gesprochen wurde, womit das Museum eines der größten seiner Zeit gewesen wäre. Siehe dazu: Museum für Völkerkunde, Kunst, S. 6.

66 Ebd.

aufgetaucht waren, wegen der qualitativ hochwertigen Verarbeitung ihrer Bronzen, die gesamte evolutionäre Theorie in Frage stellten.⁶⁷ Entsprechend führte er für seine afrikanische Abteilung zahlreiche Erwerbungen durch, bevor der Marktwert und die Popularität der dann so genannten „Benin-Gegenstände“ durch verschiedene Auktionen in London enorm stieg.⁶⁸ Einen Eindruck von dem quantitativen Umfang der später in den europäischen Museen vorhandenen und aus Benin stammenden Objekte und ihrem Anteil im Berliner Völkerkundemuseum gibt folgende Aufzählung von von Luschan: „Im ganzen sind rund 2400 Benin Stücke zu meiner Kenntnis gelangt: davon sind 580 in Berlin, 280 im Brit. Museum, 227 in Rushmore (die von Pitt Rivers hinterlassene Sammlung), 196 in Hamburg, 182 in Dresden, 167 in Wien, 98 in Leiden, 87 in Leipzig, 80 in Stuttgart, 76 in Cöln und 51 in Frankfurt a. M.“⁶⁹

Auch für seine zahlreichen Forschungsreisen nach dem syrischen Sendschirli und seine Ausgrabungen dort wurde von Luschan bereits zeitlebens gewürdigt.⁷⁰ Als beispielsweise Adolf Bastian in seinem Brief

67 Penny, Objects, S. 71ff.

68 Ebd. Dass von Luschan diese Erwerbungen so frühzeitig durchführen konnte, lag auch an seinen sehr genauen Kenntnissen über Benin, die er in späteren Publikationen veröffentlichte. Sein Aufsatz „Über Benin-Alterthümer“ erschien 1916; 1919 dann sein dreibändiges Werk „Die Alterthümer von Benin“: von Luschan, Über Benin-Alterthümer, S. 307-327; ders., Die Alterthümer von Benin, Bd. 1-3. Die späte Veröffentlichung begründete er mit der Hoffnung, noch weitere Forschungen in Benin durchführen zu können, die dann jedoch durch den Krieg „für immer ausgeschlossen“ blieben. Auch Arbeitsüberlastung schien ein Grund für die späte Verarbeitung des Gesammelten zu sein, so führte er jedenfalls in einem Brief an Karl Weule vom 12. Januar 1906 an: „Ihre Frage nach dem Erscheinen meines Benin-Buches kann ich leider noch nicht beantworten. Ich habe jetzt so viel andere Dinge zu arbeiten, dass ich seit meiner Rückkehr aus Afrika noch nicht einmal den Schrank öffnen konnte, in dem sich das nahezu druckfertige Ms. [Abkürzung für Manuskript, A.d.V.] befindet ... Wir haben übrigens in der letzten Woche wieder ganz grossartige Stücke aus Benin erworben, mit die schönsten und besten, die es überhaupt gibt, darunter zwei grosse massive, aus Erz gegossene runde Stühle.“ SMB-PK, EM: Erwerbung ethnologischer Gegenstände aus Afrika 1905-1906 IB 35 Afrika I/MV: E2359/1905.

69 Von Luschan, Über Benin-Alterthümer, S. 308. Auch andere Wissenschaftler, wie Bernhard Ankermann profitierten von seinen umfassenden Kenntnissen über Afrika. Ankermann konnte sie beispielsweise in seinem Vortrag über „Kulturkreise und Kulturschichten Afrikas“ (1905) verwenden. Siehe dazu: Museum für Völkerkunde (Hg.), Kunst der Welt in den Berliner Museen, Bd. 1-2, Stuttgart 1980, S. 11.

70 Als ein Beispiel für eine relativ aktuelle, allerdings stark idealisierende Würdigung seiner Sendschirli-Ausgrabungen, siehe: Liane Jakob-Rost,



Abbildung 1: Museum für Völkerkunde Berlin, Ausstellung Benin, 1926

vom 2. Mai 1904 an die kaiserliche und königliche Majestät die Beförderung von Luschans zum Direktor beantragte, verwies er auf dessen Erfolge durch die Ausgrabungen im Sendschirli: „Um die Museen hat er sich außerdem durch die Leitung mehrerer größerer Ausgrabungs-Expeditionen nach Sendschirli in Syrien bedeutende Verdienste erworben, welche von Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestät durch Verleihung des roten Adlerordens vierter Klasse und des Kronen-Ordens dritter Klasse huldvollst anerkannt worden sind.“⁷¹

Felix von Luschan als Archäologe, in: *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 27 (1986), S. 427-438.

- 71 GStA: I HA Rep. 89 Nr. 20491 (Museum für Völkerkunde 1901-1908). In der Zeit von 1888 bis 1902 war von Luschan fünfmal nach Kleinasien gereist. Da eine weitere „Kampagne“, wie von Luschan es nannte, zwar geplant, aber dann immer wieder verschoben und dann durch den Ersten Weltkrieg unmöglich wurde, verzögerte sich die publizistische Verwertung dieser Reisen. Seine letzte Publikation dazu (und überhaupt) „Die

Während seiner weiteren Tätigkeit am Museum betrieb er ebenfalls gewandt, aber insbesondere ausdauernd zwar weiter die Sammlung völkerkundlicher Gegenstände – zunehmend lag sein Interesse jedoch bei den anthropologischen Objekten. So knüpfte er zunächst an die schon durch Adolf Bastian hergestellten Kontakte in den Kolonialgebieten an und baute sie in seiner Amtszeit als Leiter der afrikanisch-ozeanischen Abteilung systematisch weiter aus. Er wusste, dass diese für die Arbeit des Museums existentiell waren und daher auch zu pflegen wären, wie dies z.B. in dem folgenden Rat von ihm an den bereits erwähnten Sammlungsreisenden Czekanowski, der 1907 im Auftrage des Berliner Museums an der Expedition nach Zentralafrika teilnahm, deutlich wird: „Auf die Bassira-Schädel bin ich schon sehr neugierig. Bitte schreiben Sie mir doch, wie Sie es eigentlich angestellt haben, die Sache so fix zu erledigen. Wenn Europäer Ihnen dabei geholfen haben, so ist wohl ein Dankschreiben nötig oder nützlich. [...] Das sieht gut aus und ist oft auch für später nützlich.“⁷² – Einen Kollegen von Czekanowski, Hermann Glauning instruierte von Luschan 1908, menschliche Teile nur mitzunehmen, sofern es nicht zu viel Aufsehen verursachen würde.⁷³ Bezeichnend ist, dass von Luschan als der Leiter der ursprünglich völkerkundlichen afrikanisch-ozeanischen Abteilungen sowohl ethnologische als auch anthropologische Sammlungen einforderte. So wies er den eben erwähnten Czekanowski zwar einmal am 27. August 1907 an, nicht nur anthropologisch zu arbeiten, sondern auch „absolut vollständige“

Kleinfunde von Sendschirli“ konnte er wegen seines Todes am 7. Februar 1924 nicht mehr beenden, so dass Walter Andrae die Vervollständigung übernahm und erst 1943 veröffentlichte: Felix von Luschan, Die Kleinfunde von Sendschirli, Berlin 1943. Ein Großteil der Texte darin stammt allerdings von Andrae. Die einzelnen Textpassagen sind mit „A.“ für Andrae oder mit „v.L.“ für von Luschan versehen. In dem Textband finden sich zahlreiche Zeichnungen. Darüber hinaus gibt es einen Abbildungsband, in dem in Form von Zeichnungen und Photographien die Fundstücke abgebildet sind. Von Luschans Texte thematisieren seine Ausgrabungen, die er nach Fundmaterialien wie „Stein-, Ton-, Metall- und Knochen-sachen“ systematisiert; dabei werden die Fundorte der Gegenstände, ihr Aussehen sowie ihr (potentieller) Verwendungszweck abgehandelt.

72 SMB-PK, EM: Reise des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg 1906-08 I B 70 Vol 1 I/EM 1095: E 1484/1907. Diese Forschungsreise wurde vom Berliner Museum für Völkerkunde initiiert. Bei der Ausfinanzierung dieses umfangreichen Projektes waren allerdings zahlreiche andere Institutionen wie das Leipziger, Kölner und Frankfurter Völkerkundemuseum sowie das Reichskolonialamt involviert. Siehe dazu auch: Stelzig/Adler, On the preconditions, S. 161-176.

73 SMB-PK, EM: Erwerbung ethnologischer Gegenstände aus Afrika 1908 IB 43 Afrika I/MV: E 190/1908.

ethnographische Sammlungen zu erstellen.⁷⁴ In einem Brief vom 14. September 1907 an diesen konkretisierte von Luschan dies aber dann wie folgt:

„Im Uebrigen möchte ich Sie abermals und immer wieder darauf aufmerksam machen, wie durchaus nötig es ist, dass Sie möglichst viele Leute für uns, d.h. für die Völkerkunde und für das Berliner Museum ernsthaft interessieren. Insbesondere müssen Sie immer versuchen, den Missionaren usw., klar zu machen, dass sie vor allem die religiösen Verhältnisse der Eingeborenen erst genau studieren müssen, ehe sie ihnen eine neue Religion aufzwingen dürfen. Von ethnographischen Sammlungen kann man auch kaum genug haben, finden sich doch immer Museen, die froh sind, Dubletten zu bekommen und dass wir niemals genug Schädel und Skelette bekommen können, brauche ich ja gerade Ihnen nicht erst lange zu beweisen. Also seien Sie so eifrig, als Sie nur irgend können und machen Sie den Leuten auch klar, dass wir für alle Förderung erkenntlich sein werden.“⁷⁵

Aus Briefwechseln mit weiteren Sammlungsreisenden und für ihn tätigen Wissenschaftlern geht dann hervor, dass ihm neben der Sammlung von völkerkundlichen Materialien die Sammlung von „anthropologischem Material“ mindestens ebenso am Herzen lag. So forderte er seine Sammler, wie beispielsweise 1908 Glauning, explizit auf, sich um derartige Objekte zu bemühen: „Ganz unabhängig von dieser Bitte um Beschaffung ethnographischer Gegenstände möchte ich mir auch die Anfrage erlauben, ob es Ihnen etwa möglich sein sollte, grössere Serien von Schädeln und auch einzelne Skelette von erwachsenen Eingeborenen zu beschaffen.“⁷⁶ Bei den eingeforderten anthropologischen Objekten handelte es sich nicht nur um einzelne Körper bzw. Körperteile. Von Luschan ging es, wie er immer wieder herausstellte, um die Beschaffung von „möglichst grossen Serien von Schädeln und Skeletten“. Denn nur auf einer solchen Basis ließen sich allgemeingültige anthropologische Schlussfolgerungen ziehen. Beispielsweise sah von Luschan repräsentative Ergebnisse bei der Erforschung von menschlichen Köpfen nur dann gegeben, wenn mehr als 100 Schädel für die Untersuchung vorlägen. Bei einer natürlichen Gruppe gäbe es immer Variationsbreiten,⁷⁷ was, so von Luschan, den „Hunger“ der Anthropologen nach größeren Schädelserien

74 SMB-PK, EM: Reise des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg 1906-08 IB 70 Vol 1 I/EM 1095: E 1631/1907.

75 Ebd.: E 1722/1907.

76 SMB-PK, EM: Erwerbung ethnologischer Gegenstände aus Afrika 1908 IB 43 Afrika I/MV: E 190/1908.

77 Von Luschan, Völker, Rassen 1927, S. 368f.

erkläre.⁷⁸ In einem Brief von Luschans an Czekanowski vom 1. Dezember 1908 wird deutlich, welchen tatsächlichen Umfang derartige in dem Museum für Völkerkunde ankommenden Sammlungen haben konnten – und welche fast schon ästhetische Begeisterung von Luschans an diesen Kumulierungen empfinden konnte: „Ihre Schädel habe ich vor einigen Wochen alle nebeneinander auslegen lassen: es ist eine stattliche Serie, ungefähr ein Regiment. Das macht Ihnen auch nicht leicht jemand nach.“⁷⁹ Damit die Beauftragten seinen wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht wurden, verfasste von Luschans 1906 eine „Anleitung“ für die Erstellung von wissenschaftlichen Sammlungen, die weite Verbreitung unter den Sammlungsreisenden fand.⁸⁰ Darüber hinaus gab er den einzelnen Sammlern häufig Anweisungen, welche Art von anthropologischen Objekten er wünschte. Zunächst war für ihn wichtig, dass es sich bei den Körperstücken um die von toten erwachsenen Menschen handelte; Kinderskelette oder -schädel interessierten ihn nicht. Auch von den konkreten Körperteilen hatte er genaue Vorstellungen. So verlangte er beispielsweise nach Schädeln mit noch vorhandenen Zähnen, da er über Zahndeformationen forschen wollte.⁸¹ Generell sollten sowohl die ethnologischen als auch die anthropologischen Objekte keine „europäischen Spuren“ aufweisen, ohne hier zu definieren, was unter diesem Begriff zu verstehen wäre.⁸²

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass von Luschans die Objektzahl der afrikanischen Abteilung zunächst durch einige relativ spektakuläre Ankäufe bzw. Ausgrabungen und später durch eine geschickte und konsequente Sammlungspolitik während seiner Amtszeit im Museum maßgeblich vergrößerte. Dabei lässt sich eine zunehmende Förderung der anthropologischen Sammeltätigkeit durch von Luschans erkennen, wobei die von ihm beauftragten Sammler und Wissenschaftler immer spezifischere Anweisungen erhielten, um seine zumindest zeitweise ausufernden Sammelinteressen in einer methodischen Weise befriedigen zu können.

78 Ebd., S. 368.

79 SMB-PK, EM: Reise des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg 1908-1909, I B 70 Vol 2 I/EM 1096: E 2490/1908.

80 Felix von Luschans, Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte, in: Neumayer's Anleitungen zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen, Bd. II, Hannover 1906, S. 1-123.

81 SMB-PK, EM: Erwerbung ethnologischer Gegenstände aus Afrika 1908, IB 43 Afrika I/MV: E 364/1908.

82 SMB-PK, EM: Erwerbung ethnologischer Gegenstände aus Afrika 1910-1911, IB 50 Afrika I/MV: E 2439/1910.

Die Sammlungen des Hamburger Völkerkundemuseums

Aufbau und Umfang

Im Gegensatz zum Berliner Museum für Völkerkunde sind die Sammlungseingänge des Hamburger Völkerkundemuseums zumindest bis 1916 gut dokumentiert. Denn in den Jahrbüchern der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten wurde bis zu diesem Zeitpunkt auch über das Museum für Völkerkunde, über seine personelle, bauliche und sammlungsgeschichtliche Entwicklung etc. berichtet; zwar nicht in einer über die Jahre hinweg konstant systematischen Weise, doch immerhin mit einigen quantitativen Angaben, die einen Eindruck von der Entwicklung der Sammlungen vermitteln. Aus dem vorliegenden Datenmaterial ergibt sich demnach, dass die Museumseingänge im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts stark anstiegen. Während sich beispielsweise die gesamten Sammlungseingänge des Museums im Jahre 1904 auf 1.063 Gegenstände beliefen, verdreifachten sich die Neuzugänge zwei Jahre später auf 3.617 Objekte. Die Hochzeit dieser Entwicklung stellte dabei das Jahr 1913 mit 8.165 frisch registrierten Gegenständen dar. Auch im Kriegsjahr 1916 wurden immerhin noch 7.064 neue Objekte aufgenommen.⁸³ Über den gesamten Magazinbestand des Museums wurden ebenfalls nur punktuell Angaben gemacht. Dementsprechend wurde der Bestand 1904 mit 20.041 Objekten beziffert, während 1909 schon 65.000 Gegenstände registriert waren, wovon ein Sechstel ausgestellt sein sollte, was etwa 10.833 Objekten entsprechen würde. 1905 wurde dann mit der Erstellung eines „Zettelkatalogs“ begonnen, bei dem jedem Objekt ein „Zettel“ entsprach, auf dem Angaben zur Herkunft, Größe, Herstellung etc. festgehalten wurden.⁸⁴ Über die Fortschritte dieser Kartei sowie über ihre Relation zum Gesamt- oder Teilbestand wurde dann in den Jahrbüchern fortlaufend berichtet, so dass weitere Rückschlüsse auf die Sammlungsentwicklung gezogen werden können. So hieß es für 1912, dass ca. 25.000 Objekte, ein Fünftel des Gesamtbestandes von ca. 125.000 Objekten, katalogisiert worden wären. Für 1914 wurde festgestellt, dass 41.632 Gegenstände „verzettelt“ wären, was einem Drittel des Gesamtbestandes entsprechen sollte, womit dessen Umfang in etwa stabil geblieben wäre.

83 Wulf Köpke gibt für das Jahr 1915 den Gesamtbestand an Objekten mit 104.533 Gegenständen an, allerdings ohne seine Quelle zu nennen. Siehe dazu: Wulf Köpke, Das Konzept „Der innere Reichtum des Museums“, in: ders./Bernd Schmelz, Hamburg: Südsee. Expedition ins Paradies, Hamburg 2003, S. 9. Vermutlich bezieht sich Köpke auf: Zwernemann, Hundert Jahre, S. 48.

84 Jahrbuch Hamburg, 1905.

Bemerkenswert ist dabei, dass die große Masse der Sammlungseingänge scheinbar weniger aus regelrechten Ankäufen, als aus den Erträgen von größeren und kleineren, selbst oder durch andere durchgeführten Expeditionen stammte. Für die Eurasien-Abteilung sammelte beispielsweise ihr erster Leiter, Arthur Byhan 1905 und 1906 in Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien und Russland sowie später in Medkonien und auf Sardinien.⁸⁵ Der Weule-Schüler und Ethnographica-Händler Julius Konietzko sammelte im gleichen Zeitraum u.a. in Irland, Finnland, Portugal, Spanien und Süditalien, in der Schweiz, und in Schottland.⁸⁶ Ab 1912 wurden auch deutsche Sammlungen angelegt. Konietzko war auch hierin involviert, wobei auch zahlreiche Gegenstände von Privatleuten in die Sammlungen eingingen.⁸⁷ Dementsprechend vergrößerten sich die Bestände der Eurasien-Abteilung in diesem Zeitraum um ein Vielfaches. Die Hamburger Südsee-Expedition von 1908 bis 1910, eine der größten völkerkundlichen Forschungsreisen jemals, erhöhte die Zahl der Sammlungseingänge dann exorbitant. Auf sie wird im Folgenden noch intensiver eingegangen. Über das Jahr 1912 berichtete Thilenius dann:

„Im Berichtsjahr hat demnach die Sammlung einen Zuwachs erhalten, der nahezu das Doppelte des Durchschnitts der letzten Jahre erreicht. Das ist indessen nicht auf besonders günstige Käufe zurückzuführen, sondern beruht fast ausschließlich auf Zuwendungen, unter denen die des Komitees für die Expedition des Herzogs zu Mecklenburg, der Geographischen Gesellschaft in Hamburg und des Herrn Konsuls M. Thiel allein rund 3000 Stücke umfassen. Ihnen und den anderen dankt die Verwaltung für die wertvollen Geschenke, die sie besonders als Zeichen des wachsenden Interesses begrüßt, das sich das Museum in Hamburg erfreuen darf.“⁸⁸

Beim Vergleich der Abteilungen untereinander konnte die Abteilung Afrika in den meisten Jahren den größten Zuwachs an Objekten verzeichnen. So hieß es beispielsweise für das Jahr 1906: „Wie im Vorjahre wurde der größte Teil der verfügbaren Mittel des Budgets für den Ankauf afrikanischer Sammlungen verwendet. [...] Im ganzen wurden die Sammlungen um 3617 Stücke vermehrt.“⁸⁹ Waren es 1904 noch 275

85 Rüdiger Vossen, Die Entwicklung der Europa-Abteilung am Hamburgischen Museum für Völkerkunde, in: Heide Nixdorff/Thomas Hauschild (Hg.), Europäische Ethnologie, Theorie- und Methodendiskussion aus ethnologischer und volkskundlicher Sicht, Berlin 1982, S. 73ff.

86 Vossen, Die Entwicklung, S. 73-75.

87 VKM HH: S.D.1., Bd. I Sammlungsgegenstände aus Deutschland.

88 Jahrbuch Hamburg 1912, S. 38.

89 Jahrbuch Hamburg 1906, S. 123.

neueingehende Gegenstände für die Abteilung Afrika, so waren es 1912 bereits 4.150 und 1916 5.228 Gegenstände. Auch andere Abteilungen konnten konstanten Zuwächse verzeichnen, so die ozeanische mit 212 Gegenständen im Jahre 1904 und 1.508 Objekten im Jahr 1914. Auffällig ist auch der Sammlungszuwachs der „eurasischen Abteilung“ in der Zeit von 1912 bis 1916, zu der Thilenius 1913 „Europa“ sowie Nord-, Mittel- und Vorderasien sowie Nordafrika zählte (hierauf wird in Bezug auf die Ausstellungen noch eingegangen werden):⁹⁰ Waren es im erstgenannten Jahr noch 1.293 Gegenstände, die in den Museumsbestand eingingen, so waren es 1913 bereits 3.177, 1914 2.411 und 1915 2.105 Objekte. Bei den allermeisten dieser Neuzugänge handelte es sich um Nutzgegenstände des alltäglichen Bedarfs wie Kochutensilien, Kleidung etc., des weiteren um Gegenstände wie Waffen, Schmuck, Kultgegenstände etc. So wurden in der Abteilung Vorder- und Mittelasien im Jahr 1910 z.B. erworben: „[...] ein Chalats und eine Mütze aus Turkestan, ein kleiner turkmenischer Filzteppich mit aufgemalten schwarzen und roten Ornamenten und einige kurdische Schwerter, deren Klingen mit figürlichen Ornamenten und Inschriften verziert sind.“⁹¹

Im Vergleich zu den anderen Sammlungen waren die Eingänge der anthropologischen Abteilung in quantitativer Hinsicht marginal. So wurden für 1910 über 600, 1911 über 50, 1912 106 „anthropologische Materialien“ registriert, 1913 aber lediglich „einige Schädel“. Bestandsangaben für die anthropologische Sammlung liegen nur für die Jahre 1909 und 1910 vor: „Der Bestand der Schädelammlung, der Ende 1909 auf über 1100 gestiegen war, erreichte im Berichtsjahre fast 1800 Stück.“⁹² Ein Bericht über das Jahr 1910 zeigt, welcher Art die Zugänge sein konnten:

„I. Anthropologische Sammlung. Die Abteilung erfuhr auch in diesem Jahre eine außerordentliche Bereicherung, und zwar hauptsächlich dadurch, daß die Hamburgische wissenschaftliche Stiftung die von der Südsee-Expedition mitgebrachten Sammlungen dem Museum als Leihgabe überwies. So erhielt die anthropologische Abteilung aus Melanesien über 600 Schädel und Skelette, zahlreiche Einzelknochen, Haarproben, Hand- und Fußabdrücke, einige Gehirne und andere Präparate, und aus Mikronesien 22 Schädel und Skelette, zahlreiche Einzelknochen, Haarproben, Gipsabgüsse usw. Unter den von der Südsee-Expedition mitgebrachten Schädeln sind die zahlreichen deformierten von der Südküste von Neu-Pommern besonders interessant. [...] Wertvoll sind auch einige vom Kaiserin-Augusta-Fluß stammende Schädel, die durch ihre

90 Jahrbuch Hamburg 1913, S. 30ff.

91 Ebd., S. 32.

92 Jahrbuch Hamburg 1910, S. 30.

außerordentliche Kleinheit auffallen. Schon seit längerer Zeit hatte man vermutet, daß es im Innern von Neu-Guinea eine kleinwüchsige Rasse, echte Pygmäen, geben müsse. Die von der Expedition mitgebrachten Schädel erbringen den einwandfreien Nachweis dieser Rasse. Weiterhin erfuhr die Abteilung eine sehr erwünschte Vermehrung durch die von Herrn Kantorowicz vermittelte Schenkung der Firma F. Rosenstern & Co., Hamburg von 10 Schädeln aus Kaniet. Außerdem gingen an Geschenken ein: 1 Schädel eines südchinesischen Arbeiters aus Johore von Herrn F. Diehl-Mölln und 3 Schädel und 1 Skelett von der Insel Nauru von Herrn Dr. P. Hambruch.“⁹³

1911 hatte die anthropologische Abteilung dann auch, ohne dass es besonders vermerkt wurde, Materialien aus europäischen Gebieten hinzugewonnen:

„Die Abteilung erhielt ein außerordentlich wertvolles Geschenk von Herrn E. Alexander-St. Petersburg: 45 nach dem Leben modellierte Gipsbüsten von Samojeden, Wogulen, Sojoten, Tschuktschen, Burjäten, Mongolen und Japanern. Außerdem schenkte Herr. I. Konietzko-Hamburg einen in Westpreußen gefundenen Kinderschädel, zehn Kopfhhaarproben von Samojeden und vier Haarproben von Enarelappen.“⁹⁴

Thilenius' Einfluss auf die Sammlungen des Museums

Eine der aufsehenerregendsten Aktionen, die Thilenius im Rahmen seiner Direktorenschaft durchführte, war die Planung der sogenannten Hamburger Südsee-Expedition von 1908 bis 1910 – selbst mitreisen konnte er wegen einer Malaria-Erkrankung nicht.⁹⁵ Diese, durch die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung mit einem Etat von 600.000 Mark ausfinanzierte Expedition, wird heute als die bedeutendste der Kolonialzeit gesehen.⁹⁶ Mitgebracht wurden von ihr etwa 15.000 Objekte.⁹⁷ Das Reisetem, so Thilenius retrospektiv, bestand aus Leuten, die „[...] schon früher sehr vollständige ethnographische Sammlungen erworben

93 Ebd.

94 Jahrbuch Hamburg 1911, S. 25.

95 Geisenhainer, Rasse, S. 60.

96 Turner, Hundert Jahre, S. 122.

97 Antje Kelm, Hamburg: Südsee – Expedition ins Paradies, in: Wulf Köpke/Bern Schmelz (Hg.), Hamburg: Südsee. Expedition ins Paradies, Hamburg 2003, S. 72. Für das erste Jahr wurden 6.667 ethnographische Objekte, 851 anthropologische Objekte, ca. 1.700 Photographien sowie 215 Zeichnungen angefertigt. Siehe dazu auch: Antje Kelm, Im ersten Jahr vom Schiffe aus – Die Hamburger Südsee-Expedition in der Inselwelt von Neuguinea, in: Wulf Köpke/Bern Schmelz (Hg.), Hamburg: Südsee – Expedition ins Paradies, Hamburg 2003, S. 127f.

und nach Europa gebracht hatten“.⁹⁸ Prof. Dr. Friedrich Fülleborn (Tropenmediziner, Ethnograph), Franz Emil Hellwig (Kaufmann, Sammler), Otto Reche (Anthropologe, Mitarbeiter der Museums), Dr. Georg Dunker (Zoologe), Wilhelm Müller-Wismar (Anthropologe, Linguist), Hans Vogel (Maler).⁹⁹ Die Südsee betrachtete Thilenius u.a. deshalb als besonders attraktiv für Hamburg, weil es dort die größten außereuropäischen Niederlassungen Hamburgischer Firmen geben würde und „ein Hamburger Kaufmann“ (gemeint ist Johann Cesar VI Godeffroy) dort schon geforscht hätte.¹⁰⁰ Neben diesem Handelshaus war auch die Firma Hernsheim & Co. AG mit eigenen Pflanzungen auf Inseln im Bismarck-Archipel aktiv am Südsee-Handel beteiligt. (Bis 1914 stieg die Zahl der Hamburger Handelsniederlassungen in diesen Gebieten dann auf zwölf an.¹⁰¹ Durch die Expedition konnte Thilenius also auch verschiedene Interessen des zahlungskräftigen Wirtschaftsbürgertums bedienen.) Inhaltliche Ziele der Expedition waren völkerkundliche Erforschungen u.a. der sozialen Gliederung, der religiösen Praktiken und der Erzeugnisse, außerdem anthropologische Untersuchungen.¹⁰² Thilenius forderte Angaben zu:

„1. Körperbeschaffenheit; 2. Wachstum und Bewegung der Völker; 3. Wirtschaftsformen, Haustiere, Kulturpflanzen, Gewerbe, Handel; 4. Gesellschaftsformen, Familien, Altersklassen, Adel, Kasten, Sklaverei, Hörigkeit; 5. Sitte, Brauch, Rechtspflege; 6. Stofflicher Kulturbesitz: Technik, Geräte, Waffen, Schmuck, Kleidung, Bauwerke, Verkehrsmittel; 7. Geistiger Kulturbesitz: Religion, Kunst, Volksmedizin, Sprachen.“¹⁰³

Otto Reche hatte die Aufgabe, anthropologische Vermessungen durchzuführen, d.h. Haut-, Haar- und Augenfarben sowie Körperbau, Kopf- und Gesichtsformen zu untersuchen sowie Schädel und Skelette zu sammeln.¹⁰⁴ Er verbrachte die bereits weiter oben erwähnten 600 Körperteile nach Hamburg.¹⁰⁵ Dass Thilenius mit dieser Expedition aber nicht nur eine große wissenschaftlichen Ausbeute, sondern zielgerichtet auch eine breite öffentliche Resonanz anstrebte, zeigt sich in seinen viel-

98 Georg Thilenius/Hans Vogel, Eine Forschungsreise im Bismarck-Archipel, Hamburg 1911, S. XV.

99 Fischer, Hamburger Südsee-Expedition, S. 64ff.; Kelm, Im ersten Jahr, S. 117ff.

100 Thilenius/Vogel, Eine Forschungsreise, S. X. Siehe dazu auch: Kelm, Im ersten Jahr, S. 92-141.

101 Kelm, Im ersten Jahr, S. 96f.

102 Geisenhainer, Rasse, S. 62f.

103 Zitiert nach Zwernemann, Die ersten, S. 84.

104 Jahrbuch Hamburg 1908, S. 153.

105 Jahrbuch Hamburg 1910, S. 30.

fältigen Auswertungen: So hielt er einmal öffentliche Vorträge, wie z.B. im Jahre 1909 einen über die „Ergebnisse der Südsee-Expedition der hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung“ in Posen bei der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft.¹⁰⁶ Außerdem veranstaltete er 1912 eine spezielle Ausstellung „aus Anlaß der Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft“, auf die im Abschnitt 3.2 noch ausführlicher eingegangen werden wird.¹⁰⁷ Ihren publizistischen Niederschlag fand die Forschungsreise dann 1914 im zwölfbändigen Werk „Ergebnisse der Südsee-Expedition“.¹⁰⁸ Weitere Bekanntheit für die Expedition erzielte er dann noch durch die Verleihung einer speziellen Denkmünze an die Teilnehmer der Expedition sowie die Offiziere der Besatzung des von der HAPAG gecharterten Schiffes „Peiho“. Retrospektiv gesehen erreichte damit Thilenius sein bereits zuvor geäußertes Ziel: eine Expedition nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch als Kampagne für die Völkerkunde, das Hamburger Völkerkundemuseum und für die Stadt Hamburg durchzuführen.

Thilenius' anthropologisches Interesse war nicht so ausgeprägt, wie das bei von Luschan. Oder anders formuliert: Für Thilenius hatte die Sammlung von völkerkundlichem Material zumeist eine stärkere Bedeutung. Dieser Schwerpunkt spiegelte sich auch in der Quantität der Museumseingänge wieder. So wurden beispielsweise im Jahrbuch des Museums von 1913 nur 12 Gegenstände für die anthropologische Abteilung aber 8.153 Objekte für die ethnographische Abteilung vermerkt.¹⁰⁹ Andererseits konnte Thilenius auch sehr direkt sein Interesse an „anthropologischem Material“ formulieren, wie dies aus einem Brief vom 10. Dezember 1906 von ihm an den Sammlungsreisenden Fric, der sich zu dem Zeitpunkt in Buenos Aires befand, hervorgeht:

„Es handelt sich dabei um die Erlangung einer möglichst grossen Anzahl von Schädeln oder von ganzen Skeletten. Diese haben jedoch nur Wert, wenn Sie feststellen können, zu welchem Stamm die Schädel oder Skelette gehören, z.B. Bona, Alakaluf. Sollte die Bergung ganzer Skelette Schwierigkeiten haben, so genügt es zur Not, wenn ausser dem Schädel das Becken und die langen Röh-

106 Jahrbuch Hamburg 1909, S. 249.

107 Jahrbuch Hamburg 1912, S. 28. Neben den Exponaten der Südsee-Expedition wurden auch die der „Inner-Afrika-Expedition“ von Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg gezeigt.

108 Georg Thilenius, Ergebnisse der Südsee- Expedition (mehrbändig), Hamburg 1914.

109 Die Eingänge für die ethnographische Sammlung verteilten sich wie folgt auf die einzelnen Abteilungen: 3.177 eurasische, 813 ostasiatische, 1.078 amerikanische, 1.936 afrikanische und 1.149 ozeanische Abteilung; Jahrbuch Hamburg, Bd. 31, 1913, S. 30.

renknochen der Extremitäten gesammelt werden. Dies gilt jedoch nur für den Notfall. Sollten Sie in die Lage kommen Gräber zu öffnen, welche den Eingeborenen noch bekannt sind, so würde bei jedem Skelett oder Schädel unbedingt aus den mündlichen Angaben zu ermitteln sein, ob Mann oder Frau vorliegt. Kinderskelette haben keinen Wert oder doch nur sehr geringen. Beigaben sind natürlich mitzunehmen.“¹¹⁰

Wie von Luschan legte also auch Thilenius sehr starken Wert auf die Feststellung der Zugehörigkeit des jeweiligen toten Körpers und hielt deshalb neben den Exhumierungen auch Mitnahmen von Grabbeigaben für angebracht.¹¹¹ Eventuelle Bedenken zu dieser Praktik waren in den Quellen nicht zu finden. Auch wenn die anthropologischen Bestände im Vergleich zu den völkerkundlichen Sammlungen in quantitativer Hinsicht zunächst marginal erscheinen, zeigt sich dennoch, wie beispielsweise im Museumsbericht über das Jahr 1905, dass völkerkundliche und anthropologische Forschungen bzw. Erwerbungen als qualitativ ähnlich wichtig empfunden wurden:

„In dankenswerter Weise ermöglichte die Deutsche Kolonial-Gesellschaft, Abteilung Hamburg, eine weitere Vermehrung der ozeanischen Abteilung. Seitdem vor über einem Jahrzehnt die ersten Sammlungen aus Wuwulu und Hun oder, wie sie von den Europäern benannt wurden, Matty und Durour nach Europa kamen, hat sich das Interesse der Forschung für diese beiden Inseln unvermindert erhalten. [...] Zu der Eigenart und Vollkommenheit der Erzeugnisse schien die abgelegene Lage der Insel wohl zu passen, die Vermutung war gerechtfertigt, daß seit vielen Generationen die Bevölkerung dieser Inseln von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen war. [...] Die anthropologische Untersuchung einiger Skelette, welche wir von Aua erhielten, ergibt unmittelbar die Richtigkeit dieser asiatischen Beziehungen. So scheint es, als wären Wuwulu und Aua eigentlich nur für die Europäer außerhalb des Verkehrs gelegen.“¹¹²

Dass Thilenius auch einen weiteren Ausbau von anthropologischen Forschungen ermöglichen wollte, zeigt sich in seinem Brief an von Luschan

110 VKM HH: D2. 36.

111 Im Namen der Wissenschaft wurde ein natürlicher Zerfallsprozess gestoppt, um die „geretteten“ Körperteile später im Museum zu deponieren bzw. auszustellen. Eva Sturm, Museifizierung und Realitätsverlust. Musealisierung – Museifizierung: verwandte Begriffe, in: Wolfgang Zacharias (Hg.) Zeitphänomen Musealisierung, Essen 1990, S. 107. Eva Sturm verweist hier auf Baudrillards Ausführung zur Exhumation der Mumie von Ramses II.

112 Jahrbuch Hamburg 1905, S. 254.

vom 2. Februar 1906. Darin informierte er über eine freigewordene Position:

„Ich beabsichtige nun in diese Stellung einen Herrn zu berufen, der eventuell später beamteter Assistent werden kann und im Nebenamte vorwiegend Anthropologie treibt. Es wird voraussichtlich möglich sein an unseren Krankenhäusern regelmässig Messungen an Lebenden vorzunehmen und damit gleichzeitig die Vorarbeiten für die geplante deutsche Untersuchung zu leisten.“¹¹³

– Aus den vorliegenden Quellen geht nicht hervor, ob die geplanten Messungen dann tatsächlich und regelmäßig durchgeführt wurden. Sie wären zumindest ein wichtiger Bestandteil der 1903 von Gustav Schwalbe initiierten anthropologischen Totalerfassung der deutschen, österreichischen und schweizerischen Bevölkerung gewesen, auf die noch im Zusammenhang mit den Erläuterungen zu Thilenius' Beteiligung an der „anthropologische[n, A.d.V.] Erhebung der deutschen Bevölkerung“ im Abschnitt 3.4 näher eingegangen werden wird. Jedenfalls zeigt dieser Brief ein gewisses Interesse an anthropologischen Untersuchungen im eigenen Land und im großen Maßstabe.

Durch die Ausführungen sollte deutlich geworden sein, dass sich die Sammlungseingänge des Hamburger Völkerkundemuseums unter der Direktorenschaft von Thilenius stark vergrößerten und für die wissenschaftliche Nutzung z.B. in Form eines Zettelkataloges aufbereitet wurden. Dabei blieb die Menge der „anthropologischen Materialien“ gegenüber den völkerkundlichen Objekten rein quantitativ gesehen aber marginal. Dennoch achtete Thilenius darauf, dass auch die Kollektion von Körperteilen, insbesondere von Schädeln konstant anwuchs. Inbegriff dieser parallel existierenden Sammelstrategien ist die Südseeexpedition, bei der das hauptsächliche Interesse zwar bei völkerkundlichen Gegenständen lag, bei der die Teilnahme von Otto Reche aber auch die Akkumulation anthropologischer Objekte sicherte. Bemerkenswert erscheint zudem, dass zur Vergrößerung der anthropologischen Sammlung nicht nur Körperteile aus den Kolonialgebieten geeignet erschienen, sondern auch solche aus dem europäischen Raum.

113 Nachlass von Luschan: Georg Thilenius. Für diese Position kam nach Thilenius Paul Hambruch bzw. Otto Reche in Frage, wobei er einräumte, dass die Entscheidung über die Besetzung bei der Kommission des Museums und der Oberschulbehörde liegen würde.

3.2 Die Ausstellungen

Voraussetzungen musealer Ausstellungsstrategien

Wissend um die Schwierigkeit, mit fragmentarischen Quellenmaterial Ausstellungen und ihre Formen der Repräsentation zu interpretieren,¹¹⁴ wird hier eine Annäherung über mehrere Wege versucht. So wird zunächst ein kurzer theoretischer Grundlagenabriss gegeben. Darauf wird in Rückgriff auf die bisherigen Ausführungen zu der Erstellung von Sammlungen zunächst die Transformation der Sammlungs- zu Ausstellungsgegenständen und damit auch die Verbindung der Sammlungen zu den Ausstellungen verdeutlicht werden. In den folgenden Abschnitten werden dann die Planungen und Realisierungen der Museumsbauten sowie -gestaltungen thematisiert werden. Hier wird der gebaute Raum in Anlehnung an Susanne Köstering und in Rückgriff auf Sophie Forgans Arbeiten als Ausdruck und als „Akteur im Prozess der Strukturierung von Menschen, Institutionen und Wissen“ verstanden.¹¹⁵ Wenn man wie Korff Ausstellungen als eine bestimmte „Wahrnehmungsorganisation“, als eine „Organisation der Anschauung“ versteht,¹¹⁶ dann ist der Museumsraum die Bedingung für und zugleich Teil dieser Inszenierung. Endlich soll die Rolle des Publikums und damit die Verbindung der diskursiven zur visuellen Vermittlung aufgezeigt werden, bevor noch auf die nur bedingt stattfindende Ausstellung speziell anthropologischer Gegenstände eingegangen wird.¹¹⁷

114 Siehe dazu u. a.: Elazar Barkan, *Post-colonial Histories: Representing the Other in Imperial Britain*, in: *Journal of British Studies* 33 (1994), S. 180-203, insbesondere S. 195ff. Siehe dazu auch: Susan A. Crane, *Memory, Distortion, and History in the museum*, in: *History and Theory* 36, Theme Issue (1997), S. 51 sowie: dies., (Art)efakte: Nation, Identität, Museum, in: Claudia Rückert/Sven Kuhrau (Hg.), *„Der deutschen Kunst“ Nationalgalerie und nationale Identität 1876-1998*, Berlin 1998, S. 188ff.

115 Köstering, *Natur*, S. 6.

116 Korff, *Speicher*, S. 172f.

117 Siehe dazu auch Findlen, *Zeit*, S. 193: Das Auftauchen von Museen, Laboratorien, botanischen Gärten etc. spielte eine wichtige Rolle bei der Umsetzung der diskursiven in eine visuelle Vermittlung. Dabei übernahmen diese neuen Bereiche oft die Form des Theaters, womit die „Gebäude der Wissenschaft in einen spezifischen philosophischen Rahmen“ gesetzt wurden, „nämlich einen, welcher Wissen mittels der Konstruktion von idealen Formen verdinglichte, und – dies war noch wichtiger – ihre Sichtbarkeit betonte.“

Völkermuseen als Inszenatoren und Inszenierungen

Ein spezifisches Merkmal von Museen ist die wechselseitige Beziehung von Fremden und Eigenem, die durch die „Leibhaftigkeit des Betrachters und die sinnliche Präsenz des Ausstellungsgegenstandes“ unterstrichen wird.¹¹⁸ Diese bereits von Walter Benjamin verwendete Dialektik von Nähe und Ferne, die er in seinem Aura-Begriff zusammenfasste,¹¹⁹ tritt in Völkermuseen besonders eindrücklich auf.¹²⁰ Denn sie offerierten in ihren Ausstellungen zum einen explizit eine ferne Welt in einem überschaubaren Raum und verwiesen damit auf strukturelle Ähnlichkeiten mit einer Reise.¹²¹ Zum anderen übernahm die dargestellte Ferne dabei die Funktion einer Projektionsfläche, die der eigenen Selbstvergewisserung diene. Museen und insbesondere Völkermuseen waren, um es mit Foucault zu sagen, Orte der „Gegenplatzierung“.¹²² In diesem Sinne waren die Ausstellungen keine Wiederherstellung eines ursprünglichen, sondern die Kreation eines neuen Kontextes.¹²³

118 Korff, *Fremde*, S. 147 :“An kaum einem Ort ist fremdes und eigenes so eng aufeinander bezogen und durch die Leibhaftigkeit des Betrachters und die sinnliche Präsenz des Ausstellungsgegenstandes aufs deutlichste bekräftigt wie im Museum. Dort erschließt sich kultureller Sinn durch die Bewegung des Betrachters in einem räumlichen Dingarrangement, also Kraft einer Hermeneutik des Leibes. Diese im Museum angelegte Dialektik von nah und fern entspricht der Bedeutungskonfiguration des Benjaminschen Aura-Begriffs, der sich ja ebenfalls auf die Spannung von nah und fern bezieht.“

119 Ebd.

120 Eine Theoretisierung dieser Dialektik von Nähe und Ferne versucht ebenso Hermann Lübke, *Der Fortschritt und das Museum. Über den Grund unseres Vergnügens an historischen Gegenständen*. The Bithell Memorial Lecture of Germanic Studies, University of London, London 1982; oder Peter Sloterdijk, *Museum. Schule des Befremdens*, in: *Frankfurter Allgemeine Magazin* vom 17. März 1989. Zitiert nach Korff, *Zur Faszinationskraft*, S. 341-354.

121 Gottfried Korff, *Museumsreisen*, in: ders. (Hg.), „Museumsdinge“. *Deponieren – Exponieren*, Köln/Weimar/Wien 2002, S. 4ff. Völkermuseen und Reisen beziehen sich nach ihm wechselseitig aufeinander: Reisen sind die Voraussetzung für den Ankauf von Gegenständen und die Reisewellen ab dem 16. Jahrhundert unterstützen in der Folgezeit zahlreiche Museumsgründungen.

122 Korff, *Fremde*, S. 148.

123 Susan Stewart, *On Longing: Narratives of the Miniature, the Gigantic, the Souvenir, the Collection*, Baltimore 1984, S. 151f.

Der Akt der Musealisierung

Die Ausstellung und damit Besichtigung von völkerkundlichen und anthropologischen Gegenständen lässt sich als der letzte von drei Schritten sehen, die in der museumstheoretischen Literatur zusammengefasst als „Akt der Musealisierung“¹²⁴ bezeichnet und hier als theoretische Ausgangslage der Analyse übernommen werden. Demnach wurden in einem bereits dargestellten ersten Schritt, nämlich durch die Erstellung von Sammlungen, die Gegenstände ihrem ursprünglichen Kontext entnommen und dabei ihrer Funktion beraubt, also entzeitlicht und enträumlicht. Der zweite Vorgang wurde dann in den Ausführungen über den Weg der Objekte ins Museum aufgezeigt: So durchliefen die Objekte mittels ihrer Neudeklaration und Einfügung in ein museales Regelwerk eine „semantische Veränderung“. Sie wurden ihrem eigentlichen Symbol- und Funktionszusammenhang entrückt und in einen neuen wissenschaftlich und ästhetisch normierten Kontext, der nach Prinzipien wie denen der Authentizität, Analogie, Kausalität, Funktionalität etc. organisiert war, eingefügt, wurden damit Teil einer neuen Umgebung und Nachbarn anderer Objekte. Erst dadurch wurden sie zu völkerkundlichen sowie anthropologischen Gegenständen,¹²⁵ bedurften nun der Erläuterung und Interpretation.¹²⁶ Nach der materiellen Aneignung der Gegenstände, erfolgte hierdurch auch die Inbesitznahme der Bedeutungen dieser Repräsentationen.¹²⁷ Die dritte Entwicklungsstufe der endgültigen Musealisierung des Objektes, diese wird weiter unten in dem Kapitel be-

- 124 Zur Transformation der Gegenstände von Objekten zum „spectacle of the colour“ siehe: Carol A. Breckenridge, *The Aesthetics and Politics of Colonial Collecting: India at World Fairs. Comparative Studies in Society and History* 31 (1989), S. 196.
- 125 Eva Sturm, *Konservierte Welt. Museum und Musealisierung*, Berlin 1991, S. 42ff. James Clifford verweist zurecht darauf, dass die Frage nach den Kriterien, welche Objekte als völkerkundliche, welche zur wissenschaftlichen und welche zur öffentlichen Sammlung gehörig definiert werden, die westliche Subjektivität entlarvt. James Clifford, *Objects and selves – an afterword*, in: George W. Stocking Jr. (Hg.), *Objects and Others: Essays on Museums and Material Culture*, Madison 1985, S. 240ff.
- 126 Sturm, *Konservierte Welt*, S. 42, 94. Und: dies., *Museifizierung*, S. 99ff. Zum zeitgenössischen Akt der Musealisierung siehe auch: Wolfgang Zacharias, *Zur Einführung. Zeitphänomen Musealisierung*, in: ders. (Hg.) *Zeitphänomen Musealisierung*, Essen 1990, S. 9-30 sowie: Gottfried Korff, *Aporien der Musealisierung. Notizen zu einem Trend, der die Institution, nach der er benannt ist, hinter sich gelassen hat*, in: Wolfgang Zacharias (Hg.) *Zeitphänomen Musealisierung*, Essen 1990, S. 57-71.
- 127 Georg W. Jr. Stocking, *Essays on museums and material culture*, in: ders. (Hg.), *Objects and Others: Essays on Museums and Material Culture*, Madison 1985, S. 11.

schrieben; wurde durch die Besichtigung, durch den spezifischen Blick der Besucher vollzogen.¹²⁸ Diese Schritte – vom Sammeln über das Benennen und archivarisches Systematisieren bis zur Ausstellung – garantierten nicht nur die Bedeutung und Authentizität der völkerkundlichen Sammlungen;¹²⁹ vielmehr wurden die Objekte durch diesen Prozess erst



Abbildung 2: Museum für Völkerkunde Berlin, Ausstellung und Inventarisierung, vermutlich vor 1919

- 128 Dietmar Kamper zufolge sei diese Form der Betrachtung wiederholbar, womit die Entzeitlichung der Objekte erneut unterstrichen würde. Siehe dazu: Dietmar Kamper, Phantasie und Gedächtnis. Das Drama der Erinnerung, in: Wolfgang Zacharias (Hg.) Zeitphänomen Musealisierung, Essen 1990, S. 214. Dietmar Kamper verweist in diesem Aufsatz auf Sören Kierkegaard, der die Wiederholung als einen wesentlichen Aspekt der Moderne identifizierte. Als Einführung zur Theorie des Sehens sei auf folgenden essayistischen Sammelband verwiesen: Flieidl/Muttenthaler/Posch, Wie zu sehen ist.
- 129 Jenkins, Object, S. 255. Pazzini verweist in diesem Zusammenhang auf die Nähe von Museen und dem Tod hin. Siehe dazu: Karl-Josef Pazzini, Der Tod im Museum. Über eine gewisse Nähe von Pädagogik, Museum und Tod, in: Wolfgang Zacharias (Hg.) Zeitphänomen Musealisierung, Essen 1990, S. 92ff. Dadurch erhält der von den Zeitgenossen propagierte „Rettungsgedanke“, der den Völkerkundemuseen genuin zugewiesen wurde, eine absurde Note.

zu Ausstellungsgegenständen: Ordinäre Dinge, wie ein Kochtopf oder eine Suppenkelle, erhielten durch ihre Ausstellung, die erst durch die Betrachtung ihren Sinn erfüllte, eine exklusive Aura.

Für den musealen Kontext war dabei ein einziges transformiertes Objekt nicht ausreichend. Vielmehr benötigte es eines „set of objects“, also einer ausgestellten Sammlung, um die erweckten Bedürfnisse zu befriedigen.¹³⁰

Die Welt im Raum: Die Entstehung eigenständiger Museumsbauten

Die ersten völkerkundlichen Privatsammlungen entstanden schon im 17. Jahrhundert. Ähnlich den Beständen fürstlicher Kuriositätenkabinette bildeten sie oftmals die Basis für die Gründung von Völkerkundemuseen. So ging der Grundstock des 1873 gegründeten Leipziger Völkerkundemuseums auf die Privatsammlung des Dresdner Bibliothekars Gustav Klemm zurück;¹³¹ in Berlin kam der Großteil der ersten ethnographischen Objekte aus einer fürstlichen Kunstkammer.¹³² Andere völkerkundliche Sammlungen entstanden als Abteilungen von Museen. So sind in Hamburg die ersten ethnographischen Bestände ab 1849 nachweisbar. Diese befanden sich zunächst im Besitz der Stadtbibliothek. 1867 wurden sie dann durch den naturwissenschaftlichen Museumsverein übernommen, um 1879 den Grundbestand des neuen Museums für Völkerkunde unter der Verwaltung des Hamburger Senats zu bilden, das aber

130 Jean Baudrillard, *The System of Collecting*, in: John Elsner/Roger Cardinal (Hg.), *The Culture of Collecting*, London 1994, S. 8. Die Sammlung repräsentierte aber immer nur einen Teil „des Ganzen“, den sich der Besucher nur durch eigene Rekonstruktionsmechanismen erschließen konnte. Siehe dazu: Pazzini, *Der Tod*, S. 94f.

131 Zwernemann, *Aus den frühen Jahren*, S. 28. Zur Gründung des Museums siehe auch: Wolfgang Tarnowski, 100 Jahre Völkerkundemuseum in Hamburg, in: *Museumskunde*, Bd. 44, 1979, S. 73-78. Ernst Germer, *Die Vorgeschichte der Gründung des Museums für Völkerkunde zu Leipzig 1868-1869*, in: *Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig*, Bd. 26, 1969, S. 5-39. Giseler Blesse, *Daten zur Geschichte des Museums für Völkerkunde zu Leipzig (1868-1994)*, in: *Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig* 40 (1994), S. 24-72; dies., Hans Meyer und Leipzig – vom Wirken einer Familie für „ihre“ Stadt, in: *Museum für Völkerkunde zu Leipzig, Kunst aus Benin. Afrikanische Meisterwerke aus der Sammlung Hans Meyer, Leipzig 1994*; Anton Lehmann, 85 Jahre Museum für Völkerkunde zu Leipzig, in: *Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig* 12 (1953), S. 10-51. Zu Gustav Klemm siehe auch: Ryding, *Alternatives*, S. 8ff.

132 Hog, *Ziele*, S. 9f.

zunächst in den Räumlichkeiten des Naturhistorischen Museums verblieb.

Die Zeit des Kaiserreiches und der Weimarer Republik war dann aus baugeschichtlicher Perspektive eine Hochzeit der Museen, es entstanden zahlreiche neue Museumsbauten, so z.B. in Berlin 1877 bis 1881 das Kunstgewerbemuseum, 1897 bis 1899 das Pergamon-Museum und 1897 bis 1904 das Kaiser-Friedrich-Museum,¹³³ in Hamburg 1874 bis 1877 das Museum für Kunst und Gewerbe und 1907 das Botanische Museum.¹³⁴ Auch die Völkerkundemuseen, die nach einer Gründungswelle in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland entstanden, erhielten sukzessiv eigene Gebäude, so in Leipzig, Dresden, München und Köln. In Berlin wurde bereits 1873 die seit 1830 bestehende ethnographische Abteilung der Kunstsammlungen der Königlich Preussischen Museen in ein eigenständiges Museum umgewandelt.¹³⁵ 1886 wurde dann der Neubau des Architekten Hermann Ende bezogen, der aufgrund seines monumentalen Baus und seiner beträchtlichen Sammlungsbestände national wie international eine dauerhafte Vorreiterfunktion einnehmen sollte. An der Ecke Königgrätzer und Prinz-Albrecht-Straße in unmittelbarer Nachbarschaft zum Kunstgewerbemuseum, dem heutigen Martin-Gropius-Bau, und zum Preussischen Landtag, zudem nicht weit entfernt vom Reichstag und bedeutenden Geschäftsvierteln der Stadt gelegen,¹³⁶ war das größte und bedeutendste Völkerkundemuseum Deutschlands nun für Spaziergänger, Pferdekutschen und mit den Straßenbahnlinien 1 und 28 gut erreichbar.

Einige andere, vom Umfang her mit Berlin vergleichbare ethnographische Sammlungen erhielten erst im 20. Jahrhundert Neubauten, jeweils monumental und ebenfalls in relativ zentraler Lage: In Hamburg wurde das neue Museum für Völkerkunde in der Rothenbaumchaussee 1912, in Leipzig das neue Grassimuseum am Johannisplatz 1927 eröffnet. Sie sollten damit auch als zivilisatorisch verfeinernde Gegenentwürfe zur mit dem Urbanen ebenfalls verbundenen „konsumeristischen Dynamik der Zerstreuung“ dienen.¹³⁷ Es ist kein Zufall, dass die Museen

133 Stephan Waetzoldt, 150 Jahre öffentliche Museen in Berlin, in: *Museumskunde* 45 (1980), S. 90f.

134 Suzanne L. Marchand, The Quarrel of the Ancients and Moderns in the German Museums, in: Susann A. Crane (Hg.), *Museums and Memory*, Stanford 2000, S. 179-199.

135 Westphal-Hellbusch, *Zur Geschichte*, S. 6ff.

136 Essner, *Berlins*, S. 65ff.

137 Klaus Müller-Richter, Die Zeit des Fremden. Ökonomien des Blicks im Völkerkundemuseum (1875-1920), in: Hans-Peter Bayerdörfer/Eckhardt Hellmuth (Hg.), *Exotica. Konsum und Inszenierung des Fremden im 19. Jahrhundert*, Münster 2003, S. 205.

häufig eine räumliche Nähe zu den Universitäten aufwiesen. So wurde das Berliner Völkerkundemuseum in unmittelbarer Nähe zur bereits 1809 von Wilhelm von Humboldt gegründeten Friedrich-Wilhelms-Universität angesiedelt; in Hamburg wurde die Universität 1919 in direkter Nachbarschaft zum dortigen Völkerkundemuseum begründet.¹³⁸ Mit dieser räumlichen Nähe wurde den inhaltlichen Überschneidungen der jeweiligen Institutionen entsprochen.



Abbildung 3: Museum für Völkerkunde Berlin, Frontansicht, 1905

Aufgrund der enormen Vergrößerungen der Sammlungen wurden die errichteten Neubauten allerdings schon bald wieder zu klein. Insbesondere in Berlin führte dies zu verschiedensten und langwierig diskutierten Erweiterungs- aber auch Aufteilungsplänen. Letztere standen auch den Bedürfnissen von Luschans nach einem ungeteilten und generell für die Öffentlichkeit zugänglichen Museumsneubau teilweise entgegen, was ihn zeitweise sogar seinen Rücktritt androhen ließ. Das große Engagement der Direktoren, jeweils Museumsgebäude mit spezifischer Ausgestaltung zu erhalten, erklärt sich nur teilweise aus museumspraktischen Interessen. Deutlich ist zu erkennen, dass die Direktoren ihre Arbeit immer wieder als äußerst gesellschaftsrelevant empfanden und entspre-

¹³⁸ Sophie Forgan weist diese räumliche Nähe von Universitäten und Museen im England des 19. Jahrhunderts nach. Siehe dazu: Forgan, *The Architecture*, S. 142.

chend die Finanzierung wirkungsmächtiger und kostenaufwändiger Gebäude forderten. Diese sollten räumlich angemessener „Ausdruck eines abgeschlossenen Institutionalisierungsprozesses“¹³⁹ sein, hatten sich die Völkerkundemuseen doch mittlerweile fest in der städtischen Museumslandschaft etabliert. In diesem Sinne sind die Realisierungen der Museumsneubauten, die bis in die Zeit der sogenannten „nachkolonialen“ Ära reichten, auch als staatliche und städtische Selbstbestätigungen ihrer jeweiligen Bedeutung zu interpretieren.

Die Innengestaltung der Museumsbauten

Während sich die Gründer der Völkerkundemuseen kaum programmatisch über die Organisation des Museumsbauten und -räume geäußert hatten, änderte sich dies um die Jahrhundertwende mit der zweiten Generation der Museumsdirektoren. So sahen die Völkerkundler ihr Museum nun als eine Institution mit „volksbildendem Charakter“ für alle sozialen Schichten und versuchten demgemäß, so gegensätzliche gesellschaftliche Gruppen wie Arbeiter und Abgeordnete als Klientel für das Museum zu erschließen, z.B. in Berlin über das Angebot von Führungen und Vorträgen für Schulklassen.¹⁴⁰ Entsprechend erhielt jetzt auch die Frage nach der Wirkung eines Museumsraums auf das Publikum Relevanz. So diskutierten die Museumsdirektoren die innere und äußere Struktur der Gebäude mit ihren Sponsoren in der jahrelangen Planungszeit wieder und wieder. Die Ausgestaltung der Museumsbauten und der Ausstellungsräume war für die Museumsdirektoren von so zentralem Interesse, dass sie nicht selten, wie z.B. Thilenius u.a. zur Besichtigung neueröffneter Museumsbauten und Ausstellungen durch ganz Europa reisten, um Anregungen für „ihren“ Neubau zu erhalten.¹⁴¹ Darüber hinaus gab es zwischen den Museen auch eine kritische Kommunikation über Museums- und Ausstellungsgestaltungen sowie technische Errungenschaften. Insbesondere Entwicklungen, die dazu dienten, die Kon-

139 Köstering, Natur, S. 43.

140 SMB-PK, EM: Eröffnung des Museums und Besuch durch das Publikum XII vol. 2/MV 664, vol. 3/MV665, vol. 4/MV666, vol. 5/MV667. Siehe auch: Roth, Heimatmuseum, S. 60ff. Auch aus dem Heimatmuseum sind Arbeiterführungen und andere Projekte im Rahmen der Volksbildungsbewegung bekannt. Siehe zur Volksbildungsbewegung auch Gerhard Kaldewei, Museumspädagogik und reformpädagogische Bewegung 1900-1933. Eine historisch-systematische Untersuchung zur Identifikation und Legitimation der Museumspädagogik. – Europäische Hochschulschriften Reihe IX, Pädagogik, Frankfurt a. M. 1990; siehe auch Kuntz, Das Museum S. 67.

141 Siehe dazu: VKM HH Archiv: Thilenius/Mayer, Bericht über eine Reise, S. 1-20.

zentration der Besucher auf die Objekte zu richten, wie Erkenntnisse über die verbesserte Nutzung von Sonnenlicht, die bauliche Optimierung des Museumsmobiliars z.B. durch die Erfindung des „Berliner Eisenschrankes“ sowie die verstärkte Verwendung von Glas bei den Schaukästen etc. wurden jetzt diskutiert.¹⁴² So nahmen technische Fragen zur musealen Präsentation vor allem in der Zeit des ersten Weltkrieges einen Großteil der ansonsten geringen Korrespondenz des Berliner Völkerkundemuseums ein.¹⁴³

Dieser nun zunehmend bewusste Umgang mit den Museumsräumen war zunächst dadurch bedingt, dass die nun entstehenden eigenständigen Museumsbauten jetzt finanziell sehr aufwändige Projekte waren – was zumindest bei Teilen der Politik zu dem Anliegen führte, die Museen auch für eine möglichst breite Öffentlichkeit zu eröffnen. Im Gegenzug konnten die Direktoren einen publikumsorientierten Ansatz auch als Argument für städtische und staatliche Zuschüsse einsetzen. Dies wird noch am Beispiel des Erweiterungsneubaus des Berliner Völkerkundemuseums in Dahlem verdeutlicht werden. Auch die beschriebene Beobachtung der Museen untereinander erklärt sich nur zum Teil über eine vorhandene Konkurrenzsituation oder aus dem Willen, zur Optimierung des eigenen geplanten Baus von den Erfahrungen der anderen Museumsgestalter zu lernen. Es war auch wesentlich, die zwischen den Städten vorhandene Rivalität im Streit um die eigenen Finanzen argumentativ zu nutzen, wie dies z.B. im folgenden Brief von Thilenius an von Luschan aus dem Jahr 1906 deutlich wird:

„Die Baupläne für das Museum sind mir wieder zugegangen, aber man nimmt Anstoss an der Höhe der Kosten und an der Grösse des Gebäudes. Sie haben kürzlich unserem Projekt Ihr Interesse bezeugt und ich möchte auch noch weiterhin Ihre Hilfe in Anspruch nehmen. Es wäre mir sehr wichtig zu erfahren wie gross bei Ihnen in Berlin in den einzelnen Geschossen die nutzbare Bodenfläche ist und wie teuer der ganze Neubau sich stellte. Auch der Mehrbedarf der einzelnen Abteilungen in Quadratmetern würde mir von grosser Wichtigkeit sein. Mit Hilfe Ihrer Daten hoffe ich unsere Finanzleute davon überzeugen zukönnen, dass ich eigentlich sehr bescheiden bin.“¹⁴⁴

142 Zimmerman, Science, S. 71ff. Siehe auch ders., Anthropology, S. 179ff.

143 SMB-PK, EM: Umzug und Aufstellung der Sammlungen 1913-1920 Ic Vol. 15 I/MV 522.

144 Nachlass von Luschan: Georg Thilenius, Brief vom 15. Juni 1906. Siehe hierzu u.a. auch einen Brief von Fritz Krause, dem Nachfolger von Karl Weule im Leipziger Völkerkundemuseum, der in einem Brief vom 12. Mai 1926 an den Rat der Stadt schrieb, dass er die Neuaufstellung des Museums in Hamburg und die technische Ausstattung des Museums begutachten müsste. Denn hier handelte es sich um das „Beispiel moderns-

In solchen Zusammenhängen wurde auch immer wieder auf die internationale Museumslandschaft verwiesen.¹⁴⁵

Ergebnisse dieser Kommunikation zwischen den Museen waren nicht nur neue Konzeptionen über die Ausgestaltung von Museen, sondern auch zahlreiche Parallelen in den dann tatsächlich stattgefundenen Realisierungen. Während in der Gründungszeit der Völkerkundemuseen diese ohne umfassende konzeptionelle Überlegungen primär einfach als Aufbewahrungs- und Ausstellungsort ethnologischer Gegenstände von „außereuropäischen Kulturen“ verstanden worden waren, änderte sich dieser Ansatz um die Jahrhundertwende.¹⁴⁶ Nun bezogen die Museums-
macher das Gebäude, den Eingangsraum, die Ausstellungshallen und Vitrinen in die Inszenierung der Ethnographica mit ein. Dementsprechend äußerte sich Thilenius 1910 in einem Brief an den Hamburger Senator Werner von Melle zum geplanten Neubau des Hamburger Museums:

„Die Museumsverwaltung hat ein dringendes Interesse daran, dass die von dem Publikum zuerst betretenen Räume, also der Mittelbau des Gebäudes, eine eigenartige und reichere dekorative Ausführung erhält. Hierbei ist nicht allein der allgemeine Gesichtspunkt maßgebend, dass ein monumentales Gebäude eine würdige und harmonische Ausstattung verlangt, wenn es auf den Laien nicht unharmonisch wirken soll, bedeutsamer ist vielmehr der psychologische Gesichtspunkt, der in jedem modernen Museumsbau sorgfältig berücksichtigt wird. Man will den Besuchern, die in das Museum eintreten, die Absonderung zum Bewusstsein bringen und ihre Stimmung durch Material und Farbe der Eingangsräume günstig für die Aufnahme der ausgestellten Sammlungen beeinflussen. Ein neues Museum, das auf diese Gesichtspunkte keine Rücksicht nehmen wollte, würde sich einer wenig freundlichen Kritik aussetzen, zumal wenn es nicht die Möglichkeit hat, durch den künstlerischen Wert seiner Sammlungen zu wirken, sondern vor der Aufgabe steht, dem Beschauer fremdartige, im europäischen Sinne gelegentlich unkünstlerische und hässliche Gegenstände nahe zubringen. Wie günstig nach dieser Richtung hin die dekorative Behandlung der Eingangsräume wirkt, beweisen Museen wie die in Wien, New York, Stockholm, Kopenhagen u.a.“¹⁴⁷

Ein „modernes Museum“ sollte also die Psyche des Publikums auf eine bestimmte Wahrnehmung der Ausstellung vorbereiten – womit das Völ-

ter Museumsgestaltung“. Siehe: STA L: 31 Nr. 12, Bd. 10 (Museum für Völkerkunde) (1923-1929), S. 87.

145 Siehe dazu u.a.: VKM HH: Thilenius/Mayer, Bericht über eine Reise.

146 Vogel/Thilenius, Eine Forschungsreise 1911, S. VIII.

147 STA HH: 361-5 I Hochschulwesen Reg. Spez. CIIa 16 Bd. II, S. 3f., Brief vom 17. Januar 1910.

kerkundemuseum zum Gesamtkunstwerk deklariert wurde. Ein weiteres Ergebnis des Informationsaustausches waren strukturelle Ähnlichkeiten in den baulichen Umsetzungen der jeweiligen Völkerkundemuseen. So wurden jetzt in der Außengestaltung gewöhnlich große Fenster zur verbesserten Lichtnutzung eingesetzt, außerdem Säulen, die das Monumentale des Baus unterstreichen sollten. Regelmäßig führten Treppen, die den Besucher bereits durch die physische Anstrengung des Aufstiegs auf das zu erwartende Museumsereignis einstimmen sollten, zum Haupteingang, der wiederum aus mehreren Türen bestand und damit signalisierte, einer großen Besucherschar Einlass gewähren zu können. Auch die innere Ausgestaltung der Museumsbauten variierte einen Typus: Im Eingangssaal befanden sich meist als besonders wertvoll deklarierte Ausstellungsgegenstände, die das Publikum bezaubern sowie Bewunderung erzeugen sollten. Von hier versuchten lange, breite und nur mittig mit einem Teppich bedeckte Treppen dem Besucher ein Gefühl der Ehrfurcht zu vermitteln, was sich beim notwendigerweise auf diesen erfolgreichem Anstieg, durch das nun nötige ungesicherte Halten des Gleichgewichts verstärken sollte. In den oberen Stockwerken warteten dann die Ausstellungsräume, weite Säle, die zunächst nur nach einem geographischen Prinzip aufgeteilt waren. Zahlreiche Vitrinen sowie einige freistehende Objekte boten sich den umherschweifenden Besuchern als zwar transparente aber doch separierende Gehäuse für unzählbar viele völkerkundliche Gegenstände dar: Ethnographica, die der Museumsdirektor nach für den Laien kaum durchschaubaren Kriterien jeweils als repräsentativ für die auszustellende Region auserkoren hatte. Schließlich gab es auch Parallelen in der Gesamtdifferenzierung der Museumsräume. So beherbergte ein Völkerkundemuseum neben den Ausstellungssälen meistens auch eine Bibliothek, einen Hörsaal sowie ein Archiv. Diese Räume unterstrichen die Lehrfunktion der Museen und ihre inhaltliche Nähe zur Universität, wobei der letztgenannte Ort der interessierten Öffentlichkeit meist nicht zugänglich war.¹⁴⁸ Ebenfalls nur für die Mitarbeiter des Museums sowie externe Wissenschaftler zugänglich waren Wasch-, Sortier-, Konservierungs- und Magazinräume, in denen die eingehenden Objekte mit zum Teil neuen Methoden und neuentwickelten Maschinen (wie dem Desinfektionsapparat, der ab 1912 zur Säuberung der Objekte im Hamburger Museum eingesetzt wurde) bearbeitet und gelagert wurden.¹⁴⁹

148 Siehe dazu auch: Forgan, *The Architecture*, S. 152.

149 Siehe dazu u.a.: *Jahrbuch Hamburg* 1905, S. 239 und *Jahrbuch Hamburg* 1912, S. 29.

Die Ausstellungen und ihre Besucher

Durch die Präsentation der zahlreichen gesammelten Exponate stellten die Völkerkundemuseen der Öffentlichkeit eine nur schwer überschaubare Menge an „neuem Wissen“ zur Verfügung. Gleichzeitig generierten sie damit „Experten“, hierarchisch organisierte völkerkundliche Wissenschaftler, die dieses Wissen sammelten, interpretierten, organisierten – und evtl. dem Publikum zeigten: Diesem Personenkreis unterlag es zu entscheiden, welche der aufbereiteten bzw. inventarisierten Objekte letztlich magaziniert oder ausgestellt wurden. Er bestimmte, in welchem Ausstellungsraum (ob z.B. in der anthropologischen oder der afrikanischen Abteilung, ob in der Schau- oder in der Studiensammlung) sowie in welcher Weise (in Vitrinen oder freistehend) und schließlich in welcher Prominenz (ob an zentraler oder eher abgelegener Stelle) die Objekte präsentiert wurden.

Diesem Wissen bzw. dieser „Expertenrunde“ stand nun mehr oder weniger eindeutig das „unwissende“ Publikum gegenüber. Entsprechend war die sich hieraus ergebende Zweiteilung Gegenstand zahlreicher Debatten, wie z.B. der um die räumliche Trennung von Studien- und Schausammlung bzw. die Differenzierung der Ausstellungen in einen wissenschaftlichen und einen öffentlichen Bereich.¹⁵⁰ Dabei setzte diese Diskussion die Annahme voraus, dass die Museumsbesucher in zwei Gruppen teilbar seien, nämlich in „wissende“ und „unwissende Besucher“ bzw. „Wissenschaftler“ und „Laien“, wobei diese Differenzierung als relativ undurchlässig dargestellt wurde: Ein Wechsel von einer Gruppe zur anderen war kaum möglich – und wurde auch nicht als nötig dargestellt, womit die Trennung sowohl weiter stabilisiert als auch legitimiert wurde.¹⁵¹ So gesehen war die Differenzierung in Studien- und Schausammlung ein unabhängig von den Ausstellungsinhalten prinzipiell undemokratischer Akt.¹⁵² Denn, so führt Bourdieu über das Museumswesen im Allgemeinen aus, Museumsgestalter propagierten als Beweis ihres demokratischen Ansatzes zwar immer wieder Themen wie freien Eintritt, Veränderungen der Öffnungszeiten etc., gleichwohl blieben die tatsächlichen Werte und Prinzipien der Museen erhalten, die sich

150 In dieser Diskussion waren die Völkerkundemuseen keine Pioniere. Bereits in den 1880er Jahren hatten die Naturkundemuseen noch zeitlich vor den Kunst- und kulturhistorischen Museen diese räumliche Differenzierung vollzogen. Zwei Jahrzehnte später wurde auch bei den Völkerkundlern die Aufteilung der Sammlungen in sogenanntes „populäres“ als Gegensatz zum „wissenschaftlichem Wissen“ intensiv diskutiert. Siehe: Köstering, Natur, S. 2.

151 Kuntz, Das Museum, S. 117.

152 Ebd., S. 121.

vor allem in der Trennung des Museums in Studienmagazine für die Spezialisten und Ausstellungssäle für das Publikum manifestierten.¹⁵³ Von den zeitgenössischen Befürwortern wurde dies allerdings gegenteilig empfunden: die Trennung in Studien- und Schausammlung sollte, wie die Offerierung von Museumsführern und Vorträgen, dazu dienen, ideale Bedingungen für die „Volksbildung“ zu schaffen.¹⁵⁴ Im Gegensatz zur Universität sollte im Museum der Antagonismus zwischen Wissenschaft und Massengesellschaft aufgehoben sein.¹⁵⁵ Das Museum sollte sich an letztere richten und deshalb ein Erfahrungsort des Massenkonsums sein, in dem durch Ausstellungsgegenstände Wissenschaft sichtbar würde;¹⁵⁶ die Trennung der Sammlungen wurde also auch als eine Entscheidung für eine didaktische Aufbereitung und damit als Schritt hin zum Besucher gesehen. Doch gab es auch unter den Zeitgenossen explizite Gegner dieses Differenzierungsmodells wie beispielsweise Adolf Bastian oder auch Skeptiker wie beispielsweise von Luschan. Auf dessen Meinung, aber auch auf die von Thilenius wird noch explizit eingegangen werden.

Sowohl die „Wissenden“ als auch die „Unwissenden“ sollten allerdings gegenüber dem Museum, als sei es eine übermenschliche Wissensverwahrerin, eine bestimmte Grundhaltung einnehmen: die der Ehrfurcht. Entsprechend gab es einen Verhaltenskodex, der mit dem Betreten des Museums unausgesprochen anerkannt werden musste: „Ein gesellschaftlich genau festgelegter Kanon bestimmt, wie man sich zu bewegen hat, in welcher Form man sich dem Objekt nähern soll, wie laut man sich verhalten darf, in welcher Reihenfolge der Museumsbesuch vonstatten gehen soll [...]“¹⁵⁷ Welches Benehmen konkret gefordert wurde, ergibt sich aus einer um die Jahrhundertwende geführten Debatte über die Zulassung von Kindern in das Berliner Völkerkundemuseum: Besucher hatten sich wegen derer mangelnder Disziplin in ihrem Museumsvergnügen behindert gesehen und sich beschwert.¹⁵⁸ Dies zeigt, dass spezifische Verhaltenscodes nicht nur durch das Museum vorgegeben,

153 Bourdieu, Museumskonservatoren, S. 149ff. Müller-Richter sieht in dieser Zweiteilung der Sammlung Fabians Konzept der Verweigerung der Gleichzeitigkeit (siehe dazu Kapitel 2.2) auf dem Diskursniveau der Vermittlung des Fremden wiederholt. Siehe dazu: Müller-Richter, Die Zeit des Fremden, S. 215.

154 Kuntz, Das Museum, S. 108ff. Zitiert nach Robert von Erdberg, Führen von Arbeitern durch die königlichen Museen in Berlin, in: Concordia, Zeitschrift der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen, NF, 4. Jg. (1987), S. 15.

155 Jenkins, Object, S. 245f.

156 Findlen, Die Zeit, S. 193.

157 Sturm, Konservierte Welt, S. 108f.

158 Penny, Objects, S. 141f.

sondern auch von den Besuchern soweit verinnerlicht worden waren, dass sie Missachtungen sanktioniert sehen wollten. Auch eine gewisse Kleiderordnung wurde vorausgesetzt: Entsprechend dem „Sonntagsanzug“ beim Kirchbesuch, wurde von den Museumsbesuchern „ordentliche Kleidung“ erwartet.¹⁵⁹ Laut Korff sollte das Publikum durch die Einhaltung der Kleiderordnung seine Wertschätzung und Demut gegenüber dem Museum ausdrücken und es damit als den sakralen Ort anerkennen, zu dem es seit dem späten 19. Jahrhundert aufgestiegen wäre.¹⁶⁰ Zugleich wurde durch diese auch eine eindeutige Trennung zwischen Alltag und Museumsbesuch gezogen, die für das erwünschte Verhalten sensibilisieren sollte. – Allerdings wäre hier ergänzend festzustellen, dass zumindest die für das Publikum in Erscheinung tretenden Angestellten des Museums ebenfalls diesen Normen unterworfen waren.

Wie bereits im Abschnitt 3.1 dargestellt, durchliefen die Objekte auf ihrem Weg ins Museum einen Prozess der Bewertung, Präparierung, Deklaration und Systematisierung, der in den Arbeitsräumen unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfand. Durch diese zuletzt so vernunftgemäße Generierung wurden die Ausstellungsstücke zu etwas wissenschaftlich Legitimiertem und zugleich Unnachahmlichem erhoben. Entsprechend wurde diese Einmaligkeit der Gegenstände auch gegenüber dem Publikum herausgestellt, z.B. im Berliner Museumsführer von 1918 anhand afrikanischer Ethnographica: „Neben vielem Gemeinsamkeiten haben alle diese Völkerschaften ihre Besonderheiten, die im Charakter des Kulturbesitzes trefflich zum Ausdruck gelangen.“ Diese wurden dann enthusiastisch beschrieben:

„Besonders bemerkenswert sind: [...] die überaus elegant und kunstreich gearbeiteten Messer, Äxte und Speere [...]; schön geschnitzte Trinkbecher (z.T. in Form menschlicher Köpfe) und andere Gefäße aus Holz; hölzerne Tabakspfeifen mit Knochenmundstück; reich ornamentierte Trinkhörner aus Büffelhorn und Nachahmungen von solchen aus Holz; Schwerter und Dolche in verschiedenen Formen; prachtvolle Plüschgewebe aus der Faser der Raphiapalme“¹⁶¹

Damit wurden die Objekte zu suggestiven Artefakten instrumentalisiert, die durch ihre Materialität und ihre Medialität im Kommunikationspro-

159 Ebd., S. 141.

160 Korff, Museumsreisen, S. 9.

161 Führer durch die Königlichen Museen zu Berlin. Museum für Völkerkunde. Die Ethnologischen Abteilungen, hg. Im Auftrage des Generaldirektors, Aufl. 17, Berlin 1918, S. 54f. (Im folgenden Verlauf werden die Museumsführer des Berliner Völkerkundemuseums als Führer Berlin mit dem entsprechenden Erscheinungsjahr angegeben.)

zess zwischen Fremden und Eigenem vermitteln sollten.¹⁶² Im Sinne des positivistischen Verständnisses des späten 19. Jahrhunderts wurde damit dem einzelnen Exponat aufgrund seiner Authentizität eine Repräsentationsrolle für die auszustellende Kultur zugewiesen.¹⁶³ Völkerkundemuseen wollten und konnten also keine „Völker“ zeigen, sondern stattdessen die gefilterten Repräsentationen ihrer kulturellen Ausdrucksformen.¹⁶⁴ Die Besucher konnten damit die verschiedensten „Kulturen“ miteinander vergleichen – womit gleichzeitig die Wahrnehmung von Differenz eingeübt und fundamentiert wurde. Darüber hinaus drängte die Darbietung „anderer Lebensformen“ zwangsläufig eine Auseinandersetzung mit der eigenen „Kultur“ auf. So institutionalisierte das Museum die Begegnung mit dem „Anderen“. Es trainierte eine spezifische Form des Sehens, die auf der Unterscheidung zwischen „Eigenem“ und „Fremdem“ beruhte – womit die Völkerkundemuseen an soziale Praktiken des Sehens anknüpften, die bereits bei den äußerst beliebten Völkerschauen, Castans Panoptikum und ähnlichen Veranstaltungen ausgebildet worden waren.¹⁶⁵ Da es aber für das Selbstverständnis der Museumsdirektoren und der Völkerkundler insgesamt sehr wichtig war, sich von diesen als Unterhaltungsschauen gebrandmarkten Veranstaltungen wissenschaftlich abzugrenzen, wurde die Welt jetzt nicht mehr nur nach unbestimmten Kriterien, sondern „wissenschaftlich“, also vermeintlich objektiv, imaginiert.¹⁶⁶ Zumeist wurde zudem, genauso wie bei den Weltausstellungen, durch eine vermeintliche Realitätsnähe der Repräsentationen, die sich aber zugleich von der Wirklichkeit des Besuchers unterschied, eine zusätzliche Gewissheit der Eindeutigkeit der Darstellung erzeugt:¹⁶⁷ Der Betrachter konnte sich zu den „Anderen“, z. B. den

162 Korff, *Faszinationskraft*, S. 344. Wie Timothy Mitchell argumentierte, war die Perzeption der Ausstellung und ihre Wirkung auf die verschiedenen Besucher vom jeweils kulturell tradierten „Sehen“ abhängig. Riegel, *Into the heart*, S. 86ff. Dabei konnte sich natürlich auch, wie Glenn Penny ausführt, die Wahrnehmung des Individuums durch wiederholten Ausstellungsbesuch verändern und sich das „Wunder“ damit normalisieren. Penny, *Objects*, S. 208.

163 Korff, *Faszinationskraft*, S. 350.

164 Köstering, *Natur*, S. 17.

165 Zum Ansatz, dass sich das Sehen mit dem Einsatz neuer Medien ändert, siehe: Jonathan Crary, *Techniken des Betrachters. Sehen und Moderne im 19. Jahrhundert*, Dresden 1996.

166 Mitchell, *Die Welt*, S. 156.

167 Ebd. Zum Themenkomplex der Weltausstellungen ist eine umfangreiche Literatur erschienen. Siehe dazu u.a.: Eckhardt Fuchs, *Nationale Repräsentation, kulturelle Identität und imperiale Hegemonie auf den Weltausstellungen: Einleitende Bemerkungen*, in: *Comparativ* 9 (1999), S. 8-14; Zippelius, *Der Mensch*; Raymond Corbey, *Ethnographic Showcases, 1870-1930*, in: *Cultural Anthropology* 8 (1993), S. 223-269; Winfried

„Kaffern“ und „Hottentotten“ aus Afrika in einer bestimmten Beziehung sehen und wurde in dieser Betrachtung nicht durch eine eventuell irritierende Darstellung der „eigenen“ Kultur gestört – obwohl diese Beziehung gerade auf Differenz beruhte. So fungierten die Völkerkundemuseen nicht nur als Informationsquellen über die „Welt dort draußen“, sondern waren zugleich Orte der wissenschaftlich abgesicherten Selbstvergewisserung. Im Umkehrschluss muss das aber heißen, dass sich das Völkerkundemuseum damit zu dem Ort entwickelte, an dem bestehende „koloniale Phantasien“ mittels ethnographischer Objekte mit einem wissenschaftlichen Impetus versehen wurden. Bereits 1906 erkannte der Völkerkundler Oswald Richter: „Das Studium der heutigen sogenannten ‚Naturvölker‘ leitet [...] in einer ähnlichen Weise zum Verständnis der Gegenwart an wie das Studium der Vergangenheit.“¹⁶⁸

Die Ausstellung anthropologischer Objekte

Sowohl von Luschán als auch Thilenius beförderten über lange Jahre die Einführung von anthropologischen bzw. „Rassen“-Abteilungen an ihren Museen. Allerdings hat sich die bisherige Darstellung solcher Abteilungen in der Literatur als nur bedingt hilfreich für die hier angeführte Argumentation erwiesen.

So datiert beispielsweise Martin Roth die „Rassenkunde als Bestandteil der anthropologischen Abstammungslehre“ und damit als Segment der im Museum präsentierten Kulturtheorie bereits ins ausgehende 19. Jahrhundert,¹⁶⁹ worin sich seiner Meinung nach die inhaltliche und personell enge Verbindung der Anthropologie, Völkerkunde und Volks-

Kretschmer, Geschichte der Weltausstellungen, Frankfurt a. M./New York 1999; Robert W. Rydell, Wissenschaft im Dienste von Macht – Macht im Dienste von Wissenschaft, in: *Comparativ* 5/6 (1999), S. 127-142; Volker Barth, Konstruktionen des Selbst. Der Konsum des Fremden auf der Pariser Weltausstellung von 1867, in: Hans-Peter Bayerdörfer/Eckhart Hellmuth (Hg.), *Exotica. Konsum und Inszenierung des Fremden im 19. Jahrhundert*, Münster 2003, S. 139-160; Erik Mattie, *Weltausstellungen*, Stuttgart/Zürich 1998; Timothy Mitchell, *Die Welt als Ausstellung*.

168 Oswald Richter, Über die idealen und praktischen Aufgaben der ethnographischen Museen, in: *Museumskunde*, Bd. 2, H. 4, 1906, S. 189-218; Bd. 3, H. 1, 1907, S. 14-24; Bd. 4, H. 2, 1908, S. 92-106; Bd. 4, H. 3, 1908, S. 156-168; Bd. 4, H. 4, 1908, S. 224-235; Bd. 5, H. 2, 1909, S. 102-113; Bd. 5, H. 3, 1909, S. 166-174; Bd. 5, H. 4, 1909, S. 231-236; Bd. 6, H. 1, 1910, S. 40-59; Bd. 6, H. 2, 1910, S. 131-137; hier Bd. 2, H. 4, 1906, S. 202ff.

169 Martin Roth, Xenophobie und Rassismus in Museen und Ausstellungen, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 1 (1989), S. 49f.

kunde mit den Naturwissenschaften äußern würde.¹⁷⁰ Das Zusammenspiel der Medizin, Eugenik, Anthropologie und Völkerkunde sieht er in der Interdisziplinarität der Wissenschaftler begründet: sie wären zumeist Mediziner gewesen.¹⁷¹ Dass eine Rassenkunde-Abteilung zuerst im Völkerkundemuseum aufgetreten wäre, hängt Roth zufolge damit zusammen, dass diese Institution ein „wohl sortiertes Schaufenster des Kolonialismus“ gewesen wäre, „mit der die expandierende Machtpolitik legitimiert wurde“.¹⁷² – Doch waren auch von Luschan und Thilenius ihrer beruflichen Ausbildung nach Mediziner, die zugleich völkerkundlich und anthropologisch tätig waren. Wie im Folgenden gezeigt werden wird, gelang es aber von Luschan zu seinen Lebzeiten gar nicht, eine von ihm gewünschte anthropologische Abteilung zu etablieren und auch in Hamburg wurde die Eröffnung der Rassenkunde-Abteilung erst 1928, also in der nachkolonialen Ära, gefeiert. Auf die Völkerkundemuseen in Berlin und Hamburg scheint der Erklärungsansatz von Roth daher nur punktuell anwendbar zu sein. Vielmehr als eine Legitimierungsform der „Rassenforschung“ (im Sinne von Roth), dienten diese Abteilungen der Museen, so wird hier mit Andreas Mayer vermutet, als ein Ort der Einübung eines spezifischen Blickes, der mittels eines „optisch-statistischen Codes“ die Differenzierung nach „Rassen“ ermöglichte.¹⁷³ Denn für die Vorstellung von der abstrakten Kategorie der „Rasse“, war die Darstellung einer solchen existentielle Voraussetzung. Erst deren Visualisierung durch Gegenstände, Fotografien etc. verlieh ihr Bedeutung und Legitimität.¹⁷⁴

Im Folgenden sollen daher auch die Formen der Initiativen und Realisierungen der anthropologischen bzw. rassenkundlichen Abteilungen näher geschildert werden.

Die Ausstellungen in Berlin

Theoretische Vorgaben und deren praktische Umsetzung

Quellen für die Schausammlungen in Berlin sind für diesen Abschnitt fast ausschließlich die Museumsführer der Ausstellungen, die für die Zeit von 1887 bis 1926 in verschiedenen, oft kaum veränderten Neuauf-

170 Ebd.

171 Ebd.

172 Ebd., S. 51ff.

173 Andreas Mayer, Von der „Rasse“ zur „Menschheit“. Zur Inszenierung der Rassenanthropologie im Wiener Naturhistorischen Museum nach 1945, in: Herbert Posch e.a. (Hg.), Politik der Repräsentation. Museum und Ausstellung in Österreich, Wien 1996, S. 220.

174 Ebd., S. 219f.

lagen und dann für 1926 grundlegend überarbeitet vorliegen. Durch ihre explizite Adressierung können sie als Mediatoren und Bindungsglied zwischen dem Besucher und dem Museum interpretiert werden. Zwar scheinen sie lange Zeit aufgrund ihrer Unübersichtlichkeit für die Besucher kaum eine Orientierung gebracht zu haben, haben also vermutlich mehr der Dokumentation als der Erklärung gedient, dennoch stellen sie heute eine fruchtbare Quelle für die Rekonstruktion der Ausstellungen dar. Insgesamt gesehen lassen sich die Ausstellungen und die entsprechenden Museumsführer in zwei Phasen einteilen: in die Zeit vor und in die Zeit nach der Aufteilung in eine Studien- und eine Schausammlung samt der damit verbundenen kompletten Neuorganisation von 1926. Für alle Museumsführer in dieser Zeit gilt, dass sie meist auf ca. 250 eng bedruckten Seiten nicht nur Angaben über die zu besichtigenden Gegenstände, sondern auch zahlreiche Hintergrundinformationen zu den jeweiligen „Völkern“ bereithielten. Außerdem wurden verschiedenste Karten über deren geographische Verbreitung abgedruckt. Abbildungen der Ausstellungen gab es allerdings erst ab 1926. Bemerkenswert ist, dass in den Museumsführern gelegentlich die Herkunft von Sammlungen genannt wurde, wobei es sich in diesen Fällen zumeist um Schenkungen, Spenden oder um Darlegungen von Ergebnissen einer Forschungsreise etc. handelte. Hier wurden die Veröffentlichungen also dazu genutzt, Privatpersonen oder Institutionen für ihre Unterstützung zu danken, was sicher zum einen das Ansehen der Genannten erhöhen, zum anderen andere Leser zu ähnlichem Verhalten anspornen sollte. Auch die Anführung von Ergebnissen einer Forschungsreise hatte vermutlich zumindest die politische Intention, dem jeweiligen Geldgeber zu einem Prestigegewinn zu verhelfen. Neben den Museumsführern standen den Besuchern zu ihrer Information auch schriftliche Hinweise auf kleinen Schildern zur Verfügung, die am Ausstellungsmobiliar angebracht waren, wie dies z.B. im Museumsführer von 1905 erklärt wurde:

„Die Haupt-Etiketten der Schränke zeigen den Namen des Landesteiles an und enthalten in einer kleineren Abteilung in der Mitte des oberen Randes die Nummer des Schrankes. Bei den niedrigen doppelpultförmigen Schränken sind die beiden Seiten besonders mit A und B bezeichnet, bei den großen Mittelschränken die einzelnen Fächer durch besondere Buchstaben. In den Schränken selbst geben besondere größere Etiketten die Namen der Kreise und der bedeutenderen Fundlokalitäten an. Jeder Gegenstand ist mit einem kleineren Etikett, den Fundort und die Katalognummer enthaltend, versehen. Die Namen der Geschenkgeber sind auf besonderen neben den geschenkten Gegenständen angebrachten Etiketten verzeichnet.“¹⁷⁵

175 Führer Berlin 1905, S. 35f.

Das Ziel der ethnologischen Abteilung des Museums wurde bis 1918 wie folgt formuliert:

„Die ethnologische Abteilung hat die Bestimmung, den Kulturbesitz derjenigen Völker, welche in den Rahmen der um die alte Mittelmeerkultur bewegten Weltgeschichte nicht inbegriffen sind, durch Proben ihres Kultur-, Haus-, Kriegs-, Jagd-, Fischerei-, Ackerbau- und Handwerksgerätes, ihrer Kleidung, ihres Schmuckes usw., sowie durch alle anderen Arten von Denkmälern aus alter und neuer Zeit in seiner besonderen Entwicklung und seinen Zusammenhängen zu veranschaulichen. An erster Stelle gehören hierzu die Erzeugnisse der sogenannten Naturvölker, dann die selbständig entwickelten Kulturen Indiens und seiner Nebenländer, die ostasiatischen und die altamerikanischen Kulturen; aus Europa diejenigen Gegenstände des heutigen Lebens, die sich als ‚Überbleibsel‘ aus früheren Perioden bis jetzt noch erhalten, oder die in der allmählichen Entwicklung ihrer Formen ein eigenartiges, für das bezügliche Volk charakteristische Gepräge angenommen haben. Die vor- und frühgeschichtlichen Sammlungen (vgl. den Führer durch die vorgeschichtliche Abteilung) umfassen Denkmäler und Überreste der europäischen Stämme von ihrem ersten Auftreten an bis zu ihrer Bekehrung zum Christentum und ihrem Eintritt in die völlig geschichtliche Zeit. Mit ihnen verbunden sind die Schliemannschen Funde aus der Troas, vom griechischen Festlande und den ägäischen Inseln, sowie Funde Alfred Körtes aus Phrygien und Schliemannsche Erwerbungen aus Ägypten, schließlich die Sammlung Rudolf Virchow. Im Erdgeschoß sind die vorgeschichtlichen Altertümer und die Schliemann-Sammlung sowie in Saal V die Ergebnisse der Turfan-Expeditionen, soweit sie zugänglich gemacht werden konnten, im ersten Stockwerk die Sammlungen aus Afrika, Ozeanien und Amerika, im zweiten Stockwerk die Sammlungen aus Indien, Indochina, Indonesien, Tibet, China, Japan, Korea, Ryukyu-Inseln. Im dritten Stockwerk: Fortsetzung der indischen, chinesischen, afrikanischen, ozeanischen und amerikanischen Sammlungen.“¹⁷⁶

In den Museumsführern bis 1926 wurden die einzelnen Herkunftsregionen der Ethnographica regelmäßig zunächst mit einem allgemeinen Text beschrieben, worauf eine zum Teil erläuterte Aufzählung der einzelnen Gegenstände erfolgte, allerdings unter Verweis auf stets wechselnde Ausstellungsorte. (Beispielsweise wurde von Schrank 32, dann von Schrank 99 und dann von Schrank 3 berichtet.) So erhielt der Besucher zwar viele Informationen zu den „Völkern“ sowie den Objekten, allerdings in einer höchst komplizierten und verwirrenden Weise, musste er die zu diesen Informationen gehörigen Objekte doch jeweils neu an unterschiedlichsten Orten suchen. Oder anders gewendet: Die Erzählweise bzw. Darstellung im Museumsführer unterschied sich gewöhnlich von

176 Ebd., S. 3ff.

der der Ausstellung, wodurch die Auflistung der ausgestellten Gegenstände oft zusammenhanglos wirkte, wie das folgende Beispiel zeigt:

„Die Sammlungen aus Banum befinden sich in den Schränken 4e, f, 35 u. 36, die aus Bali in Schr. 4g, h; Schr. 4b-d enthält die Landschaften von Bansa im Osten bis Bametá im Westen (u.a. Babessi, Babungo, Babanki, Babanki Tun-go, Bekom, Bafut etc.); Schr. 29 Sammlungen aus der sehr großen nördlichsten Landschaft des Graslandes, Bafum (Bafum-bum, Bafum-Men, Wum, Kuk etc.); endlich die Schr. 257-259 Sammlungen aus den südlichen Landschaften Bagam, Balung, Bamungom, Bansa, Banjun, Baham, Bangangte, Bangulap usw [...] Produkte des Gelbgusses, die nach dem Verfahren der ‚verlorenen Form‘ (cire perdue) hergestellt werden; in Schr. 35 (einzelnes auch in 36b, 4c und 257).“¹⁷⁷

Auch die in den Museumsführern oftmals vorhandenen Beschreibungen der einzelnen Museumsschränke können, zumindest aus heutiger Sicht, nur in zweierlei Hinsicht gedeutet werden. Zum einen als Angebot an den Besucher, sich zu den realen Objekten, die ihn aus visuellen oder auch ästhetischen Gründen interessierten, eine textliche Basisinformation verschaffen zu können. Zum anderen als Hinweis, dass das Museum über eine Vielzahl dieser Behältnisse verfügte, die wiederum mit einer Menge von Objekten angefüllt waren – eine wirkliche Übersicht boten diese Aufzählungen nicht. So wurde z.B. ein Schrank aus der Abteilung Afrika 1905 wie folgt vorgestellt:

„24: Die überaus elegant und kunstreich gearbeiteten Messer, Äxte und Speere, die feinen Matten aus Rahiafaser. 25: Die großen Trommeln in Menschengestalt, ein Thürschloss aus Holz, die Idole vom Sankurru. 26: Raphiazeuge, besonders von der Tupende (auch in 25, 27, 28, 36); ein außerordentlich schöner Baluba-Fetisch, einen alten Krieger in voller Rüstung darstellend; die Difuma dia Dikongo, das alte Reichsscepter des Schilange-Häuptlings Mona Katembe; Kopfschmuck, aus Holz geschnitzte Trinkhörner. 27: Merkwürdig geformte runde Wurfmesser vom Kassai, Korbflechtereien, Kopfbedeckungen; hölzerne Trinkbecher in Form menschlicher Köpfe.“¹⁷⁸

Diese unsystematische Ausstellungsweise änderte sich über die Jahre hinweg nur unwesentlich. Damit erfüllte das Museum seine eigene Zielsetzung, den „Kulturbesitz“ von „Völkern“ „[...] in seiner besonderen Entwicklung und seinen Zusammenhängen zu veranschaulichen“,¹⁷⁹ aufgrund der fehlenden Systematik nur sehr bedingt – was sicherlich

177 Führer Berlin 1918, S. 60ff.

178 Führer Berlin 1905, S. 78.

179 Ebd., S. 3.

auch an der schlichten Überfüllung mit völkerkundlichen Gegenständen lag.

Dieses Problem der Anhäufung der Gegenstände im Museum war bereits um die Jahrhundertwende, also nicht einmal zwei Jahrzehnte nach der Eröffnung des Museumsgebäudes in der Königgrätzer Straße diskutiert worden. Auch von Luschan beklagte sich 1904 über diese Situation.¹⁸⁰ Als alternative Lösungsmöglichkeiten wurden entweder die Schaffung eines eigenständigen zweiten Völkerkundemuseums mit anderen Schwerpunkten in Dahlem oder nur eine Deponierung eines Teils der Sammlungen in diesem damaligen Vorort von Berlin gesehen. Für die kostengünstigere Schaffung eines Magazins wurden dabei von politischer Seite z.B. folgende Argumente aufgeführt:

„Ein Hauptzweck des Museums, einem größeren Publikum zur Anregung und Belehrung zu dienen, das Interesse für die überseeischen Völker und deren eigenartige Kulturzustände zu wecken und zu verbreiten, wird nur erfüllt, wenn das Museumsgebäude ohne Schwierigkeiten erreichbar in zentraler Lage der Stadt sich befindet. Mit Rücksicht auf die immer zahlreicher werdenden jungen Leute, welche ethnologische Studien auf der Universität treiben, das orientalische Seminar besuchen oder auf andere Weise als Beamte oder als Offiziere der Armee und Marine für den Auslands- und Kolonialdienst sich vorbereiten, darf die Entfernung des Museums von den sonstigen Bildungsinstituten der Hauptstadt keine zu große sein. Eine Verlegung des größten Teiles der Sammlungen nach Dahlem würde dieselben gewissermaßen isolieren für das Studium weniger Fachgelehrter, andererseits aber die Gefahr bringen, dass die dorthin verlegten Museen statt gern und häufig besuchter Bildungsstätten ein Gegenstand oberflächlicher Neugier für Sonntags-Ausflügler aus Berlin werden könnten.“¹⁸¹

Eine andere Überlegung war es, die Sammlung in eine Studien- und eine Schausammlung aufzuteilen, wobei das Gebäude in der Königgrätzer und Prinz-Albrecht-Straße für letzteres vorgesehen war. Von Luschan wandte sich dezidiert gegen diese im völkerkundlichen Kontext relativ

180 Siehe dazu: Ira Lorf, Unzweifelhaft exotische Maskenspiele. Alfred Döblin und das ethnographische Wissen, in: Alexander Honold/Oliver Simons (Hg.), *Kolonialismus als Kultur. Literatur, Medien, Wissenschaft in der deutschen Gründerzeit des Fremden*, Tübingen 2002, S. 21. Siehe hierzu auch: Karl Scheffler, *Der Berliner Museumskrieg*, Berlin 1921. Zur gegenwärtigen Situation siehe: Klaus Helfrich, *Museumskomplex Dahlem – Zentrum außereuropäischer Kunst und Kultur*, in: *Staatliche Museen zu Berlin (Hg.), Standorte – Standpunkte. Staatliche Museen zu Berlin*, Berlin 1994, S. 49-54.

181 GStA: I HA Rep. 151 I C, Bd. IV, Nr. 8256, *Errichtung eines ethnologischen Museums in Berlin*, S. 241f.

neue Idee und nannte dafür mehrere Gründe. Zunächst hielt er eine Differenzierung aus verwaltungstechnischen Gründen für nicht realisierbar: „Ich kann mir wenigstens schwer vorstellen, wie ein und derselbe Mann gleichzeitig zwei zusammengehörige Sammlungen leiten könne, die an ganz verschiedenen Orten aufgestellt sind.“¹⁸² Außerdem argumentierte er, dass jeder Besucher Recht auf vollständige Nutzung hätte, denn die Museen müssten „von seinen Steuergroschen gebaut und erhalten werden“.¹⁸³ Zwar sah er das Publikum als heterogene Gruppe mit unterschiedlichen Bedürfnissen. Für den Großteil der Besucher „[...] würde eine Sammlung, die etwa 1000 Stücke umfasst, wenn sie nur gut aufgestellt und wirklich ausreichend etikettiert sind, unendlich viel nützlicher sein als ein großes Museum, in dem mehrere hunderttausend Stücke geschmacklos und unübersichtlich magaziniert sind.“ Doch ein kleiner Teil der Besucher wie Handwerker, die in den Kolonien arbeiteten, sowie Maler, Bildhauer und Lehrer hätten ein anwendungsorientiertes Bedürfnis: „Schon mit Rücksicht auf diesen Teil des Publikums – und er ist entschieden der bessere, auch wenn er natürlich numerisch schwächer ist – verbietet sich die räumliche Trennung einer wissenschaftlichen von einer Schausammlung ganz von selbst.“¹⁸⁴ Auch die Klassifizierung in Studien- und Schausammlung hielt er für schwierig: „Ich persönlich habe die Vorstellung, dass, wenn man mich heute zwingen würde, in solcher Art eine Schausammlung von der wissenschaftlichen zu trennen, ich mein ganzes Museum nach der Peripherie überbringen und im Zentrum nur ein paar Gipsabgüsse, Bücher und Photographien als ‚Schausammlung‘ belassen würde.“¹⁸⁵ Als eine Art Kompromiss sah er eine Trennung in Studien- und Schausammlung in einem Haus an, die zu jedem Zeitpunkt eine räumliche Wiedervereinigung zulasse. Technisch ließe sich dies realisieren, indem man auf das sogenannte „Fischgrätensystem“ verzichte, dass sich seiner Meinung nach auch nicht bewährt hätte. Die Museumsschränke sollten stattdessen senkrecht zur Längsachse des Raumes aufgestellt sein, so dass sich durch das Einziehen von Zwischenwänden sogenannte „Kojen“ für die wissenschaftlichen Sammlungen ergäben. Ein Drittel von der Breite des Saales sollte für die Schausammlung, zwei Drittel für die Studiensammlung reserviert sein.¹⁸⁶ Nach heftigen Debatten wurde dann 1905 ein sogenannter

182 Von Luschan, Ziele 1905, S. 238.

183 Ebd.

184 Ebd.

185 Ebd.

186 Ebd., S. 239. So heißt es: „Sorgt man nun dafür, was mechanisch ganz leicht zu erreichen ist, dass diese Scheidewände als Türen konstruiert werden, so ist man imstande, mit einem Handgriff und mit einem Schritt die Schausammlung mit der wissenschaftlichen zu verbinden, und tat-

„Schuppen“ zur Zwischenlagerung von Ethnographica in Dahlem errichtet,¹⁸⁷ wobei sich von Luschan weiter vehement für den Neubau eines ganzen Museums in Dahlem einsetzte. So schrieb er 1906 in einem privaten Brief an den Generaldirektor der Staatlichen Museen zu Berlin Wilhelm von Bode nach einem Besuch des Museums für Völkerkunde in Köln, dass dieses seiner Meinung nach „opulent“ ausgestaltet wäre und zeige, dass in Köln eine „klare Einsicht in die wahre Bedeutung und den praktischen Werth der Völkerkunde“ bestehe, während in Berlin eine „bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Armseligkeit und Bettelwirthschaft“ diesbezüglich existiere:

„Was nun aber Ihren Vorschlag angeht, ich solle aus dem Bestande meiner Abtheilung ‚Doubletten‘ ausscheiden und meine Raumannsprüche herabschrauben, so bin ich zu meinem lebhaften Bedauern nicht im Stande, dies in irgend wesentlicher Art zu thun. Ich habe niemals Doubletten behalten und habe auch keinerlei Interesse daran, das in Zukunft zu thun. Dass für die Sammlungen aus Afrika und Oceanien ein Haus nöthig ist, praepter propter so gross, als das jetzige Museum für Völkerkunde habe ich so oft gesagt und geschrieben und bewiesen, dass ich mich vor mir selbst schämen müsste, wenn ich jetzt auf einmal erklären wollte, dass ich auch mit weniger auskäme. Es ginge auch völlig gegen mein Gewissen, ruhig zuzusehen oder gar daran mitzuarbeiten, dass der Staat jetzt immerhin sehr bedeutende Summen für einen Neubau ausgibt, der sich, ehe er noch vollendet ist, als völlig unzureichend und unbrauchbar erweisen muss. Ich würde deshalb lieber meinen Rücktritt erbitten, als dass ich mich entschliessen könnte, den Rest meiner Arbeitskraft und meines Lebens auf ein unzulängliches Flickwerk zu vergeuden. Wenn der Herr Finanzminister, der ja von diesen Dingen naturgemäss nichts versteht und

sächlich stelle ich mir vor, dass man bei einem einigermaßen gut geregelten Museumsbetrieb etwa in jeder Woche oder alle 14 Tage eine andere dieser Türen öffnen und so auch dem großen Publikum einen Einblick in eine wissenschaftliche Sammlung und in die eigentliche Arbeitsmethode gewähren könne, während in der Schausammlung nur die wichtigsten und ganz typischen Stücke für den einzelnen Stamm oder die einzelne Inselgruppe ausgestellt sind. Sorgt man dann für gute Etikettierung, reichliche Photographien und Literaturnachweise, so hat man dem großen Publikum mit 10 oder 20 Stücken sehr viel mehr genützt als mit der bisherigen Anhäufung von Gegenständen, bei der jeder einzelne Schrank viel mehr einer vollgestopften Kiste mit durchsichtigen Wänden gleicht als einem Schauschrank.“ Allerdings wünschte er sich dann auch für den akademischen Unterricht eine Lehrmittelsammlung, um die bisherige Praktik der Entnahme von Anschauungsmaterial aus den Museumsschränken zu beenden, da sie die Ausstellungsorganisation und die Objekte gefährden würde, womit er eine Trennung in Studien- und Schausammlung doch zumindest in diesem kleinerem Rahmen für möglich hielt. Von Luschan, Ziele 1905, S. 239ff.

187 Westphal-Hellbusch, Zur Geschichte, S. 29.

nichts verstehen kann, einen unzureichenden Neubau herstellen lassen will, so mag er erst meine Verabschiedung in die Wege leiten. Ich selbst werde, so lange ich im Amte bin, sicher nichts dazu beitragen, all das muthwilig zu zerstören und caput zu machen, an dem ich seit mehr als zwanzig Jahren gearbeitet habe.“¹⁸⁸

Auch andere Persönlichkeiten setzten sich für einen ausreichend großen Neubau ein. So erhob z.B. Fritz Graebner diese Frage zu einer existentiellen Angelegenheit mit globaler Bedeutung:

„Der Neubau des Museums für Völkerkunde zu Berlin ist keine rein interne Verwaltungsfrage, sondern ein Grundinteresse der ganzen ethnologischen Welt. Das Museum birgt wissenschaftliche Schätze ersten Ranges und in einer Reichhaltigkeit wie kein zweites; aber diese Schätze sind zum großen Teil selbst den Beamten nicht mehr zugänglich. [...] So ist also ein ausreichender Neubau ein dringendes Bedürfnis für die gedeihliche Weiterentwicklung unserer Wissenschaft.“¹⁸⁹

1912 erhielt der Architekt Bruno Paul dann den Auftrag des Berliner Abgeordnetenhauses, einen Neuentwurf des Museums auf der Staatsdomäne Dahlem zu planen.¹⁹⁰ Mittlerweile hatten sich die Standortargumente auch verschoben, wie die Äußerung eines namentlich nicht benannten Abgeordneten vom 7. März 1913 zeigt:

„Aber für Dahlem spricht vieles; die Verfügungsmöglichkeit über staatliches Baugelände, die Entstehung eines wissenschaftlichen Zentrums dort durch die Anlage des Botanischen Gartens, die Errichtung des Botanischen Museums, den Bau der Kaiser-Wilhelm-Institute und anderer Forschungsstätten, der Zug der Bevölkerung nach dem Westen und die guten Verbindungen nach dem Innern Berlins. Schon jetzt befördert die Wannseebahn in 13 Minuten vom Potsdamer Bahnhof nach dem Bahnhof Steglitz und von dort die elektrische in etwa 5 Minuten nach dem Bauterrain. Ende 1913 wird die Untergrundbahn eröffnet werden, die einen Bahnhof in unmittelbarer Nähe der Museen erhalten wird. Daß übrigens z.B. die Entfernung Dahlem vom Innern Berlins geringer ist wie die des Kensington-Museums von der City Londons darf nebenbei erwähnt werden.“¹⁹¹

188 Nachlass von Luschan: von Bode, Wilhelm, Brief vom 16. November 1906.

189 Fritz Graebner, Der Neubau des Berliner Museums für Völkerkunde und andere praktische Zeitfragen der Ethnologie, in: Globus, Bd. 94, Nr. 14 (1908), S. 213.

190 Westphal-Hellbusch, Zur Geschichte, S. 29ff. Siehe dazu auch: GStA: I HA Rep. 151 I C, Bd. IV, Nr. 8257 (1906-1924), S. 120ff.

191 GStA: I HA Rep. 151 I C, Bd. IV, Nr. 8257 (1906-1924), S. 223.

Entsprechend wurden dann 1914 die Bauarbeiten an dem sogenannten „Asiatischen Museum“ begonnen, in dem alle Abteilungen asiatischer Kunst- und Altertümer sowie die prähistorische Abteilung ausgestellt und dadurch eine räumliche Entlastung für das Völkerkundemuseum in der Stadtmitte erzielt werden sollte.¹⁹² 1916 wurden die Arbeiten dann allerdings aufgrund des Krieges wieder gestoppt und erst 1921 mit veränderten, sparsameren Bauplänen fortgeführt,¹⁹³ was zur Folge hatte, dass das von von Bode ursprünglich großangelegte Museumsprojekt letztendlich doch nur auf ein Depot reduziert wurde, das nur bedingt als Studiensammlung nutzbar war. Ab Ende des Jahres 1923 wurden dann sukzessiv Gegenstände, die nicht Teil der Schausammlung in der Stadtmitte waren, zur Magazinierung nach Dahlem ausgelagert.¹⁹⁴ Auch wenn diese Umfunktionierung des „Asiatischen Museums“ immerhin noch eine sichtbare Erleichterung für die Schausammlungen darstellte, bedeutete sie doch auch eine Niederlage für von Bode und von Luschans.¹⁹⁵ 1926, zwei Jahre nach von Luschans Tod wurde endlich die neueingerichtete Dauerausstellung in Berlin-Mitte eröffnet, die dann bis 1939 fast unverändert so bestehen blieb.¹⁹⁶

Mit der Neueröffnung dieser Dauerausstellung trat jetzt (endlich) auch ein sichtbarer Wandel in der Ausstellungskonzeption ein. Nun wurde die lange diskutierte Trennung in Studien- und Schausammlung in die Praxis umgesetzt und damit endgültig Abschied von der schlichten Akkumulation von Gegenständen genommen, wie sie Adolf Bas-

192 Ebd., S. 262.

193 Claus Zoege Manteufel, Bemerkungen zum neuen Völkerkundemuseum in Berlin-Dahlem, in: *Museumskunde*, Bd. 39, H. 3 (1970), S. 165.

194 GStA: I HA Rep. 151 I C, Bd. IV, Nr. 8257 (1906-1924), S. 379. Von Bodes Projekt sah die Errichtung eines Wissenschaftszentrum in Berlin-Dahlem im Sinne Oxfords vor. Siehe dazu: GStA: VI HA Nachlass Althoff A I 122.

195 Richard Haas, Brasilien an der Spree. Zweihundert Jahre ethnographische Sammlungen in Berlin, in: *Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Ethnologisches Museum/Anita Hermannstädter* (Hg.), *Deutsche am Amazonas. Forscher oder Abenteurer? Expeditionen in Brasilien 1800 bis 1914* (Begleitbuch zur Ausstellung in Ethnologischen Museum, Berlin-Dahlem), Münster e.a. 2002, S. 16ff.

196 Siehe hierzu auch: PA: R64665. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg zog das gesamte „Museum für Völkerkunde“ nach Berlin-Dahlem, wo es sich bis heute befindet. Siehe auch: Westphal-Hellbusch, *Zur Geschichte*, S. 33.

tian und in gewissem Maße auch von Luschan noch vertreten hatte. Die eröffnete Schausammlung war komplett neu aufgebaut worden und nur einzelne Ausstellungsabschnitte waren auf ihrem vorherigen Platz verblieben. Sie war in der Weise organisiert, dass Teile der jetzt nur noch drei, statt bisher vier verwendeten Etagen jeweils bestimmten Erdteilen zugeordnet waren.¹⁹⁷ So befand sich im Erdgeschoss „Ganhara, Turfan, China, Tibet, Japan, Vorderindien, Hinterindien, Indischer Archipel“; im ersten Stock „Amerika“¹⁹⁸ und im zweiten Stock „Afrika, Ozeanien“¹⁹⁹. Diese Abschnitte wurden wiederum in einzelne Regionen aufgeteilt, die jeweils mit einer spezifischen Wandfarbe markiert wurden. So wurde beispielsweise für Australien die Farbe braunrot, für Melanesien die Farbe grün und für Polynesien die Farbe gelbbraun verwendet.²⁰⁰ Gleichzeitig wurde aber auch nicht ganz auf evolutionistische Ansätze in der Erzählweise der Ausstellungen verzichtet: So wurde beispielsweise als Anfang der Ausstellung der zweite Stock mit der Abteilung Australien festgelegt, da man dort den Beginn der Menschheitsgeschichte annahm.²⁰¹ Innerhalb dieser Regionen wurde nach „ethnologischen Gruppen“ wie Kleidung, Holzgefäße, Waffen, Hausgeräte etc. unterschieden, die dann in einer jeweils bestimmten Anzahl von Schaukästen gezeigt wurden.²⁰²

197 Der Lichthof wurde überhaupt nicht mehr bestückt.

198 „I Eskimo, II Nordwest-Amerika, III Kalifornien, IV Prärien und Vereinigte Staaten (Osten), V Vereinigte Staaten Südwesten u. Nordwest-Mexico, VI Mittelamerika, VII-VIII Maya-Kulturen und Veracruz, IX Maya-Kultur, X Mittelamerika Süden, XI-XVI Peru, XVII-XIX Südamerika, XX Südamerika Naturvölker, XXI-XXIII Peru, XXIV Peru u. Equador, XXV Südamerika Prähistorie, XXVI-XXVIII Columbien, XXIX Tzapoteken, XXX Mexico u. Maya, XXXI-XXXII Tzapoteken, XXXIII Azteken, XXXIV Mexico.“ Siehe dazu: Staatliche Museen zu Berlin. Vorläufiger Führer durch das Museum für Völkerkunde, Schausammlung, Berlin 1926. Sowie: VKM HH: M.B. 10, Bd. V.

199 „I Australien, II-VII Melanesien, VIII Modellsaal, IX-XII Kamerun, XI-II-XV Benin, XVI-XVII Sudan, XVIII-XIX Nord-Afrika, XX-XXI Süd-Afrika, XXII-XXIII Ost-Afrika, XXIV-XXV Ostthorn u. Abessinien, XXVI-XXVIII Kongo, XXIX Süd-Kamerun, XXX-XXXI Mikronesien, XXXII-XXXIII Polynesien.“ Siehe dazu: Staatliche Museen zu Berlin, Vorläufiger Führer 1926. Sowie: VKM HH: M.B. 10, Bd. V.

200 Markus Schindlbeck, Die Südsee-Ausstellungen in Berlin, in: Baessler-Archiv, Neue Folge, Bd. 45 (1997), S. 577.

201 Ebd., S. 577f.

202 Die bislang üblichen Fortsetzungen von Abteilungen in einem weiteren Stockwerk fielen weg. So waren China, Tibet etc. jetzt im Erdgeschoß zu finden, im ersten Stock Amerika, im zweiten Afrika und Ozeanien.

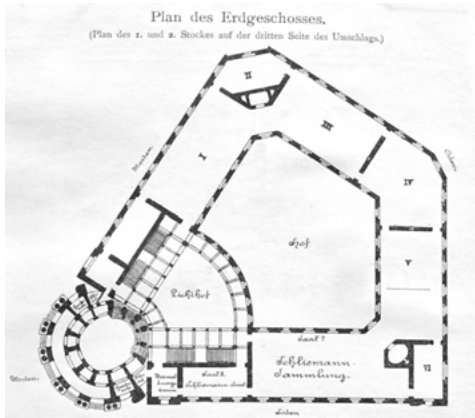


Abbildung 4: Museum für Völkerkunde Berlin, Plan Erdgeschoss, 1905

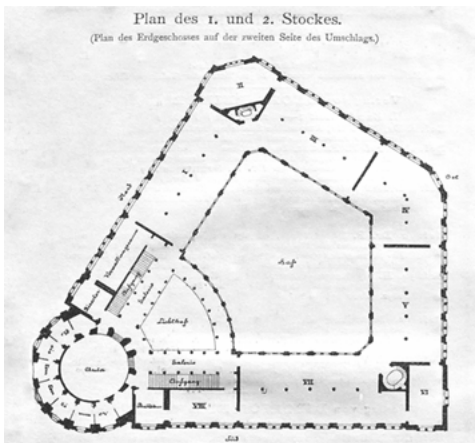


Abbildung 5: Museum für Völkerkunde Berlin, Plan 1. und 2. Stock, 1905²⁰³

203 Die Abbildung wurde ergänzt mit folgender Erklärung: „Erdgeschoß: 1. Saal I bis IV: Vorgeschichtliche Altertümer, [/]2. [Saal] VII und VIII: Schliemann-Sammlung, [/]3. [Saal] V: Amerikanische (Peru) und asiatische Sammlungen. [/]Erster Stock: 1. Rundgang: Altertümer aus Peru, Bolivien und Argentinien, Schnitzwerke aus Deutsch-Neu-Guinea, [/]2. Saal I und II: Afrika, [/]3. [Saal] III und IV: Ozeanien, [/]4. [Saal] V bis

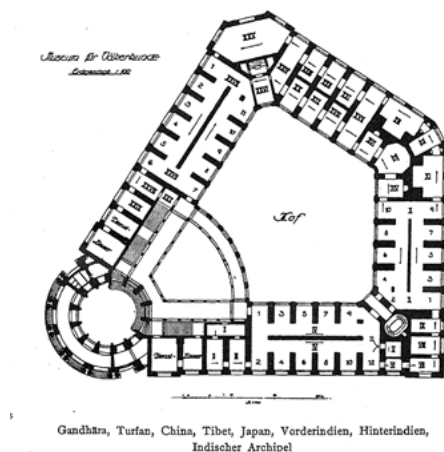


Abbildung 6: Museum für Völkerkunde Berlin, Plan Erdgeschoss, 1926

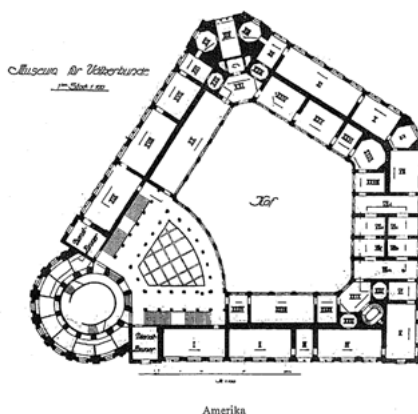


Abbildung 7: Museum für Völkerkunde Berlin, Plan I. Stock, 1926

VIII: Amerika.[/]Zweiter Stock: 1. Rundgang: Abgüsse aus Angkor Vat,[/]2. Saal I und II: Indien,[/]3. [Saal] III: Indochina,[/]4. [Saal] IV und V: Indonesien, Tibet,[/]5. [Saal] VI bis VIII: China, Japan, Korea, Liukiu-Inseln. Dritter Stock: Afrikanische und Südsee-Sammlungen (Fortsetzung), chinesische Sammlungen (Fortsetzung), amerikanische Sammlungen (Forts.),[/]Indische Sammlungen (Forts.): Gandhāra-Skulpturen

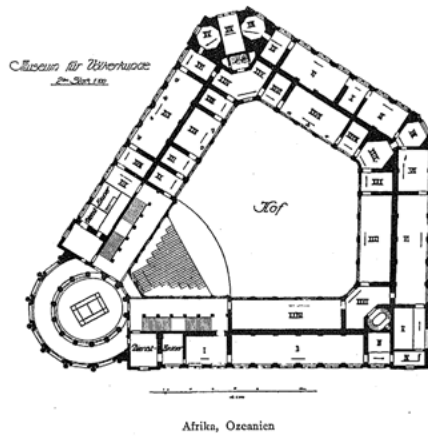


Abbildung 8: Museum für Völkerkunde Berlin, Plan 2. Stock, 1926

Insgesamt gesehen wurde jetzt mehr Gewicht auf die Publikumswirksamkeit der Ausstellung gelegt. So ging es zunächst um die Präsentation einzelner individueller Gegenstände statt der von Objektmassen. Entsprechend wurden mit der zusätzlichen bewussten Nutzung von Vitrinen, Kojen, Nischen sowie Ausstellungs-, Trenn- und Mittelwänden neue publikumsorientierte Ausstellungsmethoden angewandt.²⁰⁴ Die Verringerung der Stückzahlen in den Vitrinen förderte die Konzentration auf einzelne Objekte, die nun jeweils für einzelne „Kulturprovinzen“ standen.²⁰⁵ Auch der dazugehörige Museumsführer trat jetzt in einer neuen Erscheinungsform auf: Nur einzelne Textpassagen waren aus den früheren Versionen übernommen, der größte Teil des Textes war neu verfasst worden und wurde nun durch 48 mit Verweisen zu bestimmten Textstellen versehenen Fotografien von ausgestellten Gegenständen ergänzt. Nach wie vor gab es zwar Inhaltsbeschreibungen der einzelnen Schaukästen, doch waren diese nun systematisch nummeriert und in einen Weg durch die Ausstellung eingegliedert. – Nun konnte der Museumsführer also tatsächlich als „Leitfaden“ dienen. In der Erzählweise wurde nun verstärkt die „Wir“-Form verwendet und damit der lesende

204 Bis dahin waren nur Ausstellungsschränke und Glaskästen erwähnt worden. Schindlbeck, Die Südsee-Ausstellungen, S. 578.

205 Ebd., S. 579.

Besucher direkt angesprochen und in die Ausstellung miteinbezogen.²⁰⁶
 Außerdem informierte der Museumsführer, welche Richtlinien bei der Aufstellung zugrunde gelegt worden waren, z.B.:

„Scheidung von Vorderindien und seinen beiden Hauptkolonien: in Hinterindien, Kambodja und im Archipel Java. Trennung der drei Hauptreligionen im Mutterland (Islamisches ist nicht aufgestellt, weil für Indien fremde Kultur). Entwicklung der religiösen Kunst nach Zeit und Ort (historisch und geographisch). Danach enthält Raum XXVII auf der äußeren (Straßen-)Seite in Nische 1 u. 2 den Jainismus, in 3-5 den nördlichen Buddhismus, an der inneren (Hof-)Seite die brahmanische Religion.“²⁰⁷



Abbildung 9: Museum für Völkerkunde Berlin, Ausstellung Pueblo-Indianer, 1926

206 So hieß es z.B. zur Abteilung Indien: „Beim Betreten der Nische 1 sehen wir rechts in die Wand eingelassen ein sehr sauber gearbeitetes Relief, welches wahrscheinlich zur Umrahmung eines Heiligen gehörte. Unter dem Fenster ist die Plastik links bemerkenswert. Zeigt sie uns doch deutlich, daß die alten Hindugötter noch ungestört im Jainismus fortwirken.“ Führer Berlin 1926, S. 36.

207 Ebd., S. 34f.

Nicht selten wurden jetzt auch Gründe für diese konzeptionellen Entscheidungen genannt. So hieß es z.B.:

„Bei der Neuaufstellung der südamerikanischen Sammlung ist die Gruppierung der Sachgüter der einzelnen Völker nach verschiedenen Gesichtspunkten erfolgt. In den Sälen XIX, XVIII und XVII sind die verschiedenen Sachgüter in einzelnen übersichtlichen Gruppen zur Darstellung gebracht, indem alle mit einer bestimmten Art menschlicher Lebensäußerungen in Beziehung stehenden Sachgüter in besonderen Schränken res. Schrankeinheiten zusammengefaßt worden sind. Es sollen auf diese Weise die einzelnen Lebensformen der verschiedenen Völker Südamerikas an der Hand ihrer Sachgüter in systematischer Übersicht veranschaulicht werden. Nachdem zunächst die einzelnen Formen der materiellen Wirtschaft, wie Bodenkultur, Jagd, Fischerei und die verschiedenen Techniken zur Darstellung gelangen, folgen weiter Zusammenstellungen des Verkehrswesens, der einzelnen mit der Körperbehandlung im



Abbildung 10: Museum für Völkerkunde Berlin, Ausstellung Kamerun, 1926

Zusammenhänge stehenden Sachgüter, wie Spiel- und Sport-Geräte, Kleidung und Schmuck und endlich eine zusammenfassende des religiösen Lebens, speziell des Maskenwesens und der Behandlung der Toten.“²⁰⁸



Kinder-Mumie. Torres-Straße

Abbildung 11: Museum für Völkerkunde Berlin, Ausstellung Kinder-Mumie, 1926

Entsprechend präzise und nachvollziehbar erfolgten jetzt auch die Beschreibungen einzelner Ausstellungsteile, beispielsweise von Schau-schränken in der Abteilung Afrika:

208 Ebd., S. 85.

„Schränk 72: Auswahlstücke der in Nordafrika hervorragend entwickelten Lederindustrie, darunter besonders schöne Stücke aus Marokko, Algier und von den Tuareg; Korbwaren; Reitsättel; Töpfe aus Speckstein von den Ababde in Oberägypten; Fußkratzer, davon einer in Tierform aus Ägypten. Schränk 73: Musikinstrumente, besonders Panflöten, Tontopftrummel, Hochzeitstrommel und Dudelsack; Waffen, hauptsächlich aus Marokko: Hellebarden, Keulen aus dem Aaresgebirge, reich verzierte Dolche, Schwerter und Pistolen [...]“²⁰⁹

Eine weitere wichtige Änderung der reformierten Ausstellung ab 1926 war der Wegfall zum einen der „vorgeschiedlichen“ Abteilung, zum anderen der in den früheren Museumsführern erfolgten Nennungen der damals aus unterschiedlichen Gründen jeweils nicht zugänglichen „vaterländischen“ und anthropologischen Abteilung. Laut Andrew Zimmerman waren durch die prähistorische Abteilung sowie durch die dort gezeigte Schliemann-Sammlung bislang nationalistische Interessen bedient worden, wodurch man sich die Unterstützung durch das preußische Kulturministerium hätte sichern wollen.²¹⁰ Diese Abteilung wurde jetzt ausgelagert und fand erst 1931 im Martin-Gropius-Bau seine Aufstellung.²¹¹ Europa wurde zwar prinzipiell zu den völkerkundlichen Interessensgebieten gezählt, fand aber, wie es hieß, aus „Platzgründen“ keine Aufstellung mehr. Die folgende Referenz, die bis 1918 im Museumsführer vorhanden war, fiel demzufolge mit der Neuaufstellung fort: „**Europa**, umfangreiche Sammlungen aus Lappland, Island, dem europäischen Russland: Tscheremissen, Syrijänen, Wotjaken usw. aus Raummangel nicht aufgestellt.“²¹² Ebenso entfiel die Bezugnahme auf eine anthropologische Abteilung, die seit 1911 regelmäßig folgendermaßen am Ende des Museumsführers gestanden hatte: „Die anthropologischen Sammlungen werden zur Zeit neu aufgestellt und sind bis zum Abschlusse der Aufstellungsarbeiten nur auf persönliche Meldung bei dem Leiter der Sammlungen zugänglich.“²¹³ Auf den Prozess des Scheiterns dieser Etablierung soll im nächsten Abschnitt näher eingegangen werden.

209 Führer Berlin 1926, S. 144. Vgl. die weiter oben zitierte Beschreibung eines Ausstellungsschranks in der Abteilung Afrika aus dem Jahre 1905.

210 Zimmerman, *Anthropology*, S. 188.

211 Bolz, *Ethnologisches Museum*, S. 15.

212 Führer Berlin 1918, S. 8. Erst 1934 wurde eine eigenständige Eurasien-Abteilung gegründet, die dann 1950 auf die Region Europa begrenzt wurde. Karasek, *Das Museum Europäischer Kulturen*, S. 32. Die Fettsetzung ist bereits im Originaltext erfolgt.

213 Führer Berlin 1911, S. 258 sowie: Führer Berlin 1918, S. 259.

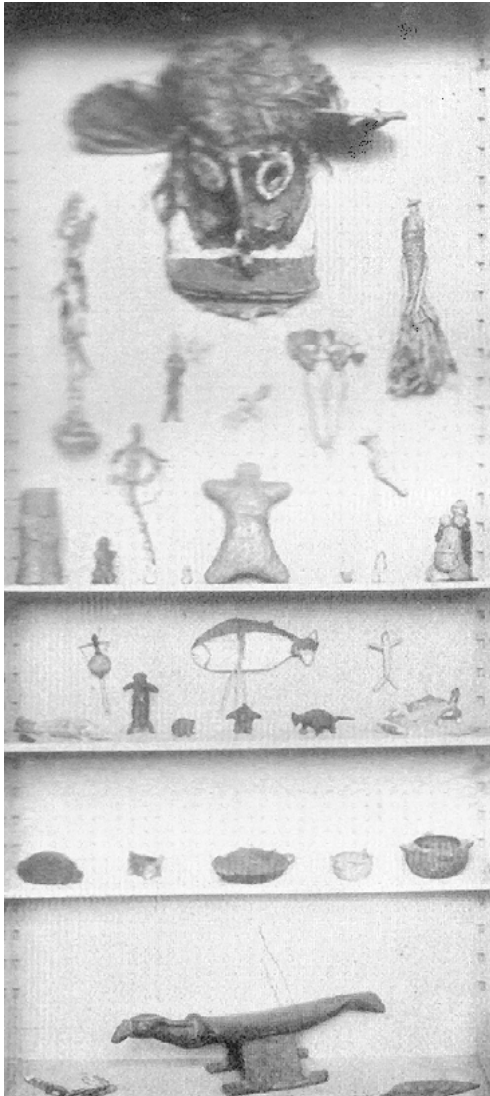


Abbildung 12: Museum für Völkerkunde Berlin, Ausstellung Kunst der Naturvölker, 1926

Von Luschans Plan eines anthropologischen Institutes

Von Luschian bemühte sich über einen immensen Zeitraum, dauerhaft ein anthropologisches Institut bzw. eine anthropologische Abteilung im Berliner Museum für Völkerkunde zu etablieren. Ziel dieser Institution

sollte es sein, sozialanthropologische Fakten wie die Vererbungsgesetze zu vermitteln, um „Entartungserscheinungen“ zuvorzukommen. Ihre Vorraussetzung war eine anthropologische Sammlung, die unter Zeitgenossen als die größte der Welt galt und zu der folgende Bestandteile gehörten:²¹⁴

„1). Die Geheimrat von Luschans als persönliches Eigentum gehörige Lehrmittelsammlung von Schädeln und Skeletten mit rund 4600 Nummern, 2). Die anthropologische Sammlung des Museums für Völkerkunde mit rund 4300 Nummern, 3). die der Berliner Anthropologischen Gesellschaft gehörige Sammlung aus dem Nachlaß von Rudolf Virchow mit rund 2300 Nummern,²¹⁵ 4). die alte Sammlung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft mit rund 200 Nummern, 5). Die Sammlung des Geheimrats von Luschans von vergleichenden anatomischen und osterologischen Präparaten, Gipsen usw. mit rund 1500 Nummern, 6). Die Sammlung des Geheimrats von Luschans von Photographien und Laternenbildern²¹⁶ mit rund 10000 Nummern, 7). Eine äußerst wertvolle Fachbibliothek, an deren Ausbau Geheimrat von Luschans seit 40 Jahren gearbeitet hat.“²¹⁷

Um es vorweg zu nehmen: Von Luschans Anstrengungen scheiterten. Seine Bekanntheit und sein Prestige reichten nicht aus, um seine wissenschaftliche Karriere mit der Institutionalisierung einer anthropologischen Sammlung zu krönen. In diesem Prozess des Scheiterns, der sich über Jahre hinzog, werden jedoch die zeitgenössischen Kräfteverhältnisse in Bezug auf die Anerkennung der anthropologischen Forschung deutlich, auf die hier im Besonderen eingegangen werden soll.

Schon während seiner Amtszeit als Leiter der afrikanisch-ozeanischen Abteilung im Berliner Museum für Völkerkunde trat von Luschans für die Einrichtung eines anthropologischen Instituts in diesem ein. Seine Vorstellungen definierte er in einem Entwurf vom 14. Juli 1905, die aber zunächst scheinbar auf wenig Resonanz stießen. Denn erst ein Jahr später konnte er sich über ein positives Signal von Wilhelm

214 SMB-PK, EM: Umzug und Aufstellung der Sammlungen 1913-1920 Ic Vol. 15 I/MV 522: E 367/1919.

215 Von Luschans hatte diese Sammlung seit dem Tod von Rudolf Virchow betreut, neu katalogisiert und restauriert. Siehe dazu: Andree, Geschichte, S. 99ff.

216 Unter Laternenbilder sind Glasplatten mit einem oder mehreren Bildern zu verstehen, die speziell für die Projektion durch die „Laterna magica“ hergestellt wurden.

217 GStA: I HA Rep. 151 I C, Bd. IV, Nr. 8257 (1906-1924), Brief vom Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Nentwig an das Finanzministerium vom 29. August 1919, Bl. 282.

von Bode bezüglich seiner Pläne freuen. Entsprechend reagierte er in einem Brief vom 19. Oktober 1906 an von Bode:

„Hochverehrter Herr Geheimrath, Herr Lissauer theilte mir heute mit, dass Sie sich für die Errichtung eines anthropologischen Instituts interessieren. Das ist für mich eine sehr erfreuliche Nachricht; ich hatte schon fast jede Hoffnung auf Errichtung eines solchen aufgegeben, da man im Ministerium sich im vorigen Jahre da so unfreundlich als nur möglich gezeigt hatte. [...] Meiner festen Überzeugung nach wird man früher oder später in Berlin jedenfalls ein grosses anthropologisches Institut machen müssen, schon wegen der sehr socialen Bedeutung der Anthropologie. [...] Nun sagt mir heute Herr Lissauer, dass Herr Geheimrath es für möglich halten, ein anthropolog. Institut im obersten Stockwerke des gegenwärtigen Museums f. Völkerkunde zu errichten. Dieses oberste Stockwerk ist zwar dem Raume nach nur $\frac{1}{4}$ Stockwerk, da von den vier Flügeln des Hauses nur zwei ausgebaut sind und auch die nur in halber Tiefe. Daher würden, von den Bibliotheks- u. auch den Räumen, welche der anthropolog. Gesellschaft eingeräumt bleiben müssen, abgesehen, im obersten Stockwerk nur etwa rund 700 qm Bodenfläche verfügbar sein. Das ist etwa der dritte Theil des Erfordernisses, das ich in meinem Entwurfe vom Juli v. J. angegeben hatte – trotzdem wäre ich sehr glücklich, wenn nur überhaupt ein anthropolog. Institut rasch eingerichtet werden könnte. Für die nächsten 10 oder 15 Jahre würde auch das fraglichste oberste Stockwerk in der Königgrätzer Str. reichen oder zur Noth reichen müssen, und – wenn nur jetzt in Dahlem ein ausreichendes Grundstück für später festgelegt wird, so mag dann mein Nachfolger den Neubau betreiben. [...] ich wäre, wie gesagt, glücklich, wenn zunächst nur überhaupt ein solches Institut errichtet werden würde. Wenn ich da nur einmal im Sattel sitze, werde ich schon dafür sorgen, dass da ordentlich gearbeitet wird. Schon mit dem Material, das jetzt in Berlin zerstreut verwahrt wird, kann eine Sammlung aufgestellt werden, die ihres Gleichen auf der Welt nicht hat.“²¹⁸

Doch trotz der positiven Reaktion von von Bode konkretisierten sich die Pläne nicht. Dies ließ von Luschan scheinbar die Leitung seiner afrikanisch-ozeanischen Abteilung in die Waagschale werfen, was von Bode kolportiert wurde und letztlich im November 1910 zu folgender Stellungnahme von Luschans führte:

„Das einzige was ich in diesem Zusammenhange ersinne, ist, ganz gesprächsweise, nicht etwa in einer förmlichen Verhandlung, gesagt zu haben, ich würde meine ethnographische Abth. aufgeben, wenn ich ein anthropologisches Institut bekäme. Damit meinte ich aber natürlich ein richtiges Institut, nicht aber eine so klägliche Interims-Einrichtung, wie sie z. Z. hier besteht. Aber ich füge

218 ZA: Nachlass von Bode: von Luschan, Felix: 29 (o.D., 1901-06).

mich und würde mich noch sehr viel lieber fügen, wenn ich über die Person meines Nachfolgers nur einigermaßen beruhigt sein könnte. Ganze fünfundzwanzig Jahre habe ich meiner Abtheilung gewidmet und da kann es mir nicht gleichgültig sein, was aus ihr nun werden soll.“²¹⁹

1911 gab von Luschan dann tatsächlich die Leitung der afrikanisch-ozeanischen Abteilung auf und übernahm stattdessen die der anthropologischen Sammlung des Museums, die nun als eigenständige neue Abteilung im Berliner Völkerkundemuseum geführt wurde, was man als Erfolg für ihn verbuchen könnte, wenn es auch zu einer Ausstellung dieser Abteilung gekommen wäre. Stattdessen wurde nur die bereits im vorhergehenden Abschnitt zitierte Anmerkung in den Museumsführer aufgenommen, womit eine Situation dargestellt wurde, die sich äußerlich zu seinen Lebzeiten nicht mehr verändern sollte.

Im Hintergrund gingen von Luschans Anstrengungen der Etablierung eines anthropologischen Instituts in Berlin allerdings weiter. So schrieb beispielsweise Eugen Fischer im Juli 1917 an ihn: „Zu Ihren Schritten um ein neues anthropologisches Institut wünsche ich besten Erfolg und sehe mit Bedauern, wie schwarz Sie bezüglich der Berliner Sammlungen, vor allem Ihrer eigenen denken. Ich wollte ein Stifter gäbe mir das nötige Kleingeld, dann wüsste ich, wo Ihre Sammlung eine schöne Stätte bekäme.“²²⁰ Und einige Monate später riet er ihm: „Dass Sie das Verhalten Berlins ärgert oder grämt, kann ich Ihnen lebhaft nachempfinden. Ich würde an Ihrer Stelle (nun spricht allerdings Schadenfreude und Egoismus mit) für den Fall, dass die Berliner Ihnen die Sache nicht abnehmen, gerade zum Trotz seiner Zeit einmal – hoffentlich noch sehr lange nicht – wo andershin vermachen als gerade nach Berlin.“²²¹ Doch bevor von Luschan überregional für seine Sammlungen zu werben begann, machte er Zugeständnisse an die Berliner Staats- und Museumsverwaltung. So offerierte er von Bode im März 1919 sogar, seine eigene anthropologische Sammlung „[...] unentgeltlich dem Staate [zu, A.d.V.] überweisen, sobald die sämtlichen zusammengehörigen Sammlungen in ausreichenden Räumen und danach benutzbar aufgestellt werden können“.²²² Dabei verwies er auf die Bedeutung der Sozialanthropologie und deren mögliche positive Auswirkungen auf das Strafrecht, sofern dieses nach den biologischen Vererbungsgesetzen um-

219 Ebd.

220 Nachlass von Luschan; Fischer, Eugen, Bl. 100. Brief an von Luschan vom 3. Juli 1917.

221 Ebd., Bl. 102. Brief an von Luschan vom 9. November 1917.

222 SMB-PK, EM: Umzug und Aufstellung der Sammlungen 1913-1920 Ic Vol. 15 I/MV 522: E 367/1919, Brief von von Luschan an von Bode vom 29. März 1919.

geändert werden würde. Diese Argumentation wurde bereits im Abschnitt 2.3 ausführlich dargestellt. Teil der folgenden Debatte über das geplante Institut war dann die Frage nach dessen Standort sowie institutioneller Verortung. Während von Luschan im Mai 1919 gegenüber Vorschlägen nach einer räumlichen Verlegung aus dem Museum für Völkerkunde hinaus die Unterbringung in dessen zweiten Stockwerk „[...] besonders wegen der viel besseren Lichtverhältnisse und wegen des einfachen und billigeren Umzuges [...]“ favorisierte,²²³ gab es in der Frage der Anbindung des Instituts an die Universität und der damit verbundenen Loslösung vom Völkerkundemuseum Übereinstimmung mit von Bode. Dies hatte für von Luschan allerdings primär finanzielle Gründe:

„Davon käme der Pfortner jetzt in Wegfall und ebenso würde die Generalverwaltung der Staatlichen Museen meine Remuneration von jährlich 2400 M. sparen, sowie das Gehalt meines Hilfsarbeiters mit M 1800, sobald die anthropologischen Sammlungen des Museums für Völkerkunde in den Besitz der Universität übergehen sollten, aber die so frei werdenden Beträge müssten durchaus für die Aufbesserung der damals von mir vorgesehenen Gehälter für das nötige Personal verwandt werden und ein Custos, ein Assistent, ein wissenschaftlicher Hilfsarbeiter und zwei Hausarbeiter sind für den geordneten Betrieb des in Aussicht genommenen Instituts durchaus unerlässlich.“²²⁴

Doch diese mögliche Absonderung vom Museum hatte Konsequenzen, auf die von Bode im August 1919 hinwies. Zwar anerkannte er durchaus die Bedeutung des geplanten anthropologischen Instituts:

„Auch in der Beurteilung der Wichtigkeit des geplanten Instituts, und endlich darin, dass die jetzige Unterbringung der in Frage kommenden Sammlungen völlig unzureichend und in keiner Weise geeignet ist, den hochbedeutsamen Aufgaben gerecht zu werden, zu deren Lösung das Institut berufen sein würde, stimme ich durchaus mit Geheimrat von Luschan überein. Ich kann daher nur warm für die Einstellung der durch Professor von Luschan erbetenen rund 30000 M eintreten.“²²⁵

Aber er verwies auch erstmals darauf, dass die Verbindung zwischen dem geplanten Institut und dem Museum nur „lose“ wären und deshalb bei finanziellen Entscheidungen zugunsten des Instituts das Völkerkundemuseum nicht vergessen werden sollte. Indessen stieß der Plan eines anthropologischen Instituts auch auf höchster staatlicher Ebene auf Zu-

223 Ebd., E 594/1919.

224 Ebd.

225 Ebd., E833/1919, Brief vom 16. August 1919.

stimmung. So stellte beispielsweise der Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Nentwig in einem Brief an das Finanzministerium vom August 1919 fest, dass die „dringende Gefahr“ bestände, „[...] dass diese einzigartigen Sammlungen Preußen und event. auch Deutschland verloren gehen“ könnten.²²⁶ Das geplante Institut wäre ein Zugewinn für die Universität und hätte besondere Bedeutung für die Etablierung eines anthropologischen Unterrichts, der sich entsprechend der Argumentation von Luschans an einer „angewandten sozialen Anthropologie“ orientieren sollte:

„Die Zunahme der Geisteskrankheiten, die erschreckende Zunahme der Verbrechen, besonders auch das Anwachsen der Zahl der jugendlichen Verbrecher, das Aussterben der städtischen Familie und die zunehmende bewusste Beschränkung der Kinderzahl sind Erscheinungen, denen gegenüber die Maßnahmen der staatlichen Behörden und unsere Rechtspflege schon vor dem Kriege ohne Erfolg geblieben sind. Seither aber sind diese Entartungserscheinungen in ungeheurer vermehrter Intensität aufgetreten. Gerade die angewandte Anthropologie mit ihren Beziehungen zur Physiologie und Pathologie bietet die Möglichkeit, in das Wesen dieser Erscheinungen wie in das der Gebiete anderer Entartungsprobleme einzudringen. Nur mit vollster Beherrschung der Vererbungslehre und zahlreicher anderer anthropologischer Tatsachen erscheint ein volles Verständnis der Entartungserscheinungen möglich, aus dem heraus erst die Mittel zur Besserung oder Heilung gefunden werden können. Unter diesen Gesichtspunkten habe ich geglaubt auch bei der gegenwärtigen schweren Finanzlage die angemeldete Vermehrung der Haushaltsmittel in Vorschlag bringen zu sollen, da sie Einrichtungen zugute kommen wird, von denen eine unmittelbare Mitwirkung am Wiederaufbau und an der Erhaltung unserer Volkskraft erhofft werden darf.“²²⁷

Im Januar 1920 erneuerte Minister Nentwig seinen Antrag beim Finanzministerium. Diesmal fügte er seinem Brief auch eine ausführliche Stellungnahme von Luschans bei, wobei er angab, dass diese die Argumentation für die Schaffung eines solchen Instituts „noch näher belegt“. Es darf also davon ausgegangen werden, dass er von Luschans Argumentation zumindest indirekt auch unterstützte. Von Luschans verwies in seiner Stellungnahme zunächst darauf, dass die anthropologische Sammlung die größte der Welt sei, aber bisher kaum zu sehen gewesen sei.²²⁸ Dies stehe im Gegensatz zu einem „dringenden Erfordernis“, nämlich: „Der Wiederaufbau unseres Volkes kann nur auf der Basis energischer

226 GStA: I HA Rep. 151 I C, Bd. IV, Nr. 8257 (1906-1924), Brief vom 29. August 1919, Bl. 282ff.

227 Ebd., Bl. 283f.

228 Ebd., Bl. 288f.

Lehren erfolgen; dazu muss die Kenntnis der Vererbungsgesetze in die breiten Massen unseres Volkes dringen“, was ihn zu einem verbalen Angriff auf die Staatsregierung brachte:

„Ganz unwissend ist da besonders auch die große Mehrzahl unserer Juristen und die übrigen Gesetzgeber, ebenso wie auch unserem gegenwärtigen Strafrecht der Vorwurf nicht erspart werden kann, dass es selbst die Hauptschuld an der steten Zunahme der Verbrechen und der Verbrecher trägt. Tatsächlich würden wir es völlig in der Hand haben, innerhalb weniger Jahrzehnte die Anzahl der jährlich begangenen Verbrechen auf einen kleinen Prozentsatz der jetzigen herabsinken zu lassen, ebenso wie es auch möglich wäre, die Anzahl der Geisteskranken und Neuropathen rasch absinken zu machen. Wenn nur erst einmal die Lehren der Sozial-Anthropologie unserer Nation in Fleisch und Blut übergegangen und gleichsam Bestandteil ihrer Religion geworden sind, dann kann mit Sicherheit erwartet werden, dass ein großer Teil unserer Zuchthäuser und Irrenanstalten überflüssig und für andere Zwecke verfügbar werden wird.“²²⁹

Auch auf die Form der Vermittlung der sozialanthropologischen Kenntnisse ging von Luschán ein. Diese sollte nicht durch eine schlichte Aufstellung der anthropologischen Objekte, „15000 Schädel und Skelette in Reih und Glied hinter Glas aufgebaut“, sondern durch eine didaktische Aufbereitung mittels Anschauungsmaterialien, Wandtafeln mit statistischen Angaben, Stammbäumen, Ahnentafeln, Schemata über die Vererbungslehre und die Mendelschen Regeln erfolgen:

„Jeder, auch der ganz unwissende Laie muß aus solchen Tafeln das lernen können, was er über die großen Volksseuchen, Tuberkulose, Alkoholismus und Syphilis zu wissen braucht, er muß über Vererbung von Geistes- und anderen Krankheiten genau so gut unterrichtet werden, wie über die Vererbung von Schädel- und Gesichtsformen, er muß die gesetzmäßigen Zusammenhänge zwischen Epilepsie, Schwachsinn und Verbrechen ebenso gut an authentischen Stammbäumen erkennen lernen, wie die Vererbung von irgend welchen anderen guten und schlechten Eigenschaften des Körpers und des Geistes.“²³⁰

Endlich stellte er fest, dass sich zwar auch zoologische, hygienische und botanische Institute mit manchen dieser Fragen beschäftigen würden, aber in der Anthropologie würden die Fäden zusammenlaufen, weshalb dieses Institut auch entsprechend gefördert werden sollte.²³¹

229 Ebd., Bl. 289.

230 Ebd.

231 Ebd.

Doch trotz aller vorgebrachten Argumente musste Minister Nentwig am 14. Mai 1921 folgende Nachricht überbringen: „Bei der gegenwärtigen Notlage der Staatsfinanzen hat es sich nicht ermöglichen lassen, zur Unterhaltung der Anthropologischen Sammlungen des Museums für Völkerkunde und zu deren Nutzbarmachung für wissenschaftliche und Unterrichtszwecke Mittel in den Entwurf zum Staatshaushaltsplan einzustellen.“²³² Erst bei einer verbesserten Finanzlage könnte mit einer Unterstützung gerechnet werden. Doch nicht nur für die Aufstellung und Vergrößerung der anthropologischen Sammlung, sondern auch für von Luschans Leitung dieser Abteilung im Völkerkundemuseum seien diesmal keine Mittel mehr vorgesehen. Dessen Einnahmeausfall sollte über seine Tätigkeit als Universitätslehrer kompensiert werden.²³³ Damit war eine verwaltungstechnische Trennung vollzogen: Von Luschans Tätigkeit als Leiter der anthropologischen Sammlung gehörte nun nicht mehr zu den Aufgabenbereichen des Museums, sondern wurde als Teil seiner universitären Arbeit definiert.

Doch trotz dieser erneuten Absage gab von Luschan nicht auf. Im Gegenteil: In einem äußerst fordernden und zum Teil aggressiv wirkenden Brief an die Generalverwaltung der Staatlichen Museen vom 25. Mai 1921 konkretisierte er das „dringendste Raumbedürfnis“ auf etwa 1.200 Quadratmeter, die fünf oder sechs Arbeitsräumen entsprächen, wobei er perspektivisch eine Erweiterung auf 2.000 Quadratmeter für notwendig hielt. Um seine räumlichen und personellen Ansprüche zu untermauern, verwies er auf die Situation seines Münchner Kollegen Rudolf Martin, der wie er eine ordentliche Professur für Anthropologie innehätte und gleichzeitig Direktor der anthropologischen Staatssammlung wäre:

„Er [Rudolf Martin, A.d.V.] verfügt also über einen Konservator, über einen Assistenten am Institut und einen neubewilligten Assistenten für die Sammlung, eine Präparator und einen Diener, ausserdem werden ihm aus einer Stiftung noch eine Sekretärin, eine Photographin und gelegentlich ein Zeichner gezahlt. Sein jährlicher Etat für das Institut beträgt 8000 M und der für die Sammlung 15000; die Sammlungs- und Magazinräume messen im ganzen

232 SMB-PK: EM: Umzug und Aufstellung der Sammlungen 1921-1924 Ic Vol. 16 I/MV 523: E674/1921.

233 Ebd. Bis dahin war von Luschans jährliches Gehalt von 2.400 Mark über das Budget der Staatlichen Museen finanziert worden. Im Vergleich dazu erhielt Bernhard Ankermann für die Leitung der afrikanischen Sammlung 1.800 Mark. Siehe dazu: GStA: I HA Rep. 151 I C, Bd. IV, Nr. 8257 (1906-1924), Bl. 307.

2042 Quadratmeter (wovon 284 für die Prähistorie in Wegfall kommen), so dass er für die anthropologischen Zwecke über Räumlichkeiten von im ganzen 1758 Quadratmeter verfügt. Wird dazu noch weiter in Betracht gezogen, dass die in Berlin z.Z. von mir verwalteten anthropologischen Sammlungen etwa drei- oder viermal umfangreicher sind, als die Münchner, so erhellt daraus ohne weiteres unter wie jämmerlichen gänzlich unwürdigen und auf die Dauer unerträglichen Zuständen ich hier seit langen Jahren arbeite.“²³⁴

Auch das von Nentwig angeführte Argument der finanziellen Notlage wollte von Luschan nicht gelten lassen und attackierte in diesem Zusammenhang nun dessen Personalpolitik:

„Wenn der vorgesetzte Herr Minister jetzt die gegenwärtige Notlage der Staatsfinanzen hervorhebt, um meine seit vielen Jahren immer wieder von neuem vorgebrachten Gesuche wieder einmal abzulehnen, so kann ich nicht umhin, dazu zu bemerken, dass gerade seit dem Umsturz auf Veranlassung des Ministeriums allein nur im Museum für Völkerkunde drei neue Stellen geschaffen wurden, von denen man sagt, dass sie nur politischen Zwecken dienen sollten und wissenschaftlich kaum zu rechtfertigen sein dürften.“²³⁵

Aus einer Notiz geht hervor, dass von Luschan nun auch einer Verlegung der anthropologischen Sammlung nach dem geplanten „Schuppen“ in Berlin-Dahlem zugestimmt hätte. Bedenken äußerte er nur noch hinsichtlich der dann schwierigeren Durchführung der Vorlesungen für die Studenten.²³⁶

Ab 1922 veränderte von Luschan seine Strategie: Seine aktenkundig gewordenen Bemühungen, ein anthropologisches Institut bzw. eine Abteilung in Berlin zu etablieren, endeten. Stattdessen bemühte er sich nun, seine eigene Sammlung zu veräußern. Erstmals formulierte er dieses Kalkül in einem Brief an Otto Reche. Im Zusammenhang mit einer fachlichen Anfrage von diesem antwortete von Luschan am 19. April 1922, dass sich in seiner Sammlung Schädel aus Ungarn befänden, die Reche durchaus besichtigen könnte, worauf er fortsetzte:

„[...] von meinen jungen Leuten hat leider gegenwärtig niemand Zeit sich mit diesen Schädeln zu beschäftigen, wenn Sie jemand herschicken wollen, würde ich das ganze Material gerne zur Verfügung stellen, obwohl unser Mangel an Arbeitsräumen schon jetzt geradezu katastrophal ist. Sie müssten sich aber

234 SMB-PK EM: Umzug und Aufstellung der Sammlungen 1921-1924 Ic Vol. 16 I/MV 523: E674/1921.

235 Ebd.

236 Ebd.: E1290/1921.

sehr beeilen, da vermuthlich meine ganze Lehrmittelsammlung nächstens ins Ausland verkauft wird, da unsere hohe Regierung sie nicht einmal als Geschenk annehmen will.“²³⁷

Reches Antwort vom 27. April 1922 bezog sich dann, wie sicherlich auch von von Luschan erwartet, primär auf die Drohung, die Sammlung ins Ausland zu verkaufen:

„[...] Etwas aufgeregt hat uns Ihre Mitteilung, dass Sie mit der Absicht umgehen, Ihre ganze Lehrmittelsammlung eventuell ins Ausland zu verkaufen; es wäre ein sehr schmerzlicher Verlust für Deutschland, wenn ausgerechnet die von dem führenden deutschen Anthropologen zusammengebrachte Sammlung ins Ausland ging. Ich habe sofort mit Herrn Prof. Thilenius gesprochen; er lässt Sie bitten, uns Näheres mitzuteilen; vielleicht gibt es doch noch einen Weg, die Sammlung im Land zu behalten.“²³⁸

Von Luschan antwortete sofort, nur zwei Tage nachdem Reche geschrieben hatte, mit dem Angebot, seine Sammlung nach Hamburg zu geben. Dabei dürfte die Tatsache, dass er diese jetzt so ausführlich beschrieb und gewichtete, vermutlich seinen Gefühlen ob seiner gescheiterten Verhandlungen in Berlin zu verdanken sein. Auffallend sind jedenfalls die nur noch relativ spärlich gesetzten Kommata:

„Unter meiner amtlichen Verwaltung stehen z.Z. drei grosse Schädel-sammlungen. 1. die dem Museum f. Völkerkunde gehörige die ich in der Zeit von 1885 bis heute von 0 bis auf weit über 5000 Stücke gebracht habe. 2. die Sammlung der anthropol. Ges. die einschliesslich der ihr gehörigen Sammlung von R. Virchow auch rund 5000 Nummern umfasst. 3. meine Lehrmittel-sammlung die amtlich als Leihgabe ans M.f.V. [Abkürzung für Museum für Völkerkunde, A.d.V.] betrachtet wird. Sie umfasst auch ungefähr 5000 Stücke darunter sehr viele Skelette. [...] Einen weiteren Teil meiner Lehrmittelsammlung bilden grosse Serien von Skelettknochen von Mensch und Tier wie ich sie im Laufe der Jahrzehnte für meine anthropol. und vergleichend osteolog. Vorlesungen angelegt haben. Weiter sind zu nennen, viele tausende von gleichfalls mir persönlich gehörigen Laternbildern und eine noch sehr viel grössere Anzahl von ethnogr. Photographien und anthropo. Typenaufnahmen. Ausserdem gehören zu dieser Sammlung noch mehrere Sätze der verschiedenen Messinstrumente und Orientierungsapparate die ich auch alle ex pris hatte kaufen müssen weil mir seitens der Regierung niemals ein Fond für solche

237 Nachlass von Luschan: Reche, Otto, Brief von von Luschan an Reche vom 19. April 1922.

238 Ebd., Brief von Reche an von Luschan vom 27. April 1922.

Dinge bewilligt worden war. [...] Mir selbst würde es natürlich sehr sympathisch sein wenn Bibliothek und Sammlungen an einer deutschen Universität dauernd vereinigt bleiben, aber ich fürchte, dass dieser Wunsch wegen der grossen Summen die zu seiner Verwirklichung nötig sind nicht leicht in Erfüllung gehen dürfte. Andererseits verhehle ich nicht, dass diejenige Universität die alle meine Sammlungen erwirbt und fruchtbringend benützt an sich allein schon einen niemals wieder einzuholenden Vorsprung erhält da sich unter meinen Schädeln und Skeletten viele absolute Unica befinden darunter z.B. allein 7 authentische Tasmanier Schädel und sehr viele kostbare und in ihrer Art einzige Abnormitäten, Monstra usw. Wenn ich aber daran denke dass z. Z. bei uns schon ein ganz gemeiner Anatomieschädel nicht unter 2- 500 M. zu haben ist, so komme ich für die Wertberechnung meiner Sammlung von Rassenschädeln und Skeletten zu einer so hohen Ziffer dass sie vermutlich nur in Dollars bezahlt werden kann. Meine Frau und ich wollen den Gesamterlös für alle unsere Sammlungen ausschliesslich für einige ganz grosse Stiftungen verwenden die allein nur rein anthropol. Zwecken zu gute kommen sollen. Wir haben dabei zunächst an die Berliner Universität und an die Berliner anthropol. Ges. gedacht aber wir würden diese letztwilligen Bestimmungen gerne noch dahin abändern, dass diese Stiftungen für diejenige Universität gemacht würden welche unsere Bibliothek und Sammlungen erwirbt. [...] Sollten alle Sammlungen vereinigt an eine deutsche Universität gehen, so würden wir um die finanzielle Seite der Transaktion zu erleichtern keine Schwierigkeiten dagegen erheben, dass das gesamte Kapital von vornherein an die betreffende Universität geht und nur die Zinsen an uns beziehungsweise an den überlebenden Teil gehen, und erst nach dessen Tod für die Stiftungszwecke frei werden.“²³⁹

Auch Reche antwortete umgehend: Am 2. Mai 1922 schrieb er, dass sein Direktor, Thilenius zwar gerne sowohl die Sammlung, als auch die Bibliothek erwerben würde, für letzteres aber zur Zeit definitiv keine Finanzen bereitstehen würden. Zu ersterem hingegen wäre Herr Prof. Thilenius ihm

„[...] sehr dankbar, wenn Sie mir genaueres darüber mitteilten. Wir sind hier seit Jahren dabei, allmählich und systematisch ein anthropologisches Institut zu schaffen und haben auch schon eine recht erfreuliche Schädel- und Skelettsammlung von etwa 3000 Nummern zusammengebracht; mit Ihrer Sammlung zusammen hätte Hamburg dann ein prima Material! Die finanzielle Seite liesse sich vielleicht regeln, ohne das Kapital selbst ins Rollen zu bringen; wir sind ja Staatsinstitut. Da Sie die hochherzige Absicht haben, den Erlös aus der Sammlung dem kaufenden Staate als Stiftung für anthropologische Zwecke zu überweisen, liesse sich vielleicht ein Abkommen dahin treffen – Sie weisen in Ihrem Schreiben schon selbst auf diese Möglichkeit hin –, dass Sie den Kauf-

239 Ebd., Brief von von Luschan an Reche vom 29. April 1922.

preis für die Sammlung dem Staat Hamburg gleich liessen mit der Auflage, jährlich so und so viel Mark als ‚Zinsen‘ an Sie und so und so viel für anthropologische Zwecke an das hiesige Institut zu zahlen.“²⁴⁰

In von Luschans Antwort vom 9. Mai 1922 schätzte er den Wert seiner Bibliothek auf 40.000 Goldmark und seine „5000 Rassenschädel inklusive Skelette“ auf 100.000 Goldmark. Insgesamt forderte er daher 150.000 Goldmark:

„[...] auf der anderen Seite würde es mich nicht wundern wenn Hamburg solche Verhandlungen gar nicht erst beginnen würde, denn multipliziert man den Betrag mit 60 kommt man sofort zu der scheinbar entsetzlichen Zahl von 9 Millionen Papiermark; aber auf einen solchen Betrag kann ich im Ausland mit Sicherheit rechnen und mein Patriotismus hat in den letzten Jahren so gelitten, dass er bei einer solchen Transaction keine wesentliche Rolle mehr spielt, ausserdem soll ja der gesamte Reinerlös nach unserem Absterben der deutschen anthropologischen Forschung und dem anthropol. Unterricht zu gute kommen. Ich lege Ihnen für Prof. Thilenius und Sie und für die dort nöthigen Verhandlungen im übrigen aber streng vertraulich hier eine Abschrift der betreffenden Stellen unseres gemeinsamen Testaments bei wozu ich bemerke, dass es zu einer Zeit errichtet wurde als bestimmt war, dass die Sammlungen nach Amerika gehen sollten und der Gesamterlös drüben in Dollar deponiert werden würde.“²⁴¹

Doch auch von Luschans Verhandlungen mit dem Hamburger Völkerkundemuseum stagnierten nach diesem zunächst zügigem Verhandlungsbeginn. So bat von Luschan am 7. Juni 1922 Reche um einen „Wink“, ob seine Sammlung in Hamburg gekauft werde oder nicht.²⁴² Dieser antwortete am 13. Juni 1922:

„Was die Unterhandlungen bezüglich Ihrer Bücherei und Sammlungen anlagt, so kann ich Ihnen mitteilen, dass sie im Gange sind, dass Herr Prof. Thilenius vorläufig aber noch nichts über den endgültigen Ausgang sagen kann; in den allerersten Tagen des Juli hofft er aber, Ihnen Definitives mitteilen zu können. Die Beschaffung so grosser Summen ist halt auch in Hamburg nicht ganz leicht. Hoffentlich können Sie den amerikanischen Bewerber ohne Schaden für Sie bis Anfang Juli hinhalten.“²⁴³

240 Ebd., Brief von Reche an von Luschan vom 2. Mai 1922.

241 Ebd., Brief von von Luschan an Reche vom 9. Mai 1922.

242 Ebd., Brief von von Luschan an Reche vom 7. Juni 1922.

243 Ebd., Brief von Reche an von Luschan vom 13. Juni 1922.

Der Verkauf der Sammlungen nach Hamburg kam letztendlich nicht zustande. Ebenso wenig konnte von Luschan seine Sammlungen ins Ausland veräußern. Erst als nach seinem Tod auch die Bemühungen von seiner Frau Emma von Luschan-Hochstetter scheiterten, die Sammlungen unentgeltlich den Berliner Museen zu überlassen bzw. sie überhaupt in Deutschland unterzubringen, kam es zu Verkaufsverhandlungen mit der anthropologischen Abteilung des American Field Museums. Letztendlich verblieb die Sammlung aber in Kisten verpackt in der Berliner Pathologie.²⁴⁴ Ein Teil der Bücher aus von Luschans Bibliothek wurde dem Testament entsprechend an einzelne Seminare der Friedrich-Wilhelms-Universität verteilt, allerdings erst 1942.²⁴⁵

Dass es von Luschan in den 1920er Jahren weder gelang, eine anthropologische Abteilung im Berliner Völkerkundemuseum zu etablieren, noch seine Sammlung ans Hamburger Völkerkundemuseum zu verkaufen, kann als Hinweis auf eine in dieser Zeit (noch) fehlende politische Durchsetzungskraft bezüglich sozialanthropologischer d.h. rassenpolitischer Fragestellungen gewertet werden. Sicherlich, der Generaldirektor der Staatlichen Museen Berlin, von Bode sowie der Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Nentwig hatten die Schaffung eines anthropologischen Instituts befürwortet, womit von Luschan durch zwei wichtige Vertreter aus der Museums- bzw. Politikebene Unterstützung erfahren hatte. Doch weder finanzielle noch räumliche Kompromisse von von Luschan führten in Berlin zum Ziel. Auch in Hamburg, wo der Leiter des dortigen Völkerkundemuseums, Thilenius scheinbar Interesse an der umfangreichen Sammlung von von Luschan bekundete, konnte der Ankauf auf politischer Ebene nicht durchgesetzt werden. Dabei spielte vermutlich auch der hohe von von Luschan geforderte Preis eine nicht unerhebliche Rolle. Bemerkenswert ist jedoch, dass auch eine Rassenkunde-Abteilung im Hamburger Völkerkundemuseum erst 1928, also sechs Jahre nach von Luschans Offerte, etabliert werden konnte. Darauf wird im Folgenden eingegangen werden.

Die Ausstellungen in Hamburg

Theoretische Vorgaben und deren praktische Umsetzung

Thilenius war beruflich, zumindest auf den ersten Blick, in einer weitaus komfortableren Situation als von Luschan: Einerseits war seine Macht innerhalb seines Museums über mehrere Jahrzehnte relativ uneinge-

244 Siehe Lösch, Rasse, S. 165.

245 Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsarchiv zu Berlin, Philosophische Fakultät – Dekanat 1810-1945, 1487 (Nachlass von Prof. von Luschan), Bl. 2ff.

schränkt, andererseits hatte er sein Amt auch genau dann angetreten, als die Errichtung eines völkerkundlichen Neubaus beschlossen worden war, der dann nach seinen Vorstellungen gestaltet wurde und den er dann so nutzen konnte. So äußerte er sich im reifen Alter verhältnismäßig autokratisch zu seinem Leitungsbild und seinen Zielsetzungen: Danach sollte ein Museumsdirektor nicht nur die Arbeit eines Museums insgesamt prägen, sondern auch die Schausammlungen. Zwar seien diese das Ergebnis einer wissenschaftlichen Vorarbeit, dennoch müssten sie, als Beweis der wissenschaftlichen Selbständigkeit des Direktors, dem Besucher bestimmte „völkerkundliche Gedankenreihen durch Denkmäler“ offerieren.²⁴⁶ Dabei sei jeder

„[...] Gegenstand in ihr [...] der dingliche Ausdruck einer Vorstellung, die der Verfertiger als Angehöriger eines bestimmten und in einer bestimmten Umwelt lebenden Volkes verwirklichte. Das soll der Besucher verstehen, und darum muß auch der Darstellung eine bestimmte Vorstellung des Museumsdirektors zugrunde liegen. Sie soll einfach sein und auf verwickelte wissenschaftliche Gesichtspunkte verzichten, die der Laie doch nicht auffassen würde.“²⁴⁷

Wichtig sei nämlich ein Lernprozess, den die Besucher in seinen „pädagogisch“ aber nicht „schulmeisterlich“ aufgebauten Schausammlungen durchlaufen sollten.²⁴⁸

„Die Völkerkunde beginnt als Ethnologie mit dem Vergleichen von Gegenständen. Stellt man sie funktionell zusammen, so ergeben sich etwa ‚Wirtschaftsformen‘ oder ‚Religionsformen‘, aber auch ‚Geld‘ oder ‚Flechten und Weben‘. Es gibt viele Möglichkeiten, die sich darstellen lassen und dem Besucher recht lehrreich sind [...] Der Begriff ‚Kulturkreis‘ ist darstellbar; die Kultur eines Volkes läßt sich in ihre Komponenten zerlegen [...]“²⁴⁹

Entsprechend sah er die Museen und ihre Ausstellungsgestaltung in der Pflicht:

„Hatte es einst genügt, Dinge auszustellen, über die man gerade verfügte, so müssen heute Ergebnisse der Bearbeitung gezeigt werden. Dann sind Speere, Masken, Fellschaber nicht einfach Gegenstände, sondern stehen in einer Be-

246 Thilenius, *Museum und Völkerkunde* 1928, S. II. Für Thilenius war ein Teil der Sammlungen jeweils ein singuläres Ausstellungsstück, das „Denkmal“. Als „Ausdruck einer Idee“ sollte es in der Präsentation als ein Beleg für völkerkundliche Tatsachen dienen. Thilenius, *Völkerkunde* 1928, S. 1ff.

247 Thilenius, *Museum* 1935, S. 108.

248 Ebd., S. 106.

249 Ebd., S. 108.

ziehung zu dem Volk, aus dem sie stammen, bezeichnen also eine bestimmte Situation. Damit ergibt sich sogleich das Schlagwort ‚Rasse – Umwelt‘ als Grundlage der ‚Kultur‘.²⁵⁰

In diesem Zusammenhang komme dem Wort in der Vermittlung zwischen der Ausstellung und dem Besucher eine entscheidende Bedeutung zu:

„Die letzte notwendige Erläuterung ist die Mitteilung über Rasse, Umwelt, Volkszahl, Gesellschafts- und Wirtschaftsform, geistige Kultur usw. Ob man das durch die Beschriftung, einen gedruckten Führer, bequeme Erläuterungstafeln an jeder Koje, durch Führungen u. a. macht, ist eine technische Frage; wichtig ist nur, daß das Wort – gedruckt oder gesprochen – unentbehrlich ist, denn der fremdartige Stoff der Schausammlung ist nun einmal nicht leicht verständlich, weil er im gewohnten Vorstellungskreis nur geringe Anknüpfung findet.“²⁵¹

Was dieser Lernprozess dann letztlich erreichen sollte, hatte Thilenius bereits 1916 indirekt erläutert:

„Die Kulturen der Amerikaner, Afrikaner, Indo-Ozeanier usw. sind für den Europäer fremdartige. Schon die Aufnahme der islamischen oder der Mittelmeerkulturen, die der Laie oft aus anderen Zusammenhängen kennt, wird ihn auf den Gedanken bringen, daß die Kulturen der Naturvölker eben nicht völlig alleinstehen, sondern mit jenen nach ähnlichen Gesetzmäßigkeiten entstanden sein können; in den europäischen Sammlungen aus der Gegenwart findet er dagegen vor allem die unmittelbare Anknüpfung an seine eigene Erfahrung, denn auch die Stadtbevölkerung stammt zu einem großen Teile unmittelbar vom Lande, das heute noch die Träger der Kulturformen beherbergt, die denen der Naturvölker verwandt sind.“²⁵²

Die Besucher seines Museums sollten also „fremdartige“ außereuropäische Kulturen bzw. europäische Landlebensformen in Relation zu ihrem eigenen erfahrenen Kulturbegriff setzen – und damit natürlich auch diesen überdenken. Allerdings gäbe es, wie er dann weiter feststellte, in diesem Vorgang noch einen weiteren Faktor: „Auch die Beziehungen der Kultur zur Rasse sind schwierig darzustellen, wenn schon aus einem ganz anderen Grunde.“²⁵³ Diesen nannte er dann allerdings nicht; evtl. ließ ihn aber genau dieses ungeklärte völkerkundliche Phänomen eine

250 Ebd., S. 106f.

251 Ebd., S. 108.

252 Thilenius, Das Hamburgische Museum, 1916, S. 64.

253 Ebd., S. 68.

„Rassen“-Abteilung für das Hamburger Völkerkundemuseum anstreben, worauf weiter unten noch eingegangen wird. Zunächst soll jedoch im Allgemeinen untersucht werden, in welcher Form Thilenius, so uneingeschränkt er in Raum-, Schwerpunkt- und Personalfragen vermutlich agieren konnte, seine theoretischen Überlegungen praktisch umsetzte.

Wie bereits erwähnt waren die Sammlungen des Hamburger Völkerkundemuseum zunächst notdürftig im Naturhistorischen Museum untergebracht gewesen. Der Großteil der Gegenstände hatte dabei magaziniert werden müssen; für Ausstellungen war nur eine Fläche von 1.500qm vorgesehen.²⁵⁴ Dabei war das primäre Ziel der Ausstellungen zunächst nur eine Akkumulation von Gegenständen gewesen; Ausstellungskonzeptionen waren irrelevant. Die einzige Gliederung erfolgte nach einem geographischen Prinzip, d.h. zumeist wurde jedem Kontinent jeweils eine Abteilung zugeordnet.²⁵⁵



Abbildung 13: Völkerkundliche Gegenstände im Naturhistorischen Museum Hamburg, undatiert

254 Zwernemann, Die ersten, S. 58. Und: „Die bis zum Jahre 1905 erworbenen Sammlungen des Museums befanden sich bisher im Galeriegeschoß des Naturhistorischen Museums ... Leider ist mehr als die Hälfte der Sammlungen des Museums magaziniert, und dem Publikum kann nur ein sehr unvollständiger Ausschnitt gezeigt werden. Dieser auf die Dauer unhaltbare Zustand wird indessen bald ein Ende finden, da der Neubau des Museums in erwünschter Weise fortschreitet.“ Jahrbuch Hamburg 1908, S. 155.

255 Thilenius, Das Hamburgische Museum, 1916, S. 2f.

1896 waren nach dem Tod des Kaufmanns Carl Wilhelm von Lüders, der bis dato Vorsteher des Museums gewesen war und dessen Privatsammlung nun in das Museum einfluss, die ersten Stimmen in Hamburg laut geworden, die nach einer vergrößerten Ausstellungsfläche verlangten.²⁵⁶ Doch auch weitere Hamburger Museen, wie die Sternwarte und das Botanische Museum hatten Erweiterungsbedarf angemeldet, was die Bewilligung eines Neubaus für das Völkerkundemuseum trotz grundsätzlicher Zustimmung verzögerte.²⁵⁷ Nach Beratungen mit der Ober- schul-, Finanz- und Baubehörde setzte sich der Senat aber ab 1903 für die Schaffung des eigenen Museums ein und am 22. Juni 1904 stimmte die Bürgerschaft dessen Antrag zu. Der nach dieser Zustimmung eingesetzte neue Direktor Thilenius bekam die Aufgabe übertragen, sich um eine angemessene Ausgestaltung des Neubaus zu kümmern. Diesen plante er nach langen Diskussionen über die Standortfrage in folgender Weise:

„Das neue Museum wird an der Rothenbaumchaussee, Ecke Binderstraße, auf Staatsgrund errichtet werden. Geplant ist ein dreigeschossiges Museumsgebäude, welches 15 m durchschnittliche Tiefe besitzt und die drei Seiten eines trapezförmigen Hofes einnimmt; die vierte Seite wird durch den zweigeschossigen Verwaltungsflügel gebildet. Ein ebenfalls zweigeschossiger Hörsaalbau, welcher vom Mittelbau des Museumsgebäudes bis an den Verwaltungsflügel heranreicht, teilt den Hof in zwei Teile. Für eine spätere Erweiterung des ganzen Gebäudes ist ausreichend Platz vorhanden. Bebaut werden etwa 3600qm mit einem Kostenaufwande von rund 1435000 Mark. Im Jahre 1910 dürfte der Bau soweit fertiggestellt sein, daß eine Verlegung der Verwaltungs- und Konservierungsräume, sowie eines Teils des Magazins in den Neubau erfolgen kann. Für die innere Einrichtung, die Aufstellung der Sammlungen usw. wird mindestens ein weiteres Jahr erforderlich sein.“²⁵⁸

Auch Thilenius sah die stadt- bzw. staatsrepräsentative Funktion von öffentlich getragenen Bauwerken wie z.B. denen eines Museums, allerdings mit Einschränkungen, wie er 1916 rückblickend erklärte: „Tatsächlich sind aber Museen Zweckbauten, nur daß sie eine mehr oder weniger monumentale äußere Form zu erhalten pflegen. Diese zu schaffen, ist gewiß Sache des Künstlers, die innere Form dagegen hängt von den Aufgaben des Museumsbetriebs ab, die nur der Museumsleiter zu

256 Zwernemann, Aus den frühen Jahren, S. 28. Demnach brachte Lüders seine Privatsammlung von 770 Ethnographica in das Hamburger Völkerkundemuseum mit ein.

257 Ebd., S. 60ff.

258 Jahrbuch Hamburg 1907, S. 160.

übersehen vermag.²⁵⁹ Mit der Erstellung des Bauwerks wurde 1908 begonnen.²⁶⁰ Zu diesem hieß es in den Hamburger Nachrichten vom 22. Februar 1909:

„Unter den Neubauten, die zurzeit die Baudeputation hier ausführt, ist einer der stattlichsten das Museum an der Rothenbaumchaussee, das die staatliche völkerkundliche Sammlung aufzunehmen bestimmt ist. Der Bau wird in einem Erdgeschoß und einem Obergeschoß eine Reihe von hellen Sammlungssälen enthalten; die Mitte an der Rothenbaumchaussee nimmt im Erdgeschoß die Eingangshalle mit Garderoben, im Obergeschoß eine geräumige Halle für besonders große Gegenstände ein. Beide Hallen enthalten zugleich die offenliegende Haupttreppe. Von dem Podest dieser Treppe gelangt man in einen mit den modernsten Einrichtungen zu versiehenden Vortragssaal, an den sich rückwärts die Räume der Museumsverwaltung anschließen. Das hohe Untergeschoß wird hauptsächlich gut ausgestattete Werkstellen für die Bearbeitung der Sammlungen enthalten. Die Straßenfassaden des Museumsbaues werden im bayerischen Muschelkalkstein und dunkelroten, rauhen, schlesischen Ziegeln kleinen Formats ausgeführt. Die Architektur wird eine moderne Weiterbildung von Gliederungen und Formen zeigen, wie sie die Backsteinbauweise des Nordens an öffentlichen Gebäuden des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts geschaffen hat. Das Dach wird mit hellroten Mönch- und Nonnenziegeln gedeckt werden. Der innere Aufbau besteht zum großen Teil aus Eisenbetonkonstruktionen. Der Dachstuhl wird aus Eisen hergestellt. Außer der Eingangshalle, die in edlem Material geschmückt werden soll, werden alle Innenräume sehr einfach ausgebildet werden, um die Schaugegenstände in ihrer Wirkung zu steigern. Alle Sorgfalt soll der Durchbildung und Aufstellung der Schauschränke und ihrem räumlichen Zusammenwirken gewidmet werden.“²⁶¹

Doch der Umzug in den Neubau an der Rothenbaumchaussee zog sich in die Länge: Erst am Ende des Jahres 1910 konnten die Verwaltungsräume bezogen werden, im Sommer 1911 die Arbeits- und Konservierungsräume sowie die Bibliothek und Fotothek. In diesem Jahr wurde auch als erste Sammlung die der Südsee-Expedition der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung überführt.²⁶² Die offizielle Übergabe des Neubaus erfolgte dann am 26. April 1912.²⁶³ Die Kosten für den Neubau hatten

259 Thilenius, Das Hamburgische Museum 1916, S. 76f.

260 In diesem Gebäude befindet sich das Hamburger Völkerkundemuseum bis heute. Zur Planung des Neubaus siehe: Jahrbuch Hamburg 1907, S. 160.

261 Hamburger Nachrichten vom 22. Februar 1909. Siehe HSA: Zeitschriftenmappe „Völkerkundemuseum“ A574, Bl. 17.

262 Jahrbuch Hamburg 1911, S. 26.

263 Am 4. Mai 1912 fand die Besichtigung durch den Senat und die Bürgerschaft statt. Jahrbuch Hamburg 1912, S. 29.

sich bis dahin auf insgesamt 2.002.500 Mark summiert.²⁶⁴ Thilenius standen nun ca. 2.600 qm Ausstellungsfläche zur Verfügung.²⁶⁵



Abbildung 14: Museum für Völkerkunde Hamburg, Außenansicht, 1912

Nutzen wollte Thilenius den ihm zur Verfügung stehenden Platz für eine europäische,²⁶⁶ eine allgemeine, eine vorgeschichtliche und eine rassenkundliche Abteilung sowie an zentraler Stelle für eine Schausammlung.²⁶⁷ Für Thilenius schieden sich die Besucher nämlich „äußerlich“ in zwei Gruppen:

„Die einen begnügen sich mit dem Durchwandern der Säle, die anderen gehen ernsthafter an die Sammlungen heran und fragen daher nach einem Führer oder anderen Büchern. Wie weit beiden Teilen die eingehende Erklärung jedes einzelnen Stücks der Sammlung wichtig ist, bleibt fraglich, wahrscheinlich genügt die kurze Kennzeichnung derjenigen Stücke, die nicht aus der alltäglichen Erfahrung des Europäers in eine bekannte Gruppe von Dingen eingereiht werden können, also etwa eines Schwirholzes oder eines Raroschaber, der wie eine Axt aussieht.“²⁶⁸

Entsprechend war er, im Gegensatz zu von Luschan, ein Befürworter der Einteilung in eine Schau- und eine Studiensammlung. Diese sei ein Er-

264 Zwernemann, Die ersten, S. 71.

265 Thilenius, Das Hamburgische Museum, 1916, S. 76.

266 Wie Thilenius bereits 1905 festgestellt hatte, sollte in dieser gezeigt werden, dass „... Vorstellungen, Formen der Technik usw., welche wir bei überseeischen Völkern kennen auch in Europa vorkommen.“ VKM HH: M.W.2., Bd. I (Museum für österreichische Volkskunde, Wien).

267 Thilenius, Museum und Völkerkunde 1928, S. III.

268 Thilenius, Das Hamburgische Museum 1916, S. 70.

gebnis der Bearbeitung der Bestände und Teil der öffentlichen Aufgaben der Museen. Seiner Meinung nach habe „jedes Museum von Rang“ seine Bestände entsprechend untergliedert.²⁶⁹ Wie diese Trennung praktisch umgesetzt werde, sei „von der Ökonomie des Raumes und der Aufnahmefähigkeit der Besucher“ abhängig. Idealerweise würde für die „ernsthaften Interessenten aus dem Publikum“ auch die Studiensammlung zugänglich gemacht werden.²⁷⁰ Während die Schausammlung also für die dauernde Ausstellung gedacht sei, würde die Studiensammlung (die er nicht identisch mit der Magazinsammlung sah) nur vorübergehend und teilweise ausgestellt.²⁷¹ Dabei sollte die Schausammlung einen Überblick über das Gebiet der Völkerkunde geben:

„Dazu ist eine Auswahl selbstverständlich, die wissenschaftlich wichtige Gebiete gewissermaßen in Stichproben vorführt. Zu den der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit der Naturvölker angehörenden Denkmälern treten dann etwa die aus deren Wohngebieten stammenden ‚prähistorischen‘ Stücke, weiterhin die der heutigen europäischen Völker, soweit sie noch den Typus des Naturvolkes zeigen, und ebenso die hierher gehörenden Denkmäler aus früheren Zeiten Europas und Westasiens oder Nordafrikas.“²⁷²

Nur möglichst vollständige, didaktisch aufbereitete und „wissenschaftlich bearbeitete“ Bestände könnten in die Schausammlung gelangen.²⁷³ Damit sollte sie einen deskriptiven und einen vergleichenden Teil beinhalten. Der beschreibende Teil würde sich dabei nicht an einzelnen Völker-, sondern an größeren Kulturgruppen orientieren, die vielmehr nach Verwandtschaft und Gegensätzlichkeit als nach geographischen Kriterien anzuordnen seien.²⁷⁴ Entsprechend vertrat er die Ansicht, dass das Ordnungsprinzip, welches am ehemaligen Standort des Völkerkundemuseums zur Anwendung gekommen wäre, mittlerweile fast komplett überholt sei: „Es fragt sich aber doch, ob es überhaupt noch nötig ist, die Anlehnung an die Geographie ausdrücklich festzulegen in einer Zeit, in der die Völkerkunde schon Kulturkreise und Kulturverwandtschaften zu ihrem festen Besitz zählt.“²⁷⁵ Trotz der höheren Anforderungen für die Besucher, plädierte er daher dafür, die Ausstellung nach der „Homogenität“ von „kulturellen Zusammenhängen“ zusammenzustellen,²⁷⁶ wobei

269 Ebd., S. 53.

270 Thilenius, *Das Museum* 1935, S. 106.

271 Thilenius, *Das Hamburgische Museum* 1916, S. 63.

272 Ebd., S. 64.

273 Thilenius, *Das Museum* 1935, S. 106.

274 Thilenius, *Das Hamburgische Museum* 1916, S. 63.

275 Ebd., S. 57.

276 Ebd., S. 57f.

diese Aufstellung nach Gegenstandsgruppen zum einen im Museum selbst, zum anderen in einem entsprechenden Museumsführer erläutert werden sollte.²⁷⁷ Letzterer wurde allerdings, abgesehen von einem Leitfaden für die „rassenkundliche Abteilung“, während seiner Amtstätigkeit niemals aufgelegt. Die Umsetzung der erstgenannten Option beschrieb er hingegen so:

„Da jede Abteilung mindestens einen ganzen Saal zugewiesen erhielt, findet der Besucher, wenn er das Museum betritt, in der Eingang- und in der Mittelhalle an jedem Saaleingang eine Tafel, die den Grundriß der Stockwerke und in ihm die Verteilung der Abteilungen zeigt. In den Sälen selbst zunächst ist eine Übersicht durch die Aufteilung in Kojen und die Mittelschränke erschwert. Dem hilft ein einfacher Plan ab, der nach dem Vorbild mancher anderer Museen an allen Säulen des Saals hängt. [...] Er trägt den Grundriß der Kojeneinteilung; die Säule, an der der Grundriß hängt, ist durch einen roten Punkt bezeichnet. Der Erklärung der Sammlung selbst liegen folgende Absichten zugrunde: Innerhalb des einzelnen Behälters werden die Gegenstände, die nicht ohne weiteres einer allgemein bekannten Gruppe zugewiesen werden können, durch ein kurz gehaltenes Etikett erläutert. Alle Angaben, die sich auf Wohnort, Sprachgruppe, Umwelt (Klima, Boden, Tier- und Pflanzenwelt), Wirtschafts- und Gesellschaftsform, geistige und stoffliche Kultur des Volks beziehen, dessen Kulturdenkmäler in der einzelnen Koje ausgestellt sind, werden auf eine Erläuterungstafel gedruckt, die an der Seitenkante des Schrankes angebracht ist.“²⁷⁸

Thilenius' Bedürfnis nach einer durchschaubaren statt einer effekthascherischen Wissensvermittlung zeigte sich auch in seiner Ablehnung der Nutzung von „Figurinen“, also körperlichen Nachbildungen in den Ausstellungen. Sie würden zwar „angeblich“ den Saal beleben, auch die allgemeinen Proportionen könnten richtig sein, aber seien die Hände anthropologisch richtig darzustellen? Und der Kopf würde wegen der Verzeichnungen der Photographien noch größere Schwierigkeiten bereiten.²⁷⁹

Im Juli 1915 erfolgte dann als erste Eröffnung die der asiatischen und der eurasiatischen Abteilungen, jedoch mit Einschränkungen: „Allerdings war nur die Aufstellung der Schausammlung einigermaßen be-

277 Ebd., S. 69.

278 Ebd., S. 117f.

279 Ebd., S. 111f. Aufgrund dieses hohen Fehlerquotienten plädierte er fast zwei Jahrzehnte später bei der Darstellung von „Rassen“ für die Verwendung von ausgewählten Gipsköpfen, die in einer vergleichbaren Anordnung in einer besonderen Abteilung gezeigt werden sollten. Thilenius, Museum 1935, S. 108. Damit verwies er auf die „Rassenkundliche Abteilung“, auf die weiter unten noch eingegangen wird.

endet, während die Beschriftung und die Aufstellung von Erläuterungstafeln nur soweit fortgeschritten waren, daß der Besucher die zugrunde liegende Absicht erkennen konnte.²⁸⁰ Während in der asiatischen Abteilung die Völker Süd- und Ostasiens versammelt worden waren, zählten zu der eurasiatischen Abteilungen die Völker Europas, Nord- und Westasiens sowie Nordafrikas.²⁸¹ Erklärtes Ziel der eurasiatischen Sammlung, in die auch die vorgeschichtliche Abteilung integriert werden sollte, war der Vergleich, weshalb sie für Thilenius auch keine Konkurrenzveranstaltung zu den Volkskundemuseen darstellte.²⁸² Wie auch die anderen Abteilungen war auch sie nicht nach geographischen, sondern nach kulturellen Kriterien organisiert.²⁸³

Im selben Jahr wurde auch noch an der ozeanischen Abteilung gearbeitet und am Ende des Jahres war deren Saal „[...] mit Masken fertig aufgestellt, die Schausammlung aus Australien und den Südseeinseln der Hauptsache nach in den Schränken untergebracht.“²⁸⁴ Die tatsächliche Eröffnung dieser Abteilung erfolgte jedoch erst ein Jahr später. Ein Grund dafür lag in der Kriegssituation:

„Der andauernde Personalwechsel und der Mangel an Materialien hat die Arbeiten in der Schausammlung immer mehr verzögert und schließlich einzustellen gezwungen. Unter Anspannung aller Kräfte konnte indessen die Ozeanische Abteilung noch so weit gefördert werden, daß sie am 13. Dezember [1916, A.d.V.] für den allgemeinen Besuch zugänglich wurde.“²⁸⁵

Obwohl die Sammlung noch nicht ganz fertiggestellt war,²⁸⁶ fand dieses Ereignis ein großes mediales Echo, wobei auch über konzeptionelle Aspekte der Ausstellung berichtet wurde. So hieß es in den Hamburger Nachrichten:

280 Jahrbuch Hamburg 1915, S. 6f.

281 Thilenius, Museum und Völkerkunde, 1928, S. 2.

282 „Dabei handelt es sich nicht um einen Wettbewerb mit den bodenständigen Museen für Volkskunde, sondern um die Betonung der Vergleichung.“ Thilenius, Museum 1935, S. 105. Die Einbeziehung Europas in die Museumsarbeit zeigte sich neben der Neueröffnung der Eurasien-Schaulsäle auch in einigen Sonderausstellungen und reichte bis über Thilenius Amtszeit hinaus. So wurden folgende Ausstellungen gezeigt: 1918 „Makedonische Volkskunde“, 1936 „Grenz- und Auslandsdeutsche – ihre Nachbarn und Wirtsvölker“, 1938 „Handwerkszeug europäischer Völker“. Vossen, Die Entwicklung, S. 73-75.

283 STA HH: 111-1 Senat CI. VII Lit. He Nr. 1 Vol. 54 Fasc. 26, Bl. 1. Brief vom Präsidenten der Oberschulbehörde an den Hohen Senat vom 13. Oktober 1915.

284 Jahrbuch Hamburg 1915, S. 6f.

285 Jahrbuch Hamburg 1916, S. 6.

286 Ebd.

„Die neue Ozeanische Abteilung hat im ersten Stockwerk des Museums Aufstellung gefunden. Sie enthält von den für diese Abteilung in Betracht kommenden 35000 Einzelstücken etwa 6-7000 Gegenstände, die zum größten Teil der Sammlung der Hamburgischen Südsee-Expedition von 1912 entnommen sind. [...] Um nicht abgelenkt zu werden, erhält der Besucher keinen Führer. Er ist gezwungen, sich selbst zu unterrichten und das wird ihm sehr bequem gemacht. An der Tür jedes Saales, neben jeder Kojе und an jedem Schrank sind Tafeln angebracht, die über die Gegenstände kurz aber erschöpfend Auskunft geben und die Führung von Tafel zu Tafel, von Kojе zu Kojе und von Schrank zu Schrank übernehmen. [...] Inhaltlich ist die Ozeanische Abteilung erschöpfend reichhaltig. Sie birgt Gegenstände aus Melanesien, Polynesien und Mikronesien von unschätzbarem Werte. Unter ihnen sind besonders auffällig die Tanzmasken von Melanesien und die in einem besonderen Saale untergebrachte Neuseeländische Sammlung, in der sich ein ganzes Haus befindet und zwar ein Versammlungshaus, das, weil inzwischen in Neuseeland ein Ausfuhrverbot von ethnographischen Gegenständen erlassen ist, das letzte nach Europa ausgeführte ist.“²⁸⁷

Das Hamburger Fremdenblatt schrieb:

„Die Gesamtaufstellung der Gegenstände folgt selbst neuen Richtlinien, die die Besichtigung leicht und angenehm machen. Der Leiter des Museum hat auf die Anhäufung von Gegenständen, die dasselbe oder ähnliches zu sagen haben, durchaus verzichtet. Kein Gegenstand wiederholt sich, niemals werden zwei Schaustücke nebeneinander gestellt, die sich gleichen. Der Besucher ermüdet infolgedessen nicht leicht und bleibt für längere Zeit aufnahmefähig. [...] Alle diese Richtlinien findet man in der Ozeanischen Abteilung verwirklicht, die am 13. d. J. für das Publikum eröffnet werden wird. Unter ‚Ozeanien‘ versteht man die Inselfchwärme des Großen Ozeans, die von den Palauinseln im Westen bis zur Osterinsel im Südosten sich ausbreiten. Man faßt die vielen Inseln und Inselgruppen mit ihren Bewohnern zusammen in Melanesien, Polynesien, Mikronesien und Neuseeland. Innerhalb dieser Zone liegen unsere eigenen kolonialen Besitzungen in der Südsee: Neu-Guinea, der Bismarckarchipel und die ausgedehnte Kleininselwelt. In dieser Abteilung findet der Besucher in großen umfassenden Zusammenstellungen reiche Schätze an Geräten, Kleidung, Waffen, Schmuck, Geld, Jollen. Und Kultgegenstände aller Art, die, wie schon ausgeführt, so geordnet sind, daß der Besucher sich an der Hand von Bildern und Karten die ganze Lebensentwicklung der Bewohner jener fernen Zonen veranschaulichen kann. Ob es sich nun um die Schiffe der verschiedenen Südseeinsulaner handelt oder um ein ganzes Häuptlingshaus der Maori aus Neuseeland, ob um die mancherlei Geldarten in jenen Gebieten oder um vergleichende Proben der Weberei, immer fällt die ausgezeichnete,

287 Hamburger Nachrichten vom 12. Dezember 1916, aus: STA HH, Zeitschriftenmappe: Völkerkundemuseum.

das Verständnis fördernde Zusammenstellung und die Art der Ausstellung auf. [...] Eine große Maskensammlung ist als Diorama, den Raumverhältnissen entsprechend, aufgebaut; das Licht fällt von oben über den Beschauer hinweg. Die Stützen und der ganze Untergrund sind in purem Weiß gehalten, die Masken scheinen geisterhaft in der Luft zu hängen, und unter Zuhilfenahme von etwas Phantasie kann man sich leicht in den Urwald versetzen.“²⁸⁸



Abbildung 15: Museum für Völkerkunde Hamburg, Abteilung Südsee und Karolinen, um 1912

Auch der Eröffnung der „Allgemeinen Abteilung“ am 18. November 1919 widmeten die lokalen Zeitungen lange Berichte; insbesondere weil eine solche Sektion eine Neuerung in der völkerkundlichen Museumslandschaft darstellte. Im Hamburger Fremdenblatt hieß es daher zur Eröffnung:

„Hamburg bekommt damit etwas zu sehen, was in seiner Art bisher in Deutschland noch nicht vorhanden war und auch außerhalb wohl nicht gefunden werden wird. In dieser Abteilung wird der Besucher nämlich mit dem eigentlichen Zweck, dem tieferen Sinn des Sammelns von Gegenständen zur

²⁸⁸ Hamburger Fremdenblatt vom 12. Dezember 1916, aus: STA HH, Zeit-schriftenmappe: Völkerkundemuseum.

Völkerkunde bekanntgemacht, er wird mit einem Wort in die gegenwärtigen Probleme dieser Wissenschaft eingeführt. Ihm kommt dort zum Bewußtsein, welch weitgehende Aufschlüsse man über die Geschichte des menschlichen Geistes, der Zivilisation und Kultur erhalten kann, wenn man die Schaustücke nicht nur ihrer äußeren Erscheinung nach auf sich wirken läßt, sondern auch hinter den in ihnen sich auswirkenden Geist zu kommen sucht. [...] Was also in der neuen Abteilung des Museums veranschaulicht werden soll, ist Inhalt und Bedeutung gewisser für die Völker und Menschen wichtigen Begriffe, als das sind räumliche Verbreitung von Kulturgütern, Alter des Kulturgutes, Entlehnung von Kulturgütern von einem Volk zum anderen, Unabhängigkeit der Erfindung gleicher Kulturgüter durch verschiedene Völker, Einfluß von Rasse und Umwelt auf die Erfindung, Entwicklung der Erfindung auf verschiedenen Stufen der Geschichte und andere mehr. [...] Sehr schön ist in dem neuen Raum die Verteilung der einzelnen Gruppen gelöst. Zu beiden Seiten des Fensters sind nach der Mitte des Saales zu Wände eingezogen, wodurch eine größere Zahl von Kojen entsteht, deren jede eine jeweils eines der in Frage stehenden Probleme zur Anschauung bringt. Eine sinnvolle Neuerung ist dabei der reiche Farbwechsel des Hintergrundes in den Schaukästen.“²⁸⁹



Abbildung 16: Museum für Völkerkunde Hamburg, Allgemeine Abteilung, um 1920

1921 konnte dann endlich die Afrika-Abteilung eröffnet werden. Dazu schrieb der Hamburger Correspondent:

²⁸⁹ Hamburger Fremdenblatt vom 11. November 1916, aus: STA HH, Zeit-schriftenmappe: Völkerkundemuseum.

„Da von der im Besitz des Museums befindlichen umfangreichen afrikanischen Sammlung, die jetzt im ganzen 38000 Nummern umfaßt, vieles nur für den Fachmann, für vergleichende Studien Interesse hat, so sind nur rund 4500 Nummern ausgestellt. Bei der großen Zahl von afrikanischen Volksstämmen, die sich z.T. kulturell nur wenig unterscheiden, hat man ferner darauf verzichtet, den materiellen Kulturbesitz jedes einzelnen Stammes vorzuführen – das würde den Beschauer nur ermüden – sondern hat die großen Kulturgruppen, die ‚Kulturprovinzen‘, durch einige besonders charakteristische und auch vertretende Stämme dargestellt. An derartigen Kulturgruppen kann man unterscheiden: die Gruppe der wahrscheinlichen Urbevölkerung (Pygmäen und Buschmänner), die Kulturen des Sudans, weiterhin Westafrikas, endlich Süd- und Ostafrikas. Der nördlich der großen Küstenbarriere gelegene Teil des Erdteils gehört völlig in den europäisch-vorderasiatischen Kulturkreis und ist im Gegensatz zum übrigen, dem eigentlichen ‚Neger‘-Afrika, rassisch und kulturell stark von den beiden benachbarten Erdteilen Europa und Vorderasien abhängig. [...] Der Besuch der interessanten Abteilung ist jedermann dringend zu empfehlen.“²⁹⁰

Eine gänzlich anders geartete Sichtweise auf die Eröffnung hatte ein Journalist der Hamburger Nachrichten vom 26. November 1921, der seinen Bericht mit „Ein Vormittag in Afrika“ betitelte:

„Da ging man recht beflügelten Schrittes durch die froststarre, echt norddeutsche Winterluft die Rothenbaumchaussee entlang, hatte die Hände in die Taschen versenkt und das Kinn auf den Kragen gedrückt, lugte so mal hier und da zur Sonne hin, die sich nicht recht entscheiden konnte, ob sie scheinen oder nur blinzeln wollte, machte dann eine große, eisenbeschlagene Tür vorsichtig auf, ging noch ein paar Stufen in die Höhe – und war mitten in Afrika. Welch’ eine Überraschung! Da stehen ein paar Neger hinter Glas, da liegen Schwerter und Dolche absonderlicher Art wohl sortiert bei einander, da glotzen Holz- und Metallfiguren einen ulkig lachend an – kurz, da ist überhaupt alles beieinander, was einem immer wieder deutlich macht: hier ist Afrika! Wer wollte die Einzelheiten aufzählen?! So viel Negerstämme, so viel Glasschränke! Nur findet man sich hier wohl besser durch, als es wahrscheinlich an Ort und Stelle möglich ist. Und man verliert nie den rechten Weg, denn erstens ist Professor Thilenius da, der uns unter seine ortskundige Führung nimmt, und zweitens hängen auch überall sehr feine, akkurate Orientierungszettel – nun und wenn sich schon mal wirklich einer von uns Unkundigen zu dem Nachbar-Negerstamm verliert, dann ist ihm bald ja zuzurufen: ‚Mensch, Sie sind ja am Kongo und wir in West-Sudan!‘ Neger sind gar nicht so stupide, wie wir ‚helleren Menschen‘ meist anzunehmen belieben. Man sehe sich hier nur einmal an, wie viel Humor diese schwarzen Afrikaner haben. Ihre Holz-Plastiken ge-

290 Hamburger Correspondent vom 26. November 1921, aus: STA HH, Zeitschriftenmappe: Völkerkundemuseum.

ben das beredetste Zeugnis. Die sind gar köstlich anzusehen und in ihrer Proportionslosigkeit herzerfrischend komisch. [...] Man ist hier wirklich in Afrika – selbst wenn man fünf Minuten später wieder draußen auf die 13 oder 18 wartet. Kontraste sind aber bisweilen wirklich sehr amüsant – und in diesem Falle ganz besonders auch belehrend. Das sei hier nicht vergessen!“²⁹¹

Eindeutig stellt dieser Artikel eine weitere positive Reaktion der Presse auf Thilenius’ Arbeit dar.



Abbildung 17: Museum für Völkerkunde Hamburg, Abteilung Kongo, undatiert

Die amerikanische Abteilung, in der u.a. Alt-Mexiko, Alt-Peru, Indianer der Westküste etc. gezeigt wurden, konnte dann im Sommer 1922 eröffnet werden. Dazu hieß es im Hamburger Correspondent: „Der beschränkte Raum und die ungleichmäßige Zusammensetzung der Sammlungen bedingten eine sorgfältige Auswahl unter den amerikanischen Kulturen. Man entschied sich mit Recht dafür, nur solche Gebiete zu berücksichtigen, von deren Kulturen sich mit den vorhandenen Beständen ein einigermaßen ganzes Bild geben ließ.“²⁹²

291 Hamburger Nachrichten vom 26. November 1921, aus: STA HH, Zeitschriftenmappe: Völkerkundemuseum.

292 Hamburger Correspondent vom 20. August 1922, aus: STA HH, Zeitschriftenmappe: Völkerkundemuseum.



Abbildung 18: Museum für Völkerkunde Hamburg, Amerikanische Abteilung, undatiert

Neben den nach und nach eröffneten ständigen Abteilungen wurden auch regelmäßig kleinere Sonderausstellungen veranstaltet. So gab es z.B., obwohl die Schausammlung erst 1928 vollständig eröffnet werden konnte,²⁹³ bereits zuvor in unregelmäßigen Abständen die Möglichkeit, deren größtenteils fertiggestellte Räume zu besichtigen. Zudem gab es Sonderausstellungen wie die von 1911, die aus Anlass der Tagung der Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft stattfand.²⁹⁴ Bei dieser wurde eine umfassende Auswahl von Gegenständen gezeigt, die auf Expeditionen in die Kolonialgebiete zurückgingen, darunter der Inner-Afrika-Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg (1910-11) sowie der Deutsch-Ostafrika-Expedition von Edmund Obst (1911-12) und:

„In sechs Sälen des Obergeschosses waren ferner rund 14000 ethnographische Gegenstände ausgestellt, die die Südsee-Expedition der hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung in den Jahren 1908/1911 zusammengebracht hatte. Die Sammlung umfaßt Deutsch-Mikronesien, ferner den Bismarck-Archipel mit Ausnahme von Neu-Mecklenburg und endlich Neu-Guinea. Die Expedition hat Neu-Pommern an zwei Stellen zum ersten Male durchquert und von

293 Thilenius, Museum und Völkerkunde 1928, S. I.

294 Diese fand vom 2. bis zum 7. Juni 1911 in Hamburg statt.

diesen Routen, sowie vom Kaiserin Augusta-Fluß besonders wertvolles Material mitgebracht. Die Ausstellung wurde am 3. Juni in Gegenwart des Präsidenten der Deutschen Kolonial-Gesellschaft Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg eröffnet. Nach Schluß der Hauptversammlung vom 9. bis 29. Juni war die Ausstellung dem Publikum zugänglich und erfreute sich sehr regen Besuches, zumal durch die Schulen von Hamburg und Umgegend.“²⁹⁵

Auch Thilenius wies ein Jahr später noch einmal auf dieses große Interesse des Publikums hin.²⁹⁶ Denn damit konnte er nicht nur bei den Mitgliedern der Kolonialgesellschaft sowie in der Öffentlichkeit Werbung für seinen Neubau betreiben, sondern eine solche auch für die Arbeit des Museums machen: Er demonstrierte damit die Effektivität beim Schluß der Völkerkundler mit den Kolonisten. Eine weitere Sonderausstellung war die zur „Makedonischen Volkskunde“, die 1918 über drei Monate in der Mittelhalle des Völkerkundemuseums gezeigt wurde. Dazu hieß es im Hamburger Correspondent:

„Die Entstehungsgeschichte der Sammlung geht zurück auf die unermüdliche, schwierige wissenschaftliche Arbeit der von der deutschen Heeresgruppe in Makedonien 1917 berufenen ‚Makedonischen Landeskundlichen Kommission‘, die aus deutschen und bulgarischen Gelehrten besteht, und deren Aufgabe die Erforschung des bisher fast unzugänglichen Landes ist. Die Durchführung der volkskundlichen Arbeiten übernahm das Hamburgische Museum für Völkerkunde, das als erstes deutsches Museum seiner Art schon seit über zehn Jahren auch die einfachen Kulturdenkmäler europäischer Völker planmäßig sammelt.“²⁹⁷

Allerdings hatte auch Thilenius bereits lange vor der Eröffnung des letzten Saales in der Schausammlung wieder massive Platzprobleme: So stellte er bereits 1917 erstmals den Antrag auf Verlängerung des neuerichteten Baus, den er bis 1925 mehrfach wiederholte, der aber jeweils vom Senat abgelehnt wurde. Nur einen Ausbau des Dachgeschosses setzte er durch.²⁹⁸ Erst als er 1926 einen Ruf nach Leipzig erhielt, konnte er im Zuge der Verhandlungen mit dem Hamburger Senat als Bedingung

295 Jahrbuch Hamburg 1912, S. 28 sowie: Jahrbuch Hamburg 1911, S. 42. Um die Ausstellung „besonders würdig“ und dem „Werte der Sammlungen entsprechend“ zu gestalten, war eine von Thilenius beantragte Erhöhung des Haushaltsetats um 6.000 Mark von Seiten der Hamburger Finanzdeputation ohne Einwände genehmigt worden: STA HH: 111-1 Senat Cl. VII Lit. He Nr. 1 Vol. 54 Fasc. 16, B. 1f.

296 Jahrbuch Hamburg 1912, S. 28.

297 Hamburger Correspondent vom 29. Juni 1919, aus: STA HH, Zeitschriftenmappe: Völkerkundemuseum.

298 Zwernemann, Die ersten, S. 107.

für seinen Verbleib in Hamburg u.a. den Anbau eines Verwaltungsflügels durchsetzen. Die entsprechenden Baumaßnahmen begannen 1927 und konnten 1929 abgeschlossen werden.²⁹⁹

Die anthropologische Abteilung im Hamburger Völkerkundemuseum

Thilenius hatte schon 1905 seine Pläne zur Verortung einer anthropologischen Abteilung innerhalb des Museums konkretisiert: „Die Einordnung der Sammlung wird aus wissenschaftlichen Gründen eine derartige sein, dass die neu zu schaffende anthropologische und die europäische Sammlung (einschliesslich der urgeschichtlichen) an den Anfang des dem Publikum zu empfehlenden Rundganges gestellt werden.“³⁰⁰ Bereits seit 1907 war in der Presse immer wieder Bezug auf die von Otto Reche geleitete anthropologische Abteilung des Museums genommen und immer wieder war ihre Eröffnung in Aussicht gestellt worden.³⁰¹ So hieß es beispielsweise 1923 im Hamburger Fremdenblatt:

„Die anthropologische Abteilung wird späterhin nach ihrer Fertigstellung neben der allgemeinen wohl das größte Interesse der Beschauer wecken. Sie dient der Darstellung der körperlichen Erscheinung der Völker, sie führt die wissenschaftlichen Ergebnisse der Rassenforschung vor und soll den Besucher über Anpassung, Entartung, Vererbung und über wichtige, den Menschen angegebene Probleme unterrichten.“³⁰²

Ob und wann diese Abteilung allerdings tatsächlich dem Publikum zugänglich gemacht wurde, ließ sich hier nicht definitiv ermitteln. Allerdings wird aufgrund inhaltlicher Überschneidungen vermutet, dass sie in der „rassenkundlichen Schausammlung“ bzw. „Rassenkunde-Abteilung“ aufging. Diese wurde in der Amtszeit des liberalen Bürgermeisters Dr. Carl Wilhelm Petersen (1868-1933)³⁰³ im Mai 1928 unter der Leitung

299 Ebd., S. 109ff.

300 STA HH: 361-5 I Hochschulwesen Reg. Spez. CIIa 16 Bd. I. Brief von Thilenius an die Oberschulbehörde vom 14. Januar 1905.

301 Jahrbuch Hamburg 1907, S. 158.

302 Hamburger Fremdenblatt vom 30. April 1923, aus: STA HH; Zeitschriftenmappe: Völkerkundemuseum.

303 Carl Wilhelm Petersen war Gründungsmitglied der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) im Jahr 1919 und wurde nach dem Tod von Friedrich Naumann erster Vorsitzender der Partei. Petersen war in der Zeit von 1924 bis 1929 sowie von 1932 bis zum 7. März 1933 Erster Bürgermeister der Stadt Hamburg. Die DDP stand dem demokratischen System der Weimarer Republik loyal gegenüber. Siehe hierzu auch: Sigrd Schambach, Carl Petersen, Hamburg 2000.

von Walter Scheidt (1895-1976) eröffnet, auch mit Blick auf die Feiern zum 50-jährigen Bestehen des Hamburger Museums für Völkerkunde sowie der 50. Jahresversammlung der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte vom 1. bis 4. August in Hamburg. – Thilenius wollte den Teilnehmern der Tagung „etwas Besonderes“ bieten.³⁰⁴ In den Zeitungen der Stadt fand dieses Ereignis denn auch ein großes Echo. So kommentierten beispielsweise die Hamburger Nachrichten:

„Im Museum für Völkerkunde ist jetzt eine rassenkundliche Schausammlung neu eröffnet worden. Der Leiter des Museums, Universitätsprofessor Dr. Thilenius, hat schon seit langem die Einbeziehung der Rassenbiologie in den Forschungs- und Lehrbetrieb völkerkundlicher Museen geplant und jetzt am Hamburger Museum die erste rassenkundliche Abteilung ins Leben gerufen. Das Hamburger Museum, das führend in der Völkerkunde ist, geht auch auf diesem Sondergebiete der Forschung bahnbrechend vor. Die neue Abteilung ist dem Privatdozenten Dr. Walter Scheidt unterstellt, ihre Aufgabe ist die rassenbiologische Forschung, d.h. die Erforschung der Erbgeschichte der Völker. [...] Die allgemeine Rassenbiologie, die Grundzüge dieses Forschungszweiges, sind in der neueröffneten Schausammlung dargestellt.“³⁰⁵

Auch das Hamburger Fremdenblatt schrieb lobend: „In der Ausstellung wird in gemeinverständlicher, schematischer und plastischer Darstellung gezeigt, worin die Unterschiede in der durchschnittlichen Erbbeschaffenheit verschiedener Menschengruppen bestehen und wodurch sie zustande kommen.“³⁰⁶

Strukturiert war die neueingerichtete Schausammlung in zwei Räume, wobei der erste die Theorien und Begriffe erläuterte, der zweite dann deren Anwendung auf den Körper empirisch belegen sollte. Außerdem gehörte ein (für die Besucher nicht zugängliches) Archiv zu der Sammlung. Der erste Raum wurde in den Hamburger Nachrichten vom 12. Mai 1928 beschrieben. In ihm seien:

„[...] zwölf große in die Wand eingebaute bunte Tafeln zu sehen, die schematisch und bildlich die Erblichkeitsvorgänge (einfachere und kompliziertere) und ihre Ursachen der Mannigfaltigkeit menschlicher Eigenschaften vorfüh-

304 Hamburger Nachrichten vom 12. Mai 1928, aus: STA HH; Zeitschriftenmappe: Völkerkundemuseum. Siehe auch: STA HH: 111-1 Senat CI. VII Lit. He Nr. 1 Vol. 54 Fasc. 34.

305 Hamburger Nachrichten vom 12. Mai 1928, aus: STA HH; Zeitschriftenmappe: Völkerkundemuseum.

306 Hamburger Fremdenblatt vom 11. Mai 1928, aus: STA HH; Zeitschriftenmappe: Völkerkundemuseum.

ren, insbesondere die Neukombination der Erbanlagen, die modelnden Einflüsse der Umwelt und die Erbänderungen, ferner die Vorgänge der Siebung und Auslese und das Zusammenwirken aller dieser Vorgänge zur Prägung der Erbbeschaffenheit einer Bevölkerung.“³⁰⁷

In seiner „Einführung in die Rassenkundliche Abteilung“ zählte Scheidt die Themen der erwähnten rassenkundlichen Schautafeln auf: Tafel I: „Erbmasse“; Tafel II: „Erscheinungsform“ im Unterschied zum „verborgenen Erbbild“ sowie „Erblichkeitslehre“; Tafel III-VI: „Erblichkeitslehre“ und „Vererbung der Eigenschaften nach den Naturgesetzen“; Tafel VII: „modelnde Einflüsse“; Tafel VIII: „Veränderlichkeit von Erbanlagen“; Tafel IX: „Örtliche Siebung“ und „Schichtung und Sortierung der Bevölkerung“; Tafel X und XII: „Auslese (relative Verminderung oder Vermehrung im Gesamtbestand der Bevölkerung)“ als „Mittel der Natur zur [...] Anpassung“; Tafel XI: „Berechnungen zur zukünftigen Fortpflanzung“.³⁰⁸ Der zweite Raum zeigte nach den Hamburger Nachrichten:

„[...] die gegenständliche Darstellung der wichtigsten körperlichen Rassenmerkmale, wie Hautfarbe, Haarfarbe, Augenfarbe, die Merkmale des Kopfes und des Gesichtes, die durch Schädelreihen, plastische Bildwerke und Photographien sowie durch eine Sammlung von Gipsabgüssen und Lichtbildern der wichtigsten vorgeschichtlichen Schädelnde und durch eine Sammlung von Rassenschädeln und Rassenbildnissen dargestellt sind.“³⁰⁹

Eine bildliche Darstellung dieses zweiten Raumes der Ausstellung war dann samt einem erklärenden Text in den Hamburger Nachrichten vom 15. Mai 1928 abgedruckt:

„[...] Die Schädel in der oberen Reihe haben ein geradtiefes, ein mäßig vortiefes, ein stark vortiefes und ein sehr stark vortiefes Gesicht. Die mittlere Reihe zeigt als Beispiel für ein geradtiefes Gesichtprofil die Büste des Batamelata von Donatello und als Beispiele für vortiefe und stark vortiefe Gesichtprofile zwei Negerköpfe. Die Abbildungen unten bieten verschiedene Gesichtprofile aus niederdeutschem Gebiet. Das rechte Bild führt Nasenformen vor. Die Schädel in der oberen Reihe sind (von links nach rechts) solche mit schmalformiger Nase, mit breitformiger Nase, mit schmaler Nasenwurzel und mit breiter Nasenwurzel. Die Modelle der Negerköpfe zei-

307 Hamburger Nachrichten vom 12. Mai 1928.

308 Walter Scheidt, Einführung in die Rassenkundliche Abteilung, Hamburg 1928, S. 4ff.

309 Hamburger Nachrichten vom 12. Mai 1928.

gen eine breite Nase mit tiefer, breiter Nasenwurzel, eine breite Nase mit tiefer, breiter Nasenwurzel mit sehr flachem Rücken und eine sehr breite Nase mit sehr breitem Rücken.“³¹⁰



Abbildung 19: Museum für Völkerkunde Hamburg, Rassenkundliche Abteilung, 1928

Neben den beiden Ausstellungssälen zählte schließlich auch noch ein Archiv zu der rassenkundlichen Abteilung. In diesem befanden sich u.a. die Unterlagen zu den anthropologischen Forschungen auf der Insel Finkenwerder von 1925, deren Leitung Walter Scheidt mit Unterstützung von Thilenius übernommen hatte. Auf diese wird im Abschnitt 3.4 ausführlich eingegangen werden. Die Frage, ob die Daten bzw. Ergebnisse dieser Untersuchung auch zum Bestandteil der Ausstellung wurden und sich damit der Weg der anthropologischen Forschung auf Finkenwerder hin zur Ausstellung verfolgen ließ, kann hier aber leider nicht präzise beantwortet werden. Im Zusammenhang mit den Erläuterungen zu seinem Ansatz, nicht alle, sondern nur eher typische „Merkmale“ einer Bevölkerung zu identifizieren, ergänzte Scheidt zwar in einer Fußnote: „Die rassenkundliche Schausammlung zeigt, daß man die allermeisten Merkmalsausprägungen an Beispielen aus der niederdeutschen – ebenso

310 Hamburger Nachrichten vom 15. Mai 1928, aus: STA HH: 135-1 I-IV Staatliche Pressestelle 5039.

aus einer beliebigen anderen Bevölkerung – darstellen kann.“³¹¹ – Ob er mit der „niederdeutschen Bevölkerung“ allerdings die Bewohner der Elbinsel meint, kann hier nicht geklärt werden.

Die oben erwähnten Tafeln spiegeln in schlagwortartiger Form Scheidts Theorie der „Völker-“ bzw. „Kulturbilogie“, nach der die „Kulturen“ der verschiedenen Völker durch „Unterschiede der modelnden Umwelt“ sowie durch „Unterschiede in der erblichen Veranlagung der Menschen“ begründet wären.³¹² Aufschlussreich sind dazu seine Ausführungen zur Definition der „Rasse“:

„Was aber ist der Enderfolg dieses ewigen Naturspieles um Leben und Tod? Man kann es mit einem Wort sagen: Rasse. Rasse ist das – niemals letzte und immer wieder neue – Ergebnis der Anpassungsvorgänge. Die anpassende Auslese sondert, im Großen gesehen, aus der Menge neu entstehender und abgeänderter Erbanlagen von Generation zu Generation die lebensfähigen aus, unterdrückt die Erhaltung der minder lebensfähigen Anlagen und schafft so einen angepaßten Durchschnitt, das bestimmt erbliche Gepräge einer Bevölkerung. Die Auslese schafft also gleichsam wie ein Bildhauer, der von einem Steinblock so viele Splitter, Ecken und Splitterchen abmeißelt, bis nur noch das gewollte plastische Bild steht. Ebenso wie dort können die auslesenden Umwelteinflüsse („Umweltforderungen“) das, was am tauglichsten ist, nicht ihrerseits hervorbringen. Sie lassen es nur bestehen. Sie können auch die Entstehung des Untauglichen nicht hindern. Aber sie entfernen das Untaugliche im Laufe kürzerer oder längerer Zeit, wenn es entstanden ist. Aufgabe der Rassenkunde ist demnach, die Erfolge rassenbildender Auslese, d.h. die durch Auslese in einer Bevölkerung vorzugsweise erhaltenen und deshalb gehäuften Erbanlagen, die Rassen, zu erkennen und ihrem Werden so weit wie möglich nachzuspüren. ‚Rasse‘ bedeutet also nicht, wie oft unzweckmäßigerweise gesagt wird, eine Menschenmenge. Mit solcher Vorstellung gelangt man zu keinem rechten Verständnis rassischer Lebenserscheinungen. Rasse besteht aus Erbanlagen und von den Erbanlagen eines einzelnen Menschen gehören diejenigen zu einer Rasse, welche durch Auslese typisch für eine Bevölkerung geworden sind. Es ist selbstverständlich, daß es keinen Sinn hätte, nach bestimmten Rassen, ihrer Beschaffenheit, ihrem Werdegang zu fragen, ehe man über die Grundtatsachen der allgemeinen Rassenkunde (Erblichkeitslehre, Lehre von den Ursachen der unterschiedlichen Erscheinungsbilder, Lehre von Siebung und Auslese) unterrichtet ist. Aus eben diesem Grund ist die rassenkundliche Schausammlung ausschließlich der Darstellung dieser Grundtatsachen gewidmet. Die Kenntnis von den einzelnen Menschenrassen, die spezielle Rassenkunde soll da zur Darstellung kommen, wo die kulturellen Leistungen einzelner Völker gezeigt werden, also in den verschiedenen völkerkundli-

311 Scheidt, Einführung, S. 24.

312 Ebd., S. 3ff.

chen Abteilungen. [...] Die Rassenbiologie lehrt, daß in den körperlichen und seelischen Erbanlagen die Leistungsfähigkeit der Menschen mit mehr oder minder fester Grenze beschlossen ist.“³¹³

Thilenius stand sowohl Scheidts Theorien, als auch dessen Ansinnen, den Einflussbereich der Rassenkunde zu erweitern, relativ ambivalent gegenüber. So erläuterte er Scheidts Ansatz 1933 in einem Brief: „Der Gedankengang ist der bekannte: vererbt werden nicht nur körperliche, sondern auch geistig-seelische Merkmale, folglich kann man vom biologischen Standpunkt aus auch die Kultur betrachten.“³¹⁴ Dabei stimmte er dieser Überzeugung zunächst zu, bezeichnete sie aber gleichzeitig als noch nicht „völlig feststehend“. Wie oben ausgeführt hatte Thilenius offensichtlich die grundsätzliche Etablierung einer rassenkundlichen Abteilung in seinem Museum unterstützt. Entsprechend hatte Scheidt oder er, evtl. in gegenseitiger Absprache bei der Eröffnung der „Rassenkundlichen Schausammlung“ verlauten lassen: „Die spezielle Rassenkunde, d.h. die Rassenkunde der einzelnen Völker und Erdteile, soll später in den speziellen Abteilungen des Museums veranschaulicht werden“,³¹⁵ womit erstmals eine Aufhebung der bisher vorgenommenen räumlichen Trennung zwischen völkerkundlichen und rassenkundlichen Abteilungen für möglich gehalten wurde, was mit anderen Worten hieß, dass Völkerkunde und Rassenkunde, zumindest in dieser Überlegung, gleichberechtigt nebeneinander empfunden wurden. Als Scheidt jedoch am 2. November 1933 bei der Landesunterrichtsbehörde ein neues „Rassenbiologisches Institut der Universität“ beantragte, das in den Räumen der rassenkundlichen Abteilung des Museums für Völkerkunde untergebracht werden sollte, zeigte sich Thilenius nicht begeistert.³¹⁶ So schrieb er am 5. Dezember 1933 an die Landesunterrichtsbehörde:

„Zu dem Schreiben von Herrn Professor Scheidt betreffend die vorläufige Unterbringung des Rassenbiologischen Instituts in den Räumen des Museums für Völkerkunde bemerke ich folgendes. [...] Wenn Herr Professor Scheidt annimmt, der ganze Trakt, also die Räume 13-15 b, ferner 114-117 könnte mit

313 Ebd., S. 18f.

314 Diese Erläuterungen zu Scheidts Ansatz gab Thilenius in einem Brief vom 4. November 1933 an den Verlag Vieweg. Dieser hatte ihn gebeten, eine Autorenempfehlung bezüglich eines geplanten Schullehrbuchs für Rassen- und Völkerkunde abzugeben. Thilenius hatte zuerst Egon von Eickstedt für diese Aufgabe genannt, dann aber auch auf Walter Scheidt hingewiesen. Siehe dazu VKM HH: D3. 178 Bd. IV, Der völkerkundliche Unterricht an den Schulen. Bearbeitung des Werkes „Rassen- und Völkerkunde von Dr. Mühlmann.“

315 Hamburger Nachrichten vom 12. Mai 1928.

316 STA HH: 361-5 I Hochschulwesen Gd 10, Bl. 1.

Ausnahme eines oder des anderen Zimmers zur Verfügung gestellt werden, so liegt hier ein Missverständnis vor. Der Kurssaal ist unentbehrlich für den völkercundlichen und vorgeschichtlichen Unterricht. In den Räumen muss ausser dem Rassenbiologischen Institut auch das demnächst einzurichtende vorgeschichtliche Institut untergebracht werden. [...] Ich muss indessen betonen, daß die Einrichtung zweier Institute in dem Museum für Völkerkunde erhebliche betriebstechnische Schwierigkeiten mit sich bringt. Sie sind nur erträglich, wenn sie auf etwa 2 Jahre beschränkt bleiben und in dieser Zeit ein besonderer Flügel an den jetzigen Verwaltungsbau angebaut wird zwecks Unterbringung des Rassenbiologischen und des Vorgeschichtlichen Instituts. Es ist eine bekannte Erfahrung, dass neue Institute sehr rasch anwachsen, und so wird auch der Bedarf des Rassenbiologischen und des Vorgeschichtlichen Instituts an Räumen, Hilfskräften und sachlichen Einrichtungen rasch den Normalstand erreichen. Es empfiehlt sich daher schon jetzt, den Neubau zu planen.“³¹⁷

Doch Thilenius' Argumente blieben ohne Wirkung: Im Zusammenhang mit Scheidts Ernennung zum Professor für Rassen- und Kulturbilogie an der Universität in Hamburg wurde 1933 auch das Rassenbiologische Institut gegründet. Dieses wurde dann im Museum für Völkerkunde untergebracht, wo es bis 1944 verblieb.³¹⁸

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass zwar bereits 1905 von Plänen für eine anthropologische Abteilung im Hamburger Völkerkundemuseum die Rede war, diese sich aber nicht früher als im Jahr 1923, vermutlich erst mit der Einrichtung einer „rassenkundlichen Schausammlung“ 1928 realisierte. Auch wenn keine Quellen vorliegen, die in diese Richtung weisen, liegt die Begründung für die späte Umsetzung des Vorhabens vermutlich weniger in einer lokalpolitischen Verankerung als in einem allgemeinen Wandel des politischen Klimas. Das Thema „Rasse“ und mit ihr verbundene eugenische Praktiken stießen in den ausgehenden 1920er Jahren parteiübergreifend auf eine zunehmende Resonanz. Hierfür spricht zudem, dass parallel zur Entwicklung in Hamburg z.B. in Berlin das Kaiser-Wilhelm-Institut im September 1927 gegründet wurde, indem Eugen Fischer eugenische Forschungen betrieb. Hierauf wird noch eingegangen werden. Dessen ungeachtet wurde die Etablierung dieser Abteilung durchaus für die Aufwertung des städtischen Prestiges der ehemaligen Kolonialstadt Hamburg genutzt, worauf auch die Überschrift des in Abbildung 19 teilweise abgebildeten Zeitungsartikels, „Die erste rassenkundliche Schausammlung Deutschlands“ verweist.³¹⁹

317 Ebd., Bl. 8f.

318 Zwernemann, In den ersten, S. 116.

319 Hamburger Nachrichten vom 15. Mai 1928.

3.3 Die Lehre

Völkerkunde und Anthropologie im außer- und inneruniversitären Bereich

Die Lehre war wie die schon thematisierten Aktivitäten des Sammelns und Ausstellens und wie die noch zu behandelnde des Forschens ein weiterer wichtiger Tätigkeitsbereich der hier untersuchten Akteure. Wie eng diese vermeintlich unterschiedlichen Aktivitäten allerdings miteinander verflochten waren, lässt sich an verschiedenen Faktoren erkennen: Auf die räumliche Nähe der Universitäten (und in Hamburg auch des Kolonialinstituts) zu den Völkerkundemuseen wurde bereits hingewiesen. Des weiteren fanden regelmäßig Unterrichtseinheiten in den Räumen der Völkerkundemuseen statt. Gelegentlich wurde auch die Verwendung von ethnographischen oder anthropologischen Objekten in den Titeln von Lehrveranstaltungen als deren empirische Basis aufgeführt, was auf die enge Verflechtung der Forschungs- und Sammlungstätigkeit verweist. Schließlich ergab sich auch in der musealen Publikationstätigkeit der hier untersuchten Akteure eine enge Verbindung zur Lehre. Denn auch in ihnen waren deren theoretische und methodische Ansätze schriftlich festgehalten und damit auch für die Studenten nachvollziehbar.

Wenn man Lenoir in seiner Argumentation folgt, nach der Disziplinen „politische Institutionen“ seien, deren wichtigste Funktion es sei, „[...] die Zirkulation sozialer und technischer Praktiken im Inneren der Erkenntnisproduktion zu systematisieren und zu regeln, Praktiken, die für das sozioökonomische System und das System der Machtbeziehungen zentral sind“, ³²⁰ dann entwickelte sich das Bedürfnis nach einer Ordnung des vorhandenen völkerkundlichen Wissens relativ spät: Obwohl die interne Institutionalisierung (in Form von Museen, Publikationen und Vereinen) in den Fachbereichen Völkerkunde und Anthropologie schnell voranschritt, blieb die externe Etablierung (akademische und politische Wahrnehmung des Faches) zunächst gering. ³²¹ Der Gründungsboom von Völkerkundemuseen um die Jahrhundertwende fand al-

320 Timothy Lenoir, *Die Disziplin der Natur und die Natur der Disziplinen*, in: ders., *Politik im Tempel der Wissenschaft. Forschung und Machtausübung im deutschen Kaiserreich*, Frankfurt a. M./New York 1992, S. 216f. Lenoir verweist darauf, dass sich sein Ansatz bezüglich des Zusammenhangs von Macht und Wissen auf Michel Foucault beziehen würde. So würde Disziplinen eine entscheidende Bedeutung in Bezug auf das „Herrschaftssystem der Wahrheit“, auf dem jede Gesellschaft basiere, zukommen.

321 Massin, *From Virchow*, S. 83f.

so keine direkte universitäre Übersetzung.³²² Trotz der Bemühungen einiger Wissenschaftler mangelte es hier bis in die 1910er Jahre hinein an einer politischen Bereitschaft zur Etablierung der entsprechenden Fächer an den deutschen Universitäten. Auch von universitärer Seite gab es nicht selten Vorbehalte gegenüber dem Ansatz des naturwissenschaftlichen Studiums der Kultur sowie ihres praktischen Nutzens für die Kolonialpolitik.³²³ Gerade für die Anthropologie war eine politische Nützlichkeit zunächst nicht erkennbar. Benoit Massin zufolge versuchten Anthropologen daher zunächst, ihre Wissenschaft in den Dienst der Kriminalanthropologie oder Militär- und Schulverwaltung zu stellen.³²⁴ Tatsächlich waren zahlreiche Völkerkundler und Anthropologen der ersten und zweiten Generation ihrer beruflichen Herkunft nach Mediziner. Als Beispiel hierfür lassen sich Adolf Bastian, Eugen Fischer, von Luschan, Johannes Ranke, Thilenius, Rudolf Virchow etc. anführen.³²⁵ Entgegen ihres beruflichen Hintergrundes forderten sie allerdings häufig Lehrstühle für die philosophische Fakultät,³²⁶ wurden innerhalb solcher aber zunächst nur zu Ehrendoktoren, außerordentlichen Direktoren, Privatdozenten oder Assistenten ernannt.³²⁷ Obwohl in Berlin eines der bedeutendsten europäischen Völkerkundemuseen sowie einige völkerkundliche und anthropologische Vereine angesiedelt waren, wurde der erste und lange Zeit einzige deutsche Lehrstuhl für Anthropologie 1886 in München an Johannes Ranke verliehen.³²⁸ Erst um die Jahrhundertwende wurden in Berlin zwei entsprechende Lehrstühle geschaffen: ein außerordentlicher Lehrstuhl für Völkerkunde, den Adolf Bastian besetzte, sowie ein ebenfalls außerordentlicher Lehrstuhl für Anthropologie, den von Luschan erhielt.³²⁹ Und obwohl Studenten die Disziplinen der Völkerkunde und der Anthropologie als Teil der Geographie an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin studieren konnten, war es bis 1915 bzw. 1922 nicht möglich, einen Dokortitel in physischer Anthropologie bzw. in der Völkerkunde zu erlangen.³³⁰ Auch in Hamburg zog sich die universitäre Etablierung der Disziplinen in die Länge, allerdings

322 Lothar Gall verweist darauf, dass Wissenschaft an Institutionen gekoppelt ist, die den Charakter, Orientierung und die Ziele der Wissenschaft beeinflussen. Gall, *Zur Politischen*, S. 9.

323 Ryding, *Alternatives*, S. 11f.

324 Massin, *From Virchow*, S. 138f.

325 Proctor, *From Anthropology*, S. 141.

326 Zängl-Kumpf, Hermann, S. 35.

327 Massin, *From Virchow*, S. 84.

328 Goschler, Rudolf Virchow, S. 180. Johannes Ranke war ein Neffe des Historikers Leopold von Ranke (1795-1886).

329 Zängl-Kumpf, Hermann, S. 34f.

330 Zimmerman, *Anthropology*, S. 45.

aus anderen Gründen. Thilenius war zwar bereits um die Jahrhundertwende dem Ruf an den außerordentlichen Lehrstuhl für Anthropologie und Ethnologie der Medizinischen Fakultät Breslau gefolgt. Und nach seiner Übernahme der Direktorenschaft des Hamburger Völkerkundemuseums 1904 konnte Thilenius am Hamburger Kolonialinstitut lehren, einer immerhin universitätsähnlichen Einrichtung. Jedoch dauerte es noch etwa 15 Jahre, bis auch in Hamburg die Voraussetzungen für eine universitäre Lehre geschaffen worden waren: Ein Jahr nach der Gründung der Universität im Jahre 1919 erhielt Thilenius den Ruf als ordentlicher Professor für Völkerkunde (zeitgleich mit Karl Weule in Leipzig).³³¹ Jedenfalls setzte sich Thilenius bereits während, aber auch nach der Kolonialzeit für die Etablierung der völkerkundlichen Lehre ein:

„Ein entscheidender Anstoß kam von der praktischen Seite. In der Kolonialpolitik ist die Vorstellung, daß europäische Kolonialvölker den fremden Völkern Kultur bringen könnten, aus dem einfachen Grunde sehr rasch verschwunden, weil sie schon ihre Kultur haben. Wollte man mit diesen Völkern wirklich arbeiten, so bedurfte es des Studiums der fremden Kulturen [...]“³³²

Im Folgenden soll die jeweilige Ausgestaltung des Unterrichts durch von Luschan sowie Thilenius in knapper Form dargestellt werden.

Die Lehre von von Luschan

Von Luschan arbeitete ab dem Sommersemester 1900 bis zum Wintersemester 1923/24 an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Bis zu seiner Beförderung zum ordentlichen Professor für Anthropologie im Jahr 1909, war er dort als außerordentlicher Professor tätig.³³³ Organisatorisch waren seine Veranstaltungen zunächst und bis zum Sommersemester 1914 dem Bereich der Geschichte und Geographie zugeordnet, wobei dieser Bereich ab dem Sommersemester 1907 der neu eingerichteten Philosophischen Fakultät unterstellt wurde. Nach einer Vorlesungspause von 1914 bis 1915, die er aufgrund einer Reise in die Südsee und nach Indien einlegte, wurden seine Lehrveranstaltungen wieder in der Philosophischen Fakultät, aber im Bereich der Naturwissenschaften und der Untersektion Anthropologie angeboten. Örtlich war von Luschans Lehrtätigkeit stark an das Berliner Völkerkundemuseum gebunden. So hielt er dort im gesamten Unterrichtszeitraum seine Sprechstunde ab.

331 Zwernemann, Aus den frühen Jahren, S. 44.

332 Thilenius, Völkerkunde und Museum 1928, S.28.

333 Siehe dazu: Verzeichnis der Vorlesungen der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin von 1900 bis 1924.

Ebenso fanden dort einige Lehrveranstaltungen statt, nicht zuletzt auch deshalb, weil er dort auf Anschauungsmaterial zurückgreifen konnte.³³⁴

Bei von Luschan liegen keinerlei Angaben über den Inhalt der Lehrveranstaltungen, über deren Rezeption oder die Quantität ihrer Besucher vor. Nur aus den Vorlesungsverzeichnissen lassen sich einige Anhaltspunkte herauslesen: Thematisch unterrichtete von Luschan im Bereich der Völkerkunde und der Anthropologie.³³⁵ Seine völkerkundlichen Veranstaltungen bezogen sich dabei meist auf West-, Süd- oder Ostafrika sowie auf die Südsee und Ozeanien; des öfteren wurde eine „besondere Rücksicht auf die deutschen Schutzgebiete“ offeriert. Seine anthropologischen Veranstaltungen waren zunächst entweder als Einführungen oder als „spezielle physische Anthropologie“ deklariert. Ab 1910 gab es verstärkt Angebote zur „Sozial-Anthropologie“. Ab dem Wintersemester 1915/16 wurden die anthropologischen Veranstaltungen geographisch enger gefasst; so lehrte er jetzt z.B. die Anthropologie der Mittelmeerlande, Vorderasiens oder Europas. Strukturell gesehen offerierte von Luschan sechs Veranstaltungen pro Semester. Darunter befanden sich Übungen, Colloquien, Seminare/Vorlesungen; jeweils eine dieser Veranstaltung war öffentlich, alle anderen waren „privatim“ oder „privatissime“, also einem exklusivem Kreis vorbehalten. Auffällig ist, dass seine öffentlichen Veranstaltungen bis 1910 völkerkundlichen, ab diesem Jahr anthropologischen Themen vorbehalten waren. So bot er z.B. 1904/05 die „Völkerkunde von Westafrika, mit besonderer Rücksicht auf die deutschen Schutzgebiete“ an, während er 1910, 1911 und 1913 Titel wie die „Sozial-Anthropologie“, 1917 und 1920 sowie im Winter 1920/21 solche wie die „Anthropologie von Vorderasien“ vorgab. Ob dieser thematische Wandel in Forderungen der interessierten Öffentlichkeit begründet lag, ob es eine Reaktion auf die Verleihung der ordentlichen Professur für Anthropologie bzw. der sich ankündigenden Übernahme der anthropologischen Abteilung im Völkerkundemuseum war – oder ob er einfach anthropologische Veranstaltungen zunehmend öffentlichkeitsrelevanter als völkerkundliche empfand und dementsprechend sein Lehrangebot ausrichtete, lässt sich hier nicht eindeutig klären.

Von Luschans Stellung an der Universität lässt sich, zumindest in der letzten Periode seines Wirkens, sehr gut über die Diskussion um sei-

334 Von Luschans völkerkundliche Lehrveranstaltungen wurden nicht selten mit „Demonstrationen“ angekündigt.

335 Siehe dazu auch: Sigrid Westpahl-Hellbusch, Hundert Jahre Ethnologie in Berlin, unter besonderer Berücksichtigung ihrer Entwicklung an der Universität, in: Hermann Pohle/Gustav Mahr (Hg.), Festschrift zum Hundertjährigen Bestehen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1869-1969, T. 1: Fachhistorische Beiträge, Berlin 1969, S. 173.

ne Nachfolge aufzeigen. Da bereits ein Jahr vor seiner tatsächlichen Emeritierung im Jahre 1922 zahlreiche Gerüchte kursierten, versuchte von Luschan selbst schon frühzeitig, auf die Ernennung seines Nachfolgers Einfluss zu nehmen.³³⁶ Er favorisierte dabei Eugen Fischer und bot diesem am 30. April 1921 direkt seine Nachfolge an:

„Brennend gern hätte ich auch einige Personalien mit Ihnen besprochen. Vielleicht geben Sie mir inzwischen einen vertraulichen Wink wie Sie sich zu Berufungen an die Stelle von Pösch und an die meine stellen würden. Martin hat mir im vorigen Jahr gesagt, dass Sie genau ebenso wenig wie er einem Rufe folgen würden, ich kann das gut verstehen aber ich möchte doch wenigstens von Ihnen direct hören ob Ihnen eine Berufung nach Berlin nicht vielleicht doch wenigstens der Form wegen erwünscht sein würde. Die Raumverhältnisse usw. sind hier freilich jetzt erbärmlicher als je und wer immer mein Nachfolger sein wird, muss sich auf einen hartnäckigen Kampf um anständige Räume und um eine entsprechende Dotation usw. gefasst machen.“³³⁷

Fischer stand dieser Offerte in seiner Antwort vom 20. Mai 1921 nicht abgeneigt gegenüber, verwies allerdings zunächst auf die universitätsinternen Positionskämpfe zwischen der Völkerkunde und der Anthropologie:

„Mir scheint die Hauptsache dabei, dass Ihr Lehrstuhl unter allen Umständen für die physische Anthropologie gewahrt bleibt. Vermutlich werden Ethnologen alle Hebel in Bewegung setzen, aus dem anthropologischen einen ethnologischen Lehrstuhl zu machen, und das darf nicht sein. [...] Dass mir ein Ruf nach Berlin, auch wenn dort die Anstellungs- und Arbeitsverhältnisse nicht so wären, wie ich sie wünschte, doch als Ruf ausserordentlich willkommen wäre, ist ja klar. Ich darf dazufügen, er würde nicht nur mir persönlich, etwa zur Besserung meiner hiesigen Position, sondern auch sehr der Sache nützen, da ich ihn dazu verwenden würde, beim Neubau, bei der Wiederaufrichtung der Sammlungen, vor allem auch der anthropologischen, allerlei zu erreichen. Wenn Sie es also machen könnten, dürften Sie meiner grössten Dankbarkeit sicher sein. Ich wiederhole, eine einfache Schiebung wäre es nicht; bietet mir Berlin etwas Anständiges, so nehme ich an.“³³⁸

Diese allgemeine Zustimmung Fischers reichte von Luschan jedoch nicht aus, denn in einem Brief vom 1. Juni 1921 forderte er ihn zu einer eindeutigen Positionierung auf und brachte als zusätzliche Verlockung

336 Nachlass von Luschan: Eugen Fischer, Bl. 121, Brief von von Luschan an Fischer vom 1. Juni 1922.

337 Ebd., Bl. 118f.

338 Ebd., Bl. 109f.

die „entfernte Aussicht“ auf die Gründung eines neuen Lehrstuhls o.ä. für Sozialbiologie ins Spiel.³³⁹ Bezüglich der Frage seiner Nachfolge tauschte sich von Luschan aber nicht nur mit Eugen Fischer, sondern später auch mit Otto Reche aus. Reche, der zu diesem Zeitpunkt mit der Universität in Wien in Verhandlung stand, bezeichnete in einem Brief vom 13. Januar 1922 eine Berufung nach Berlin als eine „Ehre“ und konkretisierte die Bedeutung der Nachfolgeschafft: „Hoffentlich räumt man Ihnen wenigstens einen gewissen Einfluß auf die Wahl Ihres Nachfolgers ein, damit nicht jemand nach Berlin kommt, der sich pietätlos mit dem von Ihnen Geschaffenen in offenen Gegensatz setzt und in wichtigen Fragen womöglich einen ganz anderen Standpunkt einnimmt.“³⁴⁰ Die Gerüchte um von Luschans Lehrstuhl verstärkten sich Anfang 1922. So war von einem Rücktritt von von Luschan die Rede und auch das Gerücht, dass sein Lehrstuhl abgeschafft werden sollte, machte die Runde.³⁴¹ Zwar dementierte von Luschan diese Nachrichten, deutlich wird aber auch seine Unzufriedenheit über die gesamte Situation und insbesondere über die bisherige Ausgestaltung des Lehrstuhles sowie seine geringe Einflussmöglichkeiten bezüglich seines Nachfolgers.³⁴² So heißt es in einem Brief an Reche vom 5. Februar 1922:

- 339 „Dass Sie selbst nach Berlin kommen würden schreiben Sie mir einmal, aber ich wüsste gerne ob das noch Ihre ernste Absicht ist, oder ob Sie damals durch die Berufung nach Wien alles in Freiburg Erreichbare schon erreicht haben und in Wirklichkeit dann doch lieber dort bleiben als hierher übersiedeln. Ausserdem wissen Sie ja vermutlich, dass hier eine allerdings nur ganz entfernte Aussicht besteht auf Gründung einer neuen Lehrkanzel, die etwa den Titel Socialbiologie oder so ähnlich haben soll, auch ein Forschungsinstitut mit dem gleichen Zielen liegt im Bereiche der Möglichkeit.“ Ebd., Bl. 120f.
- 340 Nachlass von Luschan: Reche, Otto. Reche wurde dann an zweiter Stelle bei der Wiederbesetzung des Lehrstuhls gehandelt.
- 341 Nachlass von Luschan: Fischer, Eugen, Bl. 110: Brief von Fischer an von Luschan vom 24. Mai 1922: „... Durch eine Nebenbemerkung in einem Brief von Freundesseite erfahre ich, dass Sie zurückgetreten seien. Das erfüllt mich mit grossem und herzlichen Bedauern für unsere Sache. Sie werden in der heutigen Zeit froh sein, mancher unschönen Arbeit ledig zu sein und für sich arbeiten zu können. Aber für unsere Sache ist es ein schwerer Verlust. Das Uebelste aber ist, wenn sich das wirklich bewahrheiten sollte, dass, wie ich hörte, man Ihren Lehrstuhl als solchen eingehen lassen wolle. Das darf unter keinen Umständen geschehen. Ich bitte Sie um Nachricht über die wirkliche Sachlage, ich möchte dann die deutsche anthropologische Gesellschaft, event. Fakultäten oder gar die Oeffentlichkeit in Bewegung setzen. Wir müssen unter allen Umständen für die Erhaltung dieses Lehrstuhles und für das Fortkommen unserer jungen Collegen sorgen.“
- 342 Nachlass von Luschan: Fischer, Eugen, Bl. 120f.

„Ich selbst kann mich nicht entschliessen Ihnen mit Bezug auf Wien zu- oder abzureden, schon weil ich so ganz und gar nicht weiss, wie die Dinge hier mit meiner Lehrkanzel verlaufen werden. Es circulieren die unglaublichsten Namen und andererseits werden die wirklich ernst zunehmenden Kollegen wohl meist von den unglaublich elenden Raumverhältnissen abgeschreckt werden. Ich selbst muss täglich mehrmals vier Treppen hoch zwischen Dach und Keller hin- und herlaufen, und ausserdem verfüge ich nur über eine einzige Hilfskraft während Martin jetzt einen Status von 14 Leuten hat. Ich bin in diese ganze Misere allmählich hineingewachsen und kann sie gut und schlecht ertragen, aber jeder neue Mann würde es mit Spott und Hohn ablehnen unter solchen Zuständen hier eine Professur zu übernehmen. Natürlich würde ihm das Ministerium alles mögliche versprechen, aber immer nur mit der infamen Reservation vorbehaltlich der Genehmigung des Finanzministeriums und des Landtages, und das läuft in Wirklichkeit auf die reine Bauernfängerei hinaus. [...] Unter normalen Umständen hat der abgehende Professor selbstverständlich den grössten Einfluss bei der Wahl seines Nachfolgers, aber im letzten Jahr ist unsere Facultät um so viele ganz heterogene Elemente gewachsen, dass ihre Entscheidung ganz unberechenbar sind und ausserdem kann das Ministerium sich jederzeit von dem Ternovorschlag der Facultät ganz emancipieren und ihr ein beliebiges Protektionskind octroyieren an das wir anderen oft nicht einmal im Traume gedacht hätten. Es würde mich sehr freuen, wenn Sie sich hier einmal persönlich die Verhältnisse ansehen wollten.“³⁴³

Dem Tenor seines Briefes entsprechend konnte von Luschán dann auch zu seinen Lebzeiten keinen seiner beiden Wunschkandidaten auf universitärer Ebene durchsetzen. Diese gingen stattdessen andere Wege: Otto Reche folgte 1923 dem Ruf als Ordinarius für Anthropologie und Ethnographie an die Universität Wien und trat damit die Nachfolge des Lehrstuhles von Rudolf Pösch an.³⁴⁴ Eugen Fischer übernahm die Leitung des am 15. September 1927 eröffneten Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie in Berlin, womit das von ihm favorisierte Forschungsparadigma „Rasse“ eine neue Institution gefunden hatte.³⁴⁵ Erst ab dem Wintersemester 1927/28 wurde er dann auch als ordentlicher Professor für Anthropologie an der Friedrich-Wilhelms-Universität geführt.³⁴⁶ Von Luscháns Lehrstuhl hingegen verwaiste nach seinem Ausscheiden zunächst. Zwar wurde im Vorlesungsverzeichnis des Sommersemesters 1924 auf zwei Veranstaltungen der Anthropologie verwiesen; allerdings waren diese nun dem Bereich der Heilkunde und der Untersektion II

343 Nachlass von Luschán: Reche, Otto.

344 Taschwer, *Anthropologie*, S. 244ff. Siehe auch: Geisenhainer, *Rasse*, S. 106f.

345 Löscher, *Rasse*, S. 190ff.

346 Verzeichnis der Vorlesungen Berlin, Winter-Semester 1927/29, S. 78.

(Anatomie, Histologie, Entwicklungsgeschichte, Vergleichende Anatomie, Anthropologie, Allgemeine Biologie, Technik) zugeordnet. Dabei handelte es sich um die Veranstaltung „Anatomie und Geschichte der Menschenrassen in Europa“ von Prof. Hauschild sowie „Die Abstammung des Menschen“ von Prof. Rawitz.³⁴⁷ Diese Verweise wurden auch in der Folgezeit gegeben. Erst im Sommersemester 1927 wurde die Anthropologie wieder neben der durchgehend existenten Völkerkunde aufgeführt. So bot Dr. Weinert ein „Anthropologisches Praktikum“ an. Daneben fanden aber weiter die Veranstaltungen von Prof. Rawitz im Bereich der Heilkunde statt.³⁴⁸ Zeitgleich mit der Lehrstuhlbesetzung von Eugen Fischer ab dem Wintersemester 1927/28 wurden dann die anthropologischen Veranstaltungen im Bereich der Heilkunde durch weitere rassenkundliche Aspekte ergänzt. So unterrichtete Prof. Friedenthal „Anthropologie und Rassenkunde“, während Prof. Fischer Veranstaltungen mit Titeln wie „Die menschlichen Rassen (Anthropogeographie)“, „Anthropologische Technik“ sowie im Sommersemester 1928 „Anthropologie: Variationslehre, Sozialanthropologie“ und im Sommersemester 1929 „Anthropologie: Rassenlehre“ abhielt.³⁴⁹ Ab dem Sommersemester 1930 wurde dann jeweils eine Veranstaltung aufgeführt, die sowohl im Bereich der Völkerkunde als auch der Anthropologie angegeben wurde, wie beispielsweise: „Großes Praktikum für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik, Prof. Eugen Fischer mit Dr. Weinert und Dr. Freiherr von Verschuer“.³⁵⁰

An der thematischen Entwicklung von von Luschans Lehrveranstaltungen und anhand der Diskussion um seine Nachfolge zeigt sich, dass die beiden Disziplinen der Völkerkunde und der Anthropologie in einem Konkurrenzverhältnis standen, wobei sich von Luschans zunehmend zur Anthropologie orientierte. Diese Ausrichtung manifestierte sich auch in der Beförderung zum ordentlichen Professor für Anthropologie. Die geringen Einflussmöglichkeiten auf die Ernennung seines Nachfolgers verdeutlichen allerdings die noch ungesicherte Position der Anthropologie im universitären Kontext zu von Luschans Lebzeiten. Erst 1930 wurde die Anthropologie als eigenständiges Fach ins Vorlesungsverzeichnis aufgenommen. Gleichzeitig wurden Eugen Fischers anthropologische Veranstaltungen mit stark rassenkundlichen Aspekten auch im Bereich der Heilkunde angeboten und damit nun die medizinische und biologische Ausrichtung des Faches untermauert.

347 Ebd., Sommer-Semester 1924, S. 16f., 42.

348 Ebd., Sommer-Semester 1927, S. 17f., 44.

349 Ebd. Winter-Semester 1927/29, S. 19, 65; ebd. Sommer-Semester 1928, S. 18, 47f. und: ebd. Sommer-Semester 1929, S. 49.

350 Ebd. Sommer-Semester 1930, S. 23, 60.

Die Lehre von Thilenius

Bereits vor seinem Amtsantritt als Direktor des Völkerkundemuseums hielt Thilenius einige Vorträge in Hamburg. So schrieb er 1903 an die „Vorlesungs-Commission“, einer Art wissenschaftlicher Gemeinschaft zur Kompensation einer fehlenden Universität:

„Sehr geehrter Herr Senator! [...] Selbstverständlich bin ich gerne bereit Ihrem Wunsche zu entsprechen und eine Anzahl von Vorträgen aus meinem Spezialgebiet zu halten. Bezüglich des Themas haben sie die Liebenswürdigkeit mir Völkerkunde oder Anthropologie zur Auswahl zu lassen; ich würde es indessen begrüßen, wenn Sie mir eine Vereinigung beider Disziplinen gestatten, wie sie etwa die Soziologie bietet. Ich würde dadurch in der Lage sein an Stelle rein theoretischer und exotischer oder historischer Dinge eine Reihe von Fragen zu erörtern, welche unmittelbar zur Praxis in Beziehung stehen, soweit die Naturwissenschaft an der sozialen Frage Anteil hat. Darnach würde ich Ihre Zustimmung erbitten zu dem Thema ‚Naturgesichte der menschlichen Gesellschaft.‘“³⁵¹

Diese inhaltliche Verbindung von völkerkundlichen und anthropologischen Themen setzte er auch in zahlreichen weiteren Vorträgen in unterschiedlichen Institutionen, wie der Geographischen und Anthropologischen Gesellschaft,³⁵² aber auch in seinem eigenen Museum fort. So wurde im Jahrbuch von 1905 berichtet:

„An neun Freitagabenden, vom 20. Oktober ab, hielt der Direktor öffentliche Vorträge über Allgemeine Völkerkunde. In dem ersten wurde ein Überblick über die Gebiete der somatischen Anthropologie, der Ethnologie und Prähistorie gegeben, ihr Material und ihre Arbeitsweise besprochen. In dem zweiten und dritten Vorträge kamen die wichtigsten Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Betrachtung des Menschen, die Gruppierung der Rassen nach Kopfform, Körpergröße, Haut- und Haarbeschaffenheit zur Erörterung [...]“³⁵³

Zahlreiche Vorlesungen und Übungen bot Thilenius auch im 1908 gegründeten und dem Hamburg Senat unterstehenden „Hamburger Kolonialinstitut“ an.³⁵⁴ In diesem waren etablierte Einrichtungen wie das Na-

351 STA HH: Hochschulwesen Dozenten- und Personalakten II 452: Vorlesungen von Thilenius, Georg, Brief vom 20. Juli 1903.

352 Siehe: Jahrbuch Hamburg 1905, S. 240f. Siehe auch: VKM HH: D3.125 Geplante Vorträge.

353 Jahrbuch Hamburg 1905, S. 241.

354 Schupp, Vom „Nutzungswert“, S. 107. Siehe dazu: Jahrbuch Hamburg 1907, S. 15ff.; Jahrbuch Hamburg 1908, S. 3; Jahrbuch Hamburg 1909, S. 8ff.; Jahrbuch Hamburg 1910, S. 7ff.; Jahrbuch Hamburg 1911, S.

turhistorische Museum, die Sternwarte, das Mineralogisch-Geologische Institut und auch das Museum für Völkerkunde in einem Verbund zusammengeschlossen worden.³⁵⁵ Ziel des „Kolonialinstituts“, das durch das Reichskolonialamt wohlwollend unterstützt wurde,³⁵⁶ war die Vermittlung einer „kolonialen Allgemeinbildung“ sowie praxisbezogener „Spezialkenntnisse“, um „dem Europäer den Aufenthalt in den Tropen möglichst erträglich zu machen“ und die „Dienstperioden“ zu verlängern.³⁵⁷ Die Teilnehmerzahlen lagen bei fast allen Unterrichtsveranstaltungen von Thilenius bei ca. 20 bis 40 „Hörern und Hospitanten“. Lediglich bei einer Veranstaltung von ihm im Sommersemester 1915, „Völkerkunde der deutschen Kolonien in Afrika“, gab es, vermutlich kriegsbedingt nur einen Hörer.³⁵⁸ Den Titeln zufolge hielt Thilenius’ zahlreiche Lehrveranstaltungen einführenden Charakters, wie „Die Eingeborenen der deutschen Kolonie“ im Wintersemester 1908/09, „Völkerkunde der deutschen Kolonien (Afrika)“, „Einführung in die Völkerkunde“, „Ethnographisches Kolloquium und Anleitung zum Sammeln ethnographischen Materials“ im Sommersemester 1913 oder „Völkerkunde der deutschen Kolonien in Afrika“ und „Einführung in die Völkerkunde“ im Sommersemester 1914.³⁵⁹

Über die inhaltliche Ausgestaltung seines Unterrichts gibt es nur wenige Hinweise, z.B. einen Bericht über eine Veranstaltung im Wintersemester 1908/1909. Dort hieß es:

„Professor Dr. Thilenius: Völkerkunde. Im Wintersemester wurde die Allgemeine Völkerkunde einstündig vorgetragen. Auf einen kurzen Überblick über

53f.; Jahrbuch Hamburg 1912, S. 13ff., Jahrbuch Hamburg 1913, S. 5ff.; Jahrbuch Hamburg 1914, S. 20ff.; Jahrbuch Hamburg 1915, S. 20.; Jahrbuch Hamburg 1916, S. 6ff.

355 Jahrbuch Hamburg 1909, S. 6. Das Hamburger Kolonialinstitut entstand aus den bereits 1907 etablierten „Wissenschaftlichen Anstalten“. Sowohl die „Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung“ als auch das Kolonialinstitut waren damit wichtige Vorläufer für die Etablierung der Hamburger Universität, wobei die Aufgabe der Stiftung primär die Anwerbung von Dozenten und die finanzielle Unterstützung von Forschungsreisen war.

356 Jahrbuch 1910, S. 9. Zum Leben des Staatssekretärs Bernhard Dernburgs siehe u.a.: Schiefel, Bernhard Dernburg.

357 Jahrbuch Hamburg 1909, S. 18f. Zum Hamburger Kolonialinstitut siehe auch: Gothsch, Die deutsche Völkerkunde, S. 244f.

358 Jahrbuch Hamburg 1915, S. 20. Ab dem Wintersemester 1915/16 bis zum Wintersemester 1916/17 war Thilenius dann nicht mehr in der Übersicht der Veranstaltungen des Kolonialinstituts aufgeführt. Siehe: Jahrbuch Hamburg 1915 und Jahrbuch Hamburg 1916. Für die Zeit danach liegen keine Angaben vor.

359 Jahrbuch Hamburg 1909, S. 25f.; Jahrbuch Hamburg 1913, S. 33ff.; Jahrbuch Hamburg 1914, S. 25.

die Menschrassen und ihre wichtigsten Merkmale folgte die eingehende Behandlung der Rassenbiologie einschließlich der Fragen der Anpassung an die Umwelt, der Vermischung, Inzucht und Akklimatisation. In den nächsten Stunden wurde die Anschauungs- und Denkweise der Naturvölker dargestellt unter besonderer Betonung des Gegensatzes zu der Denkweise der Kulturvölker. Ausführlich wurden endlich die Gesellschaftslehre und im Zusammenhang damit die Anfänge der Religion vorgetragen.“³⁶⁰

Im Wintersemester 1909/10 hielt Thilenius eine fast identische Veranstaltung mit dem Titel „Allgemeine Völkerkunde“,³⁶¹ wozu 38 Hörer und 4 Hospitanten angemeldet waren.³⁶² Auch über die inhaltliche Ausgestaltung einer Veranstaltung von ihm im Sommersemester 1911 liegen nähere Angaben vor. So heißt es: „Behandelt wurden: 1. besonders eingehend die Biologie der Naturvölker (Variabilität, Vererbung, Einfluß der Umwelt, Wanderung, Inzucht, Vermischung, Akklimatisation usw.); 2. Psychologie der Naturvölker; 3. Gesellschaft und Wirtschaft; 4. wurde zum Schluß ganz kurz die materielle und geistige Kultur dargestellt.“³⁶³ Die propagierte Praxisbezogenheit der Veranstaltungen des Kolonialinstituts und sein allgemeinbildender Charakter zeigte sich unter anderem in einem kurzen Bericht über eine weitere Veranstaltung von Thilenius im Sommersemester 1910, indem er seinen Unterricht offensichtlich auf die Bedürfnisse und den Kenntnisstand seiner Schüler zuschnitt: „Im Sommersemester wurde die Ethnographie der Afrikaner behandelt, da Hörer, die sich für Ozeanien interessierten, fehlten.“ Und:

„Bei der Zahl der angemeldeten Hörer und ihren verschiedenen Interessen wurde das Kolloquium geteilt. In dem für Beamte und freie Hörer bestimmten Kolloquium wurde zunächst den Teilnehmern eine Anleitung zum Beobachten und Sammeln gegeben und besprochen. Daran schloß sich die Vorlage ausgewählter Sammlungsstücke, die von den Teilnehmern erläutert wurden. Im zweiten Abschnitt des Kolloquiums berichteten die Teilnehmer über einzelne Werke, die besprochen wurden. Es kam darauf an, daß die Berichterstatter und die Hörer die Schwierigkeit der Erlangung einwandfreien Materials, die möglichen Fehlerquellen der Beobachtung, die durch die Berufe der einzelnen ethnographisch nicht vorgebildeten Verfasser bedingten Einseitigkeiten und Voreingenommenheiten kennen lernten. Für die dem Kolonialinstitut überwiesenen Sanitätsoffiziere und Zivilärzte wurde ein besonderes Kolloquium einge-

360 Jahrbuch Hamburg 1909, S. 36f.

361 Jahrbuch Hamburg 1910, S. 50ff.

362 Ebd., S. 86f.

363 Jahrbuch Hamburg 1911, S. 196.

richtet, das auf ihre naturwissenschaftliche Vorbildung und ihre speziellen Aufgaben in den Kolonien Rücksicht nahm.“³⁶⁴

Auch im Wintersemester 1911/12 hielt Thilenius seine Vorlesung „Allgemeine Völkerkunde“, zu der jetzt 30 Hörer und 6 Hospitanten erschienen.³⁶⁵ Ein anderer von ihm angekündigter Unterricht, nämlich ein „Ethnologisches Kolloquium. 1. Anthropologisches Kolloquium. 2. Anthropometrisches Praktikum“³⁶⁶ musste entfallen, wobei Gründe dafür allerdings nicht genannt wurden.³⁶⁷

Neben Thilenius boten auch einzelne Angestellte von ihm Veranstaltungen im Hamburger Kolonialinstitut an: So offerierte Otto Reche, der seit dem 1. Juli 1906 als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter im Hamburger Völkerkundemuseum beschäftigt war und darüber hinaus ab 1907 die Leitung der anthropologischen Abteilung des Museums übernahm, im Wintersemester 1907/08 ein „Anthropometrisches Praktikum“. Dazu hieß es:

„Anleitung zur Untersuchung der Menschenrassen mit Übungen am Lebenden. Wiederholung der wichtigsten anatomischen Tatsachen und Demonstrierung der in der Anthropometrie gebräuchlichen Instrumente. Besprechung und Übung der am Schädel und Skelett zu nehmenden Maße. Messungen am Lebenden. Wöchentlich einstündig durchs Semester, im ganzen 14 mal.“³⁶⁸

Laut der angefügten Statistik besuchten allerdings nur acht Personen diese Veranstaltung.³⁶⁹ Auch ein wissenschaftlicher Mitarbeiter des

364 Ebd.

365 Ebd., S. 53.

366 Jahrbuch Hamburg 1910, S. 56.

367 Im Jahrbuch von 1909, S. 54ff., findet sich auch eine kurze Abhandlung über die Prüfungsthemen für die Diplomprüfung. Danach prüfte Thilenius über die „Hottentotten“, die „Bastards und die Frage der Mischehen in Deutsch-Südwestafrika“ und die „Ovambo“. Zu den Bedingungen für die Zulassung: Demnach durften Abiturienten, seminaristisch gebildete Lehrer mit der zweiten Staatsprüfung sowie Kaufleute, Landwirte, Industrielle und andere Personen, die zum einjährigen freiwilligen Dienst berechtigt waren oder eine dreijährige Berufstätigkeit hinter sich hatten, die Veranstaltungen besuchen. Ferner Ausländer auf Beschluss des Professorenrates. Laut Statistik waren die Hörer (1908/09: 25; 1909: 23) vor allem Handwerker (1908/09: 11; 1909: 8) und Richter, Rechtsanwälte, Assessoren, Referendare (1908/09: 5; 1909: 7). Die Hospitanten zählten 1908/09: 45 und 1909: 84.

368 Jahrbuch Hamburg 1907, S. 82.

369 Ebd., S. 83. Bei den acht Personen handelte es sich um sieben männliche und eine weibliche Person. Davon waren einer Arzt, einer Zahnarzt, vier Volksschullehrer, einer Architekt und Ingenieur, eine „verschiedene weibliche Berufe“. – Reche schrieb in dieser Zeit übrigens auch seine

Hamburger Völkerkundemuseums, Paul Hambruch, hielt beispielsweise im Wintersemester 1908/09 eine Vorlesung über die „Naturgeschichte der Kulturrasse, mit Lichtbildern. Wöchentlich einstündig, im ganzen siebenmal.“ Die einzelnen Unterrichtsstunden hatten dabei folgende Themen:

„1) Begriff und Entwicklung der Kulturrasse. 2) Gliederung der Kulturrasse. Nationalität, Siedelungsverhältnisse, Seßhaftigkeit, Familien, Beruf. 3) Triebkräfte und Grenzen der Bevölkerungsbewegung. 4) Die Volkskrankheiten (Syphilis, Tuberkulose, Alkoholismus). 5) Vererbung und Degeneration. 6) Kriminalanthropologie. 7) Sozialismus und Frauenfrage.“³⁷⁰

Seine Vorlesung besuchten immerhin 184 Personen – was aber evtl. auch an der Verwendung der „Lichtbilder“ lag.³⁷¹

Nach seiner Berufung zum ordentlichen Professor im Jahr 1920 unterrichtete Thilenius auch an der Hamburger Universität.³⁷² Exakte Angaben, die auf die Vorlesungsverzeichnisse zurückgehen, liegen allerdings erst für die Zeit ab 1930 vor.³⁷³ Aus einem Brief von Thilenius an einen Teilnehmer seiner Veranstaltungen geht jedoch hervor, dass er vermutlich in den 1920er Jahren, sicherlich aber 1927 auch Veranstaltungen zur Rassenkunde gegeben hat. So schrieb er:

„Auf Ihre gefl. Anfrage vom 13. ds. Mts. muss ich Ihnen mitteilen, dass ich Ihnen eine Teilnahme an den Uebungen zur rassenkundlichen Methodik nur empfehlen könnte, wenn Sie in die allgemeine Rassenkunde schon gut eingeführt sind und Erblickslehre beherrschen. Die Uebungen allein, ohne die Vorlesungen zu nehmen, hat keinen Zweck, höchstens umgekehrt. Die rassenkundlichen Beobachtungen am Lebenden lese ich ausschliesslich für Medizi-

ersten anthropologischen Beiträge, insbesondere über die Entwicklung des „Nasenindex“. Ab dem 1. Mai 1908 wurde er von seiner Arbeit im Museum beurlaubt und nahm an der Südsee-Expedition teil. Geisenhainer, Rasse, S. 59.

370 Davon waren 60 weiblich und 124 männlich. Vor allem Kaufleute (50 Personen), Lehrerinnen (15 Personen) und Bureaubeamte (11 Personen) besuchten diesen Unterricht. Siehe Jahrbuch Hamburg, 1908, S. 76.

371 Jahrbuch Hamburg 1908, S. 77.

372 In einem Brief vom 23. Februar 1925 beantragte Thilenius die Einrichtung einer außerordentlichen Professur für Völkerkunde, um „Vorlesungen über sachliche Einzelgebiete“ abzudecken. Diese wurde dann am 3. Juli 1925 vom Dekan der Philosophischen Fakultät der Hamburgischen Universität bewilligt. Siehe dazu: STA HH: 361-5 I Hochschulwesen Ai 3/25, Bl. 1ff.

373 Für die Zeit vom Sommersemester 1920 bis zum Wintersemester 1929 lagen für diese Arbeit nur die Kurzfassungen der Vorlesungsverzeichnisse vor, in denen die Veranstaltungen von Thilenius nicht erwähnt sind.

ner, die sich bereits mit Rassenkunde beschäftigt haben; in allen anderen Fällen rate ich dringend ab, sich damit zu befassen, da dann eine Verwendung der rassenkundlichen Technik in der Praxis doch nicht möglich ist.“³⁷⁴

Für die Zeit ab 1930 ergab sich eine (den Titeln der Veranstaltungen folgend) thematische Trennung, die in den kommenden Jahren unverändert blieb. So unterrichtete Thilenius entsprechend der Ausrichtung seines Lehrstuhles völkerkundliche Veranstaltungen, während Walter Scheidt, als außerordentlicher Professor für Rassen- und Kulturbio­logie kulturbio­logische und rassenkundliche Veranstaltungen anbot. Beispielhaft sei hier das Sommersemester 1932 genannt, indem Thilenius eine Vorlesung zum Thema „Allgemeine Völkerkunde“, ein „Kolloquium über Probleme der allgemeinen Völkerkunde“ sowie „Völkerkundliche Übungen (für Fortgeschrittene)“ offerierte und zusammen mit Hambruch, von Richthofen und Scheidt die „Leitung wissenschaftlicher Arbeiten“ übernahm. In dieser Zeit übernahm Scheidt alleine die Einführung in folgende Themen: „Allgemeine Rassen- und Kulturbio­logie“, „Die rassischen Verhältnisse in Nordeuropa und in Deutschland“, „Das systematisch-bibliographische Praktikum zur Rassen- und Kulturbio­logie“ sowie die „Anleitung zur Aufstellung eines Familienbiogramms“.³⁷⁵ Allerdings liegen keine Angaben über die inhaltliche Ausgestaltung des Unterrichts vor, so dass die Frage offen bleiben muss, ob Thilenius in seinen völkerkundlichen Veranstaltungen, wie zuvor in seinem Angebot im Kolonialinstitut, rassenbiologische Themen mitbehandelte.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Thilenius entgegen seinen theoretischen Äußerungen, in denen er erst in den 1920er Jahren eine Verbindung der Völkerkunde mit der Anthropologie als sinnvoll deklarierte, in der Praxis ab der Jahrhundertwende eine entsprechende inhaltliche Verbindung suchte. Dies zeigte sich in Vorträgen und Veranstaltungszyklen im Museum sowie im Kolonialinstitut. Zwar hatten seine völkerkundlichen Veranstaltungen im Kolonialinstitut auch einen relativ starken rassen-anthropologischen Einschlag – ob dies allerdings für seine offerierten Veranstaltungen an der Universität ebenso gilt, kann hier nur vermutet, aber nicht eindeutig geklärt werden. Explizit (rassen-) anthropologische Veranstaltungen boten jedoch, vermutlich mehr oder weniger mit Thilenius abgestimmt, Otto Reche im Kolonialinstitut sowie Walter Scheidt an der Universität an. Offensichtlich bevorzugte es Thi-

374 VKM HH: D3.151 Vorlesungen und Führungen, Allgemeines. Brief von Thilenius an Dr. Albrecht (Erziehungswissenschaftliches Seminar) vom 14. Mai 1927.

375 Hamburger Universität, Verzeichnis der Vorlesungen, Hamburg 1932, S. 80ff.

lenius, anthropologische Fragestellungen und Lehrveranstaltungen zwar nicht selber aktiv durchzuführen, aber gleichzeitig passiv zu dulden.

3.4 Die anthropologischen Forschungen

Im Folgenden sollen von Luschans und Thilenius' anthropologische Aktivitäten, d.h. ihre methodischen Überlegungen sowie ihre praktischen Untersuchungen analysiert werden, die zum Großteil mit der finanziellen und personellen Unterstützung, zumindest aber mit der Duldung ihrer jeweiligen Völkerkundemuseen durchgeführt wurden. Zunächst sollen allerdings die Vorläufer dieser anthropologischen Forschungen kurz vorgestellt werden, um den historischen Rahmen der Analyse aufzuzeigen.

Die Entwicklung der anthropologischen Forschung

Nachdem sich bereits in der Aufklärung die „Verschränkung von Natur und Kultur“ offenbart hatte, wurde im Zuge der Formierung des Bürgertums im 19. Jahrhundert auch der Körper als Distinktionsmerkmal herangezogen.³⁷⁶ Dieser wurde nicht mehr als „universal“ oder „kulturneutral“ empfunden, sondern wurde zum Parameter für die wissenschaftliche Feststellung der Über- bzw. Unterlegenheit.³⁷⁷ Damit stand dem „gesunden, kultivierten und zivilisierten Bürger“ unvermutet der „kranke, primitive und bestialische Verbrecher“ gegenüber.³⁷⁸ Dementsprechend waren physiologische Untersuchungen von toten Körpern im 19. Jahrhundert nicht ungewöhnlich. Schädel und insbesondere Gehirne waren vielmehr beliebte Sammelobjekte vor allem der zeitgenössischen Anatomen, die sich von deren Untersuchung Rückschlüsse über das Zusammenspiel von Psyche und Physis erhofften.³⁷⁹ Sie dienten darüber hinaus der Implementierung von Hierarchien: zwischen männlich und weiblich, zwischen gesund und krank, zwischen europäischen und nicht-europäischen Körpern.³⁸⁰ Nicht selten wurden die Zahlen der Messun-

376 Michael Hagner, Monstrositäten haben eine Geschichte, in: ders. (Hg.) *Der falsche Körper. Beiträge zu einer Geschichte der Monstrositäten*, Göttingen 1995, S. 17f.

377 Ebd.

378 Ebd. Zum „Kriminellen“, der als „minderwertig“ eingestuft wurde, siehe: Becker, *Von der Biographie*, S. 335-375.

379 Michael Hagner, „Kluge Köpfe und geniale Gehirne. Zur Anthropologie des Wissenschaftlers im 19. Jahrhundert“, in: Jürgen Schlumbohm/Hans Erich Bödeker/Peter Reill (Hg.), *Wissenschaft als kulturelle Praxis*, Göttingen 1999, S. 311f.

380 Ebd., S. 312f.

gen zur Fundamentierung von A-priori-Meinungen genutzt und entsprechende Abweichungen weginterpretiert.³⁸¹ Dabei entsprach es der allgemeinen Lehrmeinung des späten 18. Jahrhunderts, nach der die Menschheit von ihren Rändern her untersucht werden sollte, dass vor allem „Genies“, „Verbrecher“ und „Nicht-Europäer“ ins Zentrum des Interesses rückten.³⁸² Faktisch und im Gegensatz zu den Untersuchungen an Kriminellen und Nicht-Europäern bestanden allerdings gegenüber dem Sezieren von bedeutenden Persönlichkeiten zahlreiche gesellschaftliche Vorbehalte, so dass diese Gruppe bei den Forschungen unterrepräsentiert blieb.³⁸³ Neben der Untersuchung von Gehirnen war im 19. Jahrhundert auch die Klassifikation anhand von Haaren sehr beliebt. Mittels letztgenannter Methode hatte bereits Darwin in seiner Monographie „Die Abstammung des Menschen“ versucht, den Nachweis einer Verwandtschaft von Affen und Menschen zu erbringen.³⁸⁴ Weitere Wissenschaftler hofften, durch Haaruntersuchungen „sozial erwünschte Hierarchisierungen und Wertungen physisch“ legitimieren zu können.³⁸⁵ Sogenannte „Wollhaarige“ wurden daher, mit Blick auf afrikanische „Stämme“, mit einer niedrigeren „Menschenrasse“ identifiziert.³⁸⁶ Um allgemeingültige Aussagen machen zu können, strebten Wissenschaftler am Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend Gruppenuntersuchungen an, womit zugleich die konkrete Etablierung der anthropologischen Forschung einsetzte – eine Praxis zur Fundamentierung von Differenz.

Als eine der ersten, systematisch durchgeführten anthropologischen Untersuchungen, die zugleich eine Erforschung an der „eigenen Nation“ war, kann die sogenannte „Schulstatistik“ von Rudolf Virchow interpretiert werden. Dabei handelte es sich um eine bereits in den 1870er Jahren von ihm und der Anthropologischen Gesellschaft initiierte Massenuntersuchung, an der alle staatlichen und zahlreiche private Schulen des Deutschen Reiches teilnehmen sollten. Zur Feststellung von „rassischen Typen“ waren bei 6,76 Millionen Schulkindern die Haut-, Augen- und Haarfarbe zu bestimmen.³⁸⁷ Die Untersuchung fand tatsächlich in dem geplanten Umfang statt, nur die Stadt Hamburg wertete sie als Eingriff

381 Gould, *Der falsch vermessene Mensch*, S. 80ff.

382 Hagner, „Kluge Köpfe“, S. 311f.

383 Ebd., S. 329.

384 Hagner, *Mikro-Anthropologie*, S. 266.

385 Ebd., S. 266.

386 Ebd.

387 Zimmerman, *Anthropology*, S. 135ff.; siehe auch Massin, *From Virchow*, S. 90. Siehe dazu u.a.: Goschler, *Rudolf Virchow*, S. 336ff. Sowie: Andrew Zimmerman, *Anti-Semitism as Skill: Rudolf Virchow's Schulstatistik and the Racial Composition of Germany*, in: *Central European History* 32, Nr. 4, 1999, S. 409-29.

in die persönliche Freiheit und lehnte daher für ihre Kinder eine Teilnahme ab.³⁸⁸ Dennoch diente die Reihenuntersuchung als Vorbild für ähnliche, aber kleinere Untersuchungen in England, Österreich, Belgien, Amerika etc.³⁸⁹ Da es unmöglich war, nur ausgebildete Anthropologen die Messungen durchführen zu lassen, war die Untersuchung so angelegt, dass auch Lehrer sie durchführen konnten. Ein von Virchow und anderen Anthropologen verfasstes Erklärungsschreiben an die Lehrer erläuterte die Ausgangsfragen der Untersuchung, nämlich

„[...] die jüngst von der anthropologischen Forschung diskutierte These zu klären, dass die Europäer nicht, wie bislang angenommen, alle von einem ‚asiatischen und eingewanderten Urvolk‘ abstammten, sondern dass, mehrere ältere Bevölkerungen existiert‘ hätten, welche nicht von den arisch-indogermanischen Einwanderern verdrängt worden seien, sondern sich mit ihnen vermischt und so eine weitere Hauptquelle, der neuen ‚Bevölkerung‘ gebildet hätten. Inwiefern sich in dieser neuen ‚Mischrasse‘ noch die älteren Typen wiederfinden ließen, sei die Hauptfrage der Untersuchung [...]“³⁹⁰

Dazu wurden die Schüler nach ihrer Augenfarbe hin in einer Reihe aufgestellt und ihre Daten dann erfasst. Da Virchow der Auffassung war, dass Juden zu einer eigenen Nation gehörten, wurden ihre Daten von den

388 Gegner der Untersuchungen gab es auch in Süddeutschland, da man die Ergebnisse nicht an Preußen weitergeben wollte. In Preußen regte sich ebenfalls Widerstand, da man die Untersuchung als Teil des „Kulturkampfes“ sah. Geulen, Blonde, S. 155f.

389 Ebd., S. 152. Franz Boas, der als ein wichtiger Gründungsvater der amerikanischen Anthropologie gilt, führte beispielsweise von 1908 bis 1910 eine anthropometrische Untersuchung durch, bei der er im Auftrag der amerikanischen Einwanderungsbehörde die Körpermaße verschiedener Einwanderer mit denen ihrer Kinder ins Verhältnis setzte. Zu Boas Arbeit siehe auch: Ira Jacknis, Franz Boas and Exhibits: On the Limitations of the Museum Method of Anthropology, in: George W. Stocking Jr. (Hg.), *Objects and Others: Essays on Museums and Material Culture*, Madison 1985, S. 75-111; Virginia Yans-McLaughlin, *Science, Democracy, and Ethics. Mobilizing Culture and Personality for World War II*, in: George W. Stocking Jr. (Hg.), *Malinowski, Rivres, Benedict and others. Essays on Culture and Personality*, Wisconsin 1986; Matti Bunzl, Franz Boas and the Humboldtian tradition. From Volksgeist and Nationalcharakter to an Anthropological Concept of Culture, in: George W. Stocking (Hg.), *Volksgeist as Method and Ethic: Essays on Boasian Ethnography and the German Anthropological Tradition*, Madison, Wisc. 1996, S. 17-78, Kaufmann, „Rasse und Kultur“, S. 309-327; George W. Jr. Stocking, *Anthropology as Kulturkampf. Science and Politics in the Career of Franz Boas*, in: ders. (Hg.), *The Ethnographer's Magic and other Essays in the History of Anthropology*, Wisconsin 1992, S. 92-113.

390 Geulen, Blonde, S. 155.

anderen erhobenen Angaben abgetrennt und extra bewertet. Während zu Beginn der Untersuchung die Rolle der Juden eher nebensächlich war, wurde sie während ihres Verlaufes zunehmend bedeutender.³⁹¹ Die Ergebnisse der Statistik, die auch in den Tageszeitungen umfassend besprochen wurden, waren nach Virchow, dass Tschechen, Wallonen, Slawen, Franken und auch Juden einen überwiegend brünetten, die Deutschen hingegen einen überwiegend blonden „rassischen Typen“ repräsentierten. Der „blonde Typ“ wurde dabei als der dominante, der „brünette Typ“ als der Nebentypus definiert.³⁹² Allerdings sah Virchow die Prämisse der Untersuchung, nach der eine ursprünglich einheitliche germanische „Rasse“ existiert hatte, am Ende der Forschung als widerlegt an, so dass das gesamte Konzept der „Rasse“ für ihn an Überzeugungskraft verloren hatte – und seine „Rassentheorie“ damit generell „zuletzt in eine Grundlagenkrise der deutschen physischen Anthropologie einmündete“.³⁹³

Wie Andrew Zimmerman sehr zutreffend argumentiert, lehrte Virchows „Schulstatistik“ die Gruppe der Juden als different wahrzunehmen. Zwar hätte Virchow bereits vor dem Beginn der Forschung eingeräumt, dass die Kategorien der „Rasse“ und der Staatsangehörigkeit nicht vermischt werden sollten. Außerdem sei Virchow selbst als ein vehementer Gegner eines politischen Antisemitismus zu verstehen. Dennoch müsse festgestellt werden, dass durch die genannte Untersuchung die Kategorien der Wissenschaft sowie deren Potentiale in Bezug auf die Öffentlichkeit neu ausgelotet worden wären.³⁹⁴ Allerdings wäre laut Zimmerman durch diesen Vorgang nicht nur eine Verbindung zwischen dem Körper und der Nationalität hergestellt, sondern auch der „eigene Körper“ als Forschungsobjekt eingeführt worden. Wären anthropologische Vermessungen in den Kolonialgebieten bereits etabliert gewesen, so hätten Körpervermessung im nationalen Raum in diesem Umfang bislang nicht stattgefunden. Oder anders formuliert: Mit Virchows Schuluntersuchung wäre die Grenze zwischen dem „fremden“ und dem „eigenen“ Körper, die bislang die anthropologischen Vermessungen fundamentiert hätte, erstmals öffentlichkeitswirksam aufgehoben worden. Christian Geulen stellt zudem fest, dass Virchow mit seiner Untersuchung Teile des „Rassen“-Diskurses des späten 19. Jahrhunderts, wie z.B. die Annahme von einem „rassischen Ursprung der Nationen“, von differenzierbaren „Rassenunterschieden“ etc. rationalisiert und legiti-

391 Zimmerman, *Anthropology*, S. 137.

392 Ebd., S. 144.

393 Goschler, Rudolf Virchow, S. 344.

394 Zimmerman, *Anthropology*, S. 146; ders., *Ethnologie*, S. 205f. Siehe auch Geulen, *Blonde bevorzugt*.

miert hätte.³⁹⁵ Dabei hätte er die Kategorie „Rasse“ nicht nur als einen rein biologischen, sondern vielmehr als einen historisch-politischen Begriff verwendet:³⁹⁶

„Virchows ‚Biologismus‘ bestand nicht darin, alle kulturellen und sozialen Verhältnisse zu missachten und nur das Biologische gelten zu lassen, um aus ihm politische Konzepte abzuleiten, sondern in dem groß angelegten Versuch, die soziale Wirklichkeit mit der biologischen zu vereinen, mit der Rassenkategorie einen Begriff für gesellschaftliche Verhältnisse zu entwickeln, der den rationalen Standards der mechanischen Naturlehre entsprach.“

Mit der Identifizierung der zwei großen „Rasse“-Typen „blond“ und „brünett“ „konstituierte Virchow einen gleichsam ‚kulturell erweiterten Rassenbegriff‘, dessen ideologische Funktion der Rationalisierung rassistischer Hierarchien und Dominanzvorstellungen ihm vielleicht nicht bewusst war, aus heutiger Sicht aber unübersehbar erscheint“.³⁹⁷

Von Luschans anthropologische Forschung

Von Luschans hat während seines Berufslebens unzählige Körpervermessungen verschiedenster Art durchgeführt, außerdem zahlreiche Aufnahmen bzw. Bestandteile lebendiger und toter Menschen(leiber) gesammelt. Während er aber zunächst fast ausschließlich „koloniale Körper“, also Angehörige von Völkern aus den Kolonialgebieten als Forschungsobjekte relevant fand, änderte sich dies während des Krieges. Allmählich und beiläufig avancierten auch „Europäer“ zu anthropologischen Untersuchungsobjekten. Diese Entwicklung soll im Folgenden beginnend mit einer Darstellung seiner methodischen Ansätze kurz dargelegt werden.

Methodische Ansätze

Von Luschans gerierte sich in Bezug auf die anthropologischen Messmethoden der Anthropologie als Kompetenz. Dies zeigt sich beispielsweise 1906 in einem Brief von ihm an Karl Weule, in dem er diesem die Ausleihe von anthropologischen Messinstrumente durch das Berliner Völkerkundemuseum zusagte, allerdings darauf verwies, dass Vermessungen eine komplizierte Sache seien.³⁹⁸ Eine ähnliche Bedarfsanmeldung

395 Geulen, Blonde, S. 162.

396 Ebd.

397 Ebd.

398 SMB-PK, EM, Erwerbung ethnologischer Gegenstände aus Afrika 1906 IB 36 Afrika, E 578/1906.

seitens des Zoologischen Museums von 1910 beantwortete von Luschan mit Instruktionen über die Messinstrumente und dem Hinweis, dass Messungen nur von geschultem Personal durchgeführt werden könnten.³⁹⁹ Auch an seiner Kritik an den Vermessungen von Gustav Koeze, dem er die Untersuchungen von Absonderlichkeiten sowie Messfehler vorwarf, wird deutlich, wie von Luschan sich selbst fachlich einschätzte.⁴⁰⁰ In diesem Sinne wurde im Berliner Völkerkundemuseum auch Unterricht in den anthropologischen Messmethoden angeboten.⁴⁰¹ Messungen an Lebenden stufte von Luschan als ungenau ein und nannte sie ein „unvollkommenes Surrogat für die Messung von Schädeln und Skeletten“. Doch in bestimmten Fällen, könne man auch damit vorlieb nehmen:

„[...] das anatomische Material aus unseren Schutzgebieten ist bisher noch so überaus spärlich, dass keine Gelegenheit versäumt werden darf, es durch Untersuchung Lebender zu ergänzen. Wenn wir erst einmal einige hundert Körpermessungen aus unseren Kolonien haben werden, können wir das Eintreffen von Schädeln und Skeletten mit viel mehr Ruhe erwarten und schliesslich auch mit einer geringeren Anzahl von solchen vorlieb nehmen.“⁴⁰²

Aufgrund unvermeidlicher Fehlerquotienten setzte sich von Luschan für die Vereinheitlichung der Messmethoden auf nationaler und internationaler Ebene ein.⁴⁰³ Er selbst entwarf dazu Hautfarbentafeln, die er dann auch unumwunden anpries.⁴⁰⁴ Zudem plädierte er z.B. für die Verwendung eines vom Berliner Museum herausgegebenen Fragebogens, in dem Fragen nach der Hautfarbe, der Form der Augen, dem Haar, der Nase, den Zähnen etc. gestellt wurden.⁴⁰⁵ Wie bereits erwähnt, verwies er auch darauf, dass repräsentative Ergebnisse, z.B. bei der Erforschung

399 SMB-PK, EM, Verschiedene Angelegenheiten 1910 IIIc Vol. 16 1/MV 710, 1123/1910.

400 Gustav A. Koeze/Johannes Diedrich/Eduard Schmeltz, *Cranica Ethnica Philippinica*. Zur Abwehr einer Besprechung des Werkes im „Anthropologischen Zentralblatt“, 1905, durch Prof. F. von Luschan, Leiden 1906, S. 8.

401 Von Luschan, *Beiträge* 1897, S. 8.

402 Von Luschan, *Cranica* 1906, S. 9.

403 Ebd., S. 6. An anderer Stelle räumte er jedoch ein, dass international einheitliche Messmethoden wohl eine Utopie seien. Siehe dazu: von Luschan, Baessler, S. 254.

404 Felix von Luschan, Über Hautfarbentafeln, in: *Zeitschrift für Ethnologie* 48 (1916), S. 402-406.

405 Von Luschan, *Beiträge* 1897, S. 6; von Luschan, *Ziele und Wege der Völkerkunde* 1902, S. 163f.

von Schädelserien nur gegeben seien, wenn mehr als hundert Schädel für die Untersuchung vorliegen würden.⁴⁰⁶

Forschung an Körpern von „Anderen“

Wenn man die Zeugnisse von von Luschan's Körpermessungen ansieht, fällt zweierlei auf: zum einen mit welcher Beharrlichkeit er diese durchführte bzw. durchführen ließ, zum anderen, wie stark er sich um eine Systematisierung der erhobenen Daten bemühte. Dabei hatte letztere das Ziel, die Ergebnisse einerseits (international) vergleichbar zu machen, andererseits eine Distanz zu den zu beschreibenden Objekten herzustellen; sowohl Komparabilität als auch Objektivität waren für ihn nämlich Voraussetzungen, um die Wissenschaft der Anthropologie zu etablieren und zu fundamentieren. Zusätzlich sollte die systematische Erforschung auch der Emanzipation von den früheren Reiseberichten aus der Bastian-Ära dienen, in denen die anderen „Kulturen“ vielfach eher impressionistisch beschrieben wurden. Bemerkenswert ist jedoch, dass die so umfassend erhobenen Daten selten unmittelbar ausgewertet wurden. Auf dieses Phänomen wird später noch eingegangen werden.

Einige Beispiele für von ihm bzw. in seinem Auftrag durchgeführte Körpermessungen sollen hier kurz aufgeführt werden: So hatte von Luschan bereits während seiner Zeit in der österreichischen Armee 1878 bis 1879 bei der Besetzung Bosniens Messungen vollführt und dabei auch erste ethnographische Sammlungen angelegt.⁴⁰⁷ Regelmäßig wurden von ihm dann in Hagenbecks Völkerschauen oder in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte exponierte Menschengruppen metrisch klassifiziert. Anlässlich der Kolonial-Ausstellung in Berlin-Treptow von 1896 vermaß er nicht nur die Körper

406 Von Luschan, *Völker, Rassen* 1927, S. 368. Auf eine Schwierigkeiten beim Sammeln von Schädeln ging auch Arthur Baessler ein: „Leider haben aber die Leute, die Schädel sammelten, um sie mit Nutzen wieder zu verkaufen, sich nicht gescheut alle irgendwie leicht zu erlangenden Stücke ohne Auswahl zusammenzuraffen und sie dann als solche von Personen der betreffenden Inseln auszugeben, während ein Teil davon in Wirklichkeit europäischen, amerikanischen und chinesischen Händlern oder Matrosen aus aller Herren Länder zuzuschreiben ist. Die im folgenden näher beschriebenen Schädel sind von mir persönlich den Orten entnommen worden, deren Lage ich hier näher bezeichnen werde, mit Ausnahme von nur einigen wenigen, die ich, wie daselbst angegeben, käuflich erwarb oder der Liebenswürdigkeit der bei den einzelnen Exemplaren namhaft gemachten Herren verdanke. Sie gehören sämtlich den Marquesas-, Gesellschafts-, Cook- und den Neu-Seeländischen Inseln an und sind auf meiner dritten Südseereise in den Jahren 1895-1898 gesammelt worden.“ Siehe: Von Luschan, Baessler 1907, S. 3.

407 Virchow, *Gedächtnisrede*, S. 113.

einer „Schar von Schwarzen“⁴⁰⁸, sondern leistete auch physische Deskriptionen. So veröffentlichte er z.B. folgende Beschreibung:

„No. 50. Kofi, 22 Jahre, (vergl. Photographie auf Tafel IIc.) Togo; Gesicht rötlichbraun, die bedeckt getragenen Hautstellen wesentlich heller. Nicht tätowiert. Iris sehr dunkel, Bindehaut farblos, Sklera rein weiss. Augen gerade. Haar braunschwarz, sehr hart und dicht, kraus mit einzelnen Spiralen. Bart sehr spärlich, rasiert. Wimperhaare kurz, spärlich, gerade. Achselhaare lang, spärlich, fast schlicht. Kopf sehr kurz, breit, mässig hoch; Hinterhaupt wenig ausladend. Gesicht sehr breit, niedrig, fast viereckig, prognath (etwa 3 der Reihe 0 bis 4; die Abbildung täuscht eine zu starke Prognathie vor, da der Kopf in der Seitenansicht unrichtig orientiert ist). Stirn niedrig, breit, nicht ganz voll. Wangenbeine angelegt.“⁴⁰⁹

Dass auch von Luschan bei diesen Untersuchungen nicht immer nur Objektivität walten ließ, wurde bereits im Abschnitt 2.2 dargelegt, allerdings hatte er offensichtlich auch Schwierigkeiten bei der Erlangung der Daten: „Die Anzahl der Menschen, die sich völlig nackt vor uns hinstellen und sich eine halbe oder eine ganze Stunde lang von uns betasten, abgreifen, anpinseln und abzirkeln lassen, ist eine verschwindende [...]“⁴¹⁰ Doch wären die Messungen an Nackten schon aufgrund des kalten Wetters eine Zumutung und unmöglich gewesen: „Ich musste schon froh sein, wenn einige Leute wenigstens für die Augenblicke der photographischen Aufnahme einen Teil ihrer europäischen Hüllen abstreifen.“⁴¹¹ Zu den Frauen aus Togo würden Ergebnisse fehlen, denn: „[...] es erwies sich in der Folge als völlig unmöglich, diesen mit Zirkel und Messband an den Leib zu rücken. Ich musste froh sein, dass ich einige von ihnen photographieren konnte [...]“⁴¹² Auf einer mehrwöchigen Reise durch Südafrika 1906 als Gast der British Association for the Advancement of Science führte er Vermessungen an „natürlichen“ Menschen durch,⁴¹³ u.a. in Passämtern oder Gefängnissen. So machte er phonographische Aufnahmen, goss einen lebenden „Buschmann“ in Gips, vermaß ein „Buschmannsskelett“ und erwarb weitere Skelette.⁴¹⁴

408 Von Luschan, Beiträge 1897, S. 3.

409 Ebd., S. 9f. Prognathie war eine Bezeichnung für das Vorstehen des Unterkiefers.

410 Ebd., S. 5.

411 Ebd., S. 5f.

412 Ebd., S. 14.

413 Von Luschan, Bericht über eine Reise, 1906, S. 873. Die Eröffnungsrede zu dieser Reiseveranstaltung hielt George Darwin.

414 Ebd., S. 873ff.



Abbildung 20: Felix von Luschan, Untersuchungen während der Kolonial-Ausstellung in Berlin-Treptow: Fotos von „Hottentotten“, 1896-1897

Im übrigen ist mein Beobachtungsverfahren so durchgebildet, dass auch bei sehr geringem Entgegenkommen in der Entkleidung schon recht genaue Resultate erreicht werden können. Das Schema für Beschreibung und Messung ist das folgende:

No.

Anthropologische Aufnahme.

Ort und Tag der Aufnahme:
 Name:
 Geschlecht: ♂ . . . ♀ . . . Alter: um
 Stamm: Geburtsort:
 Beschäftigung: Ernährungszustand:
 Farbe der Haut, Stirn:
 Wange: 1. rein schwarz. 2. russig schwarz.
 Nase: 3. dunkelröthlichbraun (chocolade-f.).
 Oberlippe: 4. dunkelgelbbraun (dunkelolivfarbig).
 Unterlippe: 5. kupferfarbig. 6. olivengelb.
 Brust: 7. gelblichweiss. 8. bräunlichweiss.
 Oberarm: 9. blauweiss. 10. rosigweiss.
 Innenfläche der
 Hände:

Sind die bedeckt getragenen Hautstellen merklich dunkler oder wesentlich heller als die gewöhnlich der Sonne ausgesetzt?

Tätowierung: farbig oder mit Narben? Möglichst genaue Beschreibung, Zeichnung, eventuell Photographie aller neuen Typen unbedingt erwünscht. S. Journal No. Seite

Farbe der Iris (aus einiger Entfernung
 gesehen): 1. nahezu schwarz. 2. sehr dunkelbraun
 3. dunkelbraun. 4. braun. 5. dunkelgrau.
 Farbe des inneren Randes der Iris: 6. dunkelgrün. 7. hellbraun. 8. hellgrau.
 9. hellgrün. 10. dunkelblau. 11. hellblau.
 12. sehr hellblau.

Blau, gelb, orange, nussbraun,
 kastanienbraun, braun mit grün-
 lichen Strahlen; dunkelbraun.

Trübung, Narben der Hornhaut:

Sklera:

Bindehaut: Weiss, gleichmässig gelblich; zerstreute dunkle Flecken,
 dunklere Färbung in der Gegend der Lidspalte, dunkle
 Färbung der ganzen Bindehaut; injiziert.

Form der Augen: regelmässig spindelförmig, rundlich, oval, mandel-
 förmig, enggeschlitzt.

Stellung: Gerade, schräg (äussere Winkel höher).

Lage der Augen: Vorstehend, tief.

Haar: Farbe

Farbe der Haare.

Haar: Straff, schlicht, wellig, lockig. 1. tief schwarz. 2. grauschwarz.
 kraus, fil-fil, ganz oder teil- 3. braunschwarz. 4. dunkelbraun.
 weise spiral gerollt; dick, 5. braun. 6. kastanienbraun.
 dünn; hart, weich, seiden- 7. hellbraun. 8. dunkelblond. 9. blond.
 weich; »büschelartige« geordnet; 10. hellblond. 11. goldblond.
 12. flachblond. 13. rot. 14. albinotisch.

Bart: Farbe Backen, Oberlippe, Kinn. Rasiert; epiliert.
 Wimperhaare: lang, kurz; gerade, geschwungen; abgeschnitten, aus-
 gerissen.

Sonstiges Haar:

Kopf: Lang, kurz; schmal, breit; hoch, niedrig.

Hinterhaupt: Steil, flach, gewölbt, stark ausladend.

Gesicht: Hoch, niedrig; schmal, breit; oval, rund, oblong, elliptisch,
 fünfeckig, viereckig.

Abbildung 21: Felix von Luschan, Untersuchungen während der Kolo-
 nial-Ausstellung in Berlin-Treptow: genutztes Beschreibungs- und
 Messschema, 1896-1897

Südwest-Afrikaner.										
Laufende Nummer	Hottentotten				Herero					Name
	99	97	96	98	102	103	101	104	100	
	Falkje Banks	Petrus Klett	Daniel Christian	Margaretha Truchner	Josaphat Kamatito	Titus Huderaka	Friedrich Mahakoro	Martha Kamatito	Ferdinand Brandtsch	
Geschlecht	♀	♂	♂	♀	♂	♂	♂	♀	♂	
Ungefährtes Alter	30	30	35	50	34	34	22	30	23	
Kopflänge	180	197	204	172	196	200	201	190	197	
Kopfbreite	128	142	151	134	141	149	150	142	150	
Ungefähre Ohrhöhe	120	135	135	130	142	133	139	140	131	
Kleinste Stirnbreite	95	104	109	98	114	105	120	108	105	
Gesichtshöhe A.	159	174	178	164	177	191	194	184	204	
» B.	91	118	116	104	115	116	118	103	125	
» C.	61	74	73	75	76	74	74	71	85	
Nasenhöhe	40	48	47	55	50	46	49	44	60	
Nasenbreite	40	42	45	39	49	46	43	36	41	
Jochbogenbreite	115	130	132	124	133	137	143	131	140	
Kieferwinkelbreite	80	95	99	86	100	104	99	96	103	
Entfernung d. inneren } Augenwinkel	32	34	37	34	44	37	41	36	36	
» » äußerer } von einander	90	99	105	85	104	104	100	96	95	
Mundbreite	40	60	47	54	55	54	52	48	49	
Lippenhöhe	23	25	20	24	30	30	21	27	27	
Ohrlänge	48	58	47	64	64	60	58	57	61	
Ohrbreite	28	29	33	44	35	36	35	37	34	
Körperhöhe im Sitzen	645	850	830	745	832	880	925	862	885	
Höhe im Knien	950	1220	1220	1150	1274	1270	1320	1270	1340	
Ganze l'höhe	1300	1640	1640	1540	1700	1730	1850	1690	1855	
Höhe des oberen Brustbeinraumes	1046	1330	1330	1290	1370	1420	1540	1390	1550	
» » Nabels	836	1010	1000	980	1134	1060	1150	990	1180	
» der Kniekehle	346	440	400	390	460	490	525	425	510	
Klafterweite	138	1710	1680	1555	1770	1850	1930	1755	1960	
Schulterbreite	325	390	400	355	400	408	433	390	467	
Hüftbreite	170	240	230	220	240	240	230	240	240	
Länge des hängenden Armes	610	735	765	670	761	816	848	785	850	
» » Vorderarmes	390	465	460	400	483	507	507	480	513	
Länge der Hand	145	181	176	161	186	204	197	199	206	
Breite	64	80	72	69	78	81	84	74	90	
Länge des Mittelfingers innen	63	83	71	72	78	78	82	80	87	
» » aussen	87	115	106	99	109	116	118	119	136	
Horizontaler Umfang des Kopfes	490	550	560	500	550	550	580	550	570	
Brustumfang	69	81	80	74	86	86	91	82	90	
Kleinster Umfang des Unterschenkels	160	180	210	160	220	205	200	190	210	
Größter	270	310	340	280	330	320	330	310	345	
Größter Umfang des Oberschenkels	—	490	520	—	500	540	550	540	550	
Fußlänge	168	230	230	195	—	260	254	235	260	
Fußbreite	66	70	76	68	—	82	85	76	80	

Abbildung 22: Felix von Luschan, Untersuchungen während der Kolonial-Ausstellung in Berlin-Treptow: Resultate zu „Südwest-Afrikanern“, 1896-1897

Dabei wurden Menschen, die sich in einer Zwangssituation befanden, von von Luschan scheinbar durchaus gerne untersucht. So berichtete er begeistert: „Den 6. September verwandte ich ganz zu Messungen von-Buschmännern, Hottentotten und Griquas in der Strafanstalt von Kimberley.“⁴¹⁵ Ob dies daran lag, dass hier ein eventueller Widerstand der zu Untersuchenden durch die Präsenz der Anstaltswachen geringer als normal ausfiel, sei hier offen gelassen. Auch von reihenweisen Untersuchungen der Haut- und Augenfarben versprach sich von Luschan wich-

415 Ebd., S. 864.

tige Erkenntnisse. In diesem Sinne empfahl er 1907 dem Sammlungsreisenden Jan Czekanowski die Verwendung seiner Hautfarbentafel in mehrfacher Hinsicht: „Wenn Sie zufällig einmal auch einige intelligente Eingeborene in einer Mussestunde ruhig untersuchen könnten, würde ich Sie bitten, ihnen auch die Augen- und die Hautfarbe-Tafel zu zeigen und zu jeder einzelnen Nummer das betreffende Wort zu notieren.“⁴¹⁶

Einen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten 1914 bis 1915 nutzte er zu anthropologischen Zählungen.⁴¹⁷ So schrieb er:

„Dank der ganz besonderen Güte und Liebenswürdigkeit einer großen Anzahl von weißen und farbigen Direktoren von Negerschulen konnten meine Frau und ich nicht nur Hunderte von älteren Schülern genau messen und untersuchen, sondern auch von sehr vielen Tausenden von Schülern und Schülerinnen notieren, wie sie nach dieser Richtung hin aussehen. Gewöhnlich konnten wir diese Beobachtungen beim Schluss des Unterrichts oder bei Beginn der Frühstückspause anstellen, wo wir an manchen Tagen viele Hunderte von Schulkindern einzeln an uns vorüberdefilieren ließen. Dazu hatte ich Blätter vorbereitet mit Rubriken für Kinder 1. anscheinend ganz ohne weißes Blut, 2. anscheinend ohne viel weißes Blut, 3. anscheinend ohne farbiges Blut, 4. anscheinend ohne viel farbiges Blut, 5. anscheinende Halbblut- oder Mulattenkinder, 6. Rothaarige.“⁴¹⁸

Ein repräsentatives Beispiel, wie von Luschan die Sammlungen von anthropologischen Objekten sowie die Körpervermessungen zwar zu einer anthropologischen Argumentationskette verdichtete, die einzelnen Zwischenergebnisse aber nicht wirklich auswertete, ist sein Aufsatz „Über Pygmäen in Melanesien“⁴¹⁹ von 1910, worin er die Frage untersuchte, ob in Melanesien besonders kleinwüchsige Menschen existierten. Dabei bezog er sich zunächst auf verschiedene Knochenfunde, die sich im Berliner Museum befinden würden. Abbildung 23 zeigt ein Beispiel für eine Fotografie dieser Skeletteile.

416 SMB-PK, EM: Reise des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg 1906-08 I B 70 Vol 1 I/EM 1095: E 1393/1907, Brief von von Luschan an Jan Czekanowski vom 19. Juni 1907.

417 Nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges musste von Luschan seine Forschungsreise in Australien und Neuseeland abbrechen. Er reiste mit seiner Frau per Schiff über Samoa und Hawaii in die Vereinigten Staaten. Siehe dazu u.a.: SMB-PK, EM: Verschiedene Angelegenheiten der ethnologischen Abteilung 1914-1915 IIIc Vol. 21 I/MV 715: E1425/1914.

418 Von Luschan, Neger, S. 522ff.

419 Felix von Luschan, Über Pygmäen in Melanesien, in: Zeitschrift für Ethnologie 42 (1910), S. 939-945.

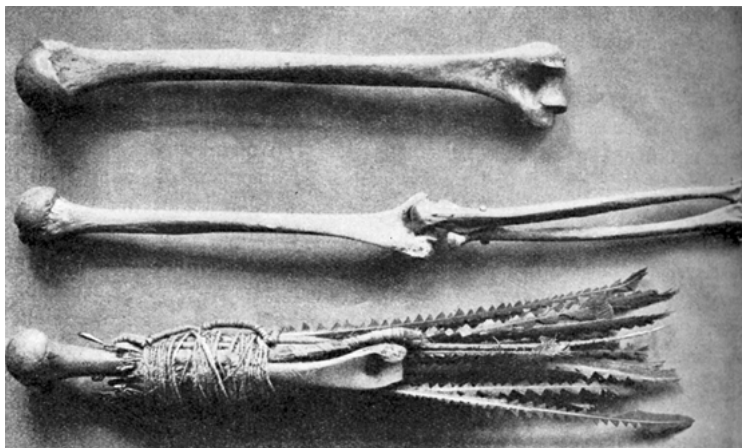


Abbildung 23: Felix von Luschan, „Über Pygmäen in Melanesien“: Knochen, 1910

Das Bild wurde folgendermaßen untertitelt: „Die Abb. 1 auf S. 940 zeigt unten das bessere unserer Stücke von den Admiralitäts-Inseln, in der Mitte Oberarm und Vorderarm eines Buschmannskeletts von 141 cm Höhe und oben zum Vergleiche den humerus eines Menschen von mittlerer Grösse.“⁴²⁰ Dazu schrieb von Luschan dann:

„Die erwähnten Knochen sind nicht rezent; ihr Alter kann gut etwa ein Jahrhundert betragen. Dass heute noch auf den Admiralitäts-Inseln ähnlich kleine Leute leben, ist nicht sehr wahrscheinlich; sie wären sonst wohl gesehen und beschrieben worden, wenn auch freilich das Innere der Hauptinsel noch sehr wenig bekannt ist. [...] Hingegen sind auf dem Festlande von Neu-Guinea lebende Pygmäen schon mehrfach festgestellt worden.“⁴²¹

Bereits auf einer Expedition von 1896 wären von „Pygmäen“ Photographien angefertigt worden; Karl Weule hätte über sie bereits in dem Aufsatz „Zwergvölker in Neu-Guinea?“⁴²² publiziert:

„Das Fragezeichen im Titel war damals sicher berechtigt, schon weil die Leute nicht von einem Fachmanne gemessen waren und weil die Photographien an sich keine grosse Überzeugungskraft hatten. Für die Höhe des Gestelles war man auf die Angabe des Photographen angewiesen, und die Leute selbst schienen so lange Beine zu haben, wie man sie bei richtigen Pygmäen kaum

420 Ebd., S. 939.

421 Ebd., S. 939f.

422 Karl Weule, Zwergvölker in Neu-Guinea?, in: Globus, Bd. 8 (1902).

hätte erwarten können. Während Buschmänner und auch die innerafrikanischen Pygmäen durch sehr langen Rumpf und ganz kurze Beine ausgezeichnet sind, so dass sie wie Kinder wirken, und wenn sie sonst erwachsen aussehen, sofort als Rassenzwerge erkannt werden müssen, zeigten die Leute auf jenen Bildern verhältnismässig lange Beine und sehr kleine Köpfe, so dass auch mir die Grössenangabe für die Gestelle damals unrichtig oder wenigstens bedenklich erschienen war.“⁴²³

Seitdem wären aber auch lebende „Pygmäen“ von „Fachleuten“ gesehen und vermessen worden. Darauf beschrieb von Luschan einzelne kleine Köpfe, die sich in dem Museum befinden würden und die Ergebnisse von vergangenen Expeditionen wären. Dabei erwähnte er u.a. zwei „Schädel aus Nogai, an der Südwestküste der Gazelle-Halbinsel“, von denen der eine besonders klein, der andere besonders groß wäre, wozu er ergänzte: „Es liegt sicher nahe, diese beiden Schädel als lehrreiche Beispiele für die extremen individuellen Schwankungen zu betrachten, die innerhalb einer menschlichen Rasse vorkommen können.“⁴²⁴ Während der große Schädel ans „Ende jener langen Reihe von sehr grossen Schädeln gehört, die uns aus Ozeanien bekannt sind“, wolle er den „[...] kleinen Schädel [...] einer an sich kleinen Rasse zuschreiben, von der sich vielfach wenigstens einige Reste erhalten haben [...]“ Darauf erklärte er, dass jedoch:

„[...] einheitlich in sich geschlossene Gruppen wirklicher Pygmäen, ähnlich wie wir solche vielfach aus dem tropischen Afrika kennen und wie wir sie in den Buschmännern vor Augen haben, bisher noch nirgends in Ozeanien nachgewiesen worden; aber noch sind uns grosse Teile, vor allem des Innern von Neu-Guinea, ja völlig unbekannt, und jeder Tag kann uns da eine Überraschung bringen – eine Überraschung, die wenigstens für diejenigen von uns, die schon heute an die frühere Existenz einer Zwergrasse in Melanesien glauben, nicht einmal eine sehr unerwartete sein wird.“⁴²⁵

Diesen Ausführungen fügte er wiederum Fotografien mit einem Untertitel bei: „Abb. 2a, b. Schädel einer Pygmäen-Frau von der Gazelle-Halbinsel, Neu-Britannien. O. Finsch leg. 1880.“, denen er noch einen längeren Text anfügte:

„Der hier im Original vorgelegte Schädel (vgl. Abbl. 2a u. 2b) stammt zweifellos – womit auch die Angabe des Sammlers stimmt – von einer Frau. Die Näh-

423 Von Luschan, Pygmäen 1910, S. 940f.

424 Ebd., S. 942.

425 Ebd., S. 943.

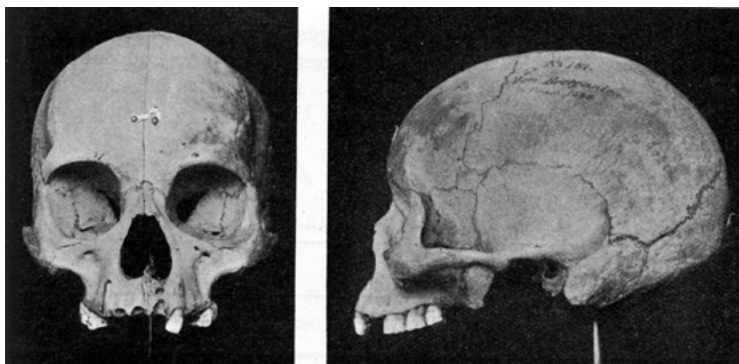


Abbildung 24: Felix von Luschan, „Über Pygmäen in Melanesien“: Schädel, 1910

te sind noch alle erhalten, schon ursprünglich auffallend einfach und wenig gezackt, ausserdem aber in der Obeliongegend schon etwas im Rarifizieren begriffen. Im Oberkiefer fehlen links die beiden Prämolaren und der erste Schneidezahn, rechts beide Schneidezähne, der Caninus und der erste Prämolare. Die vorhandenen Zähne sind stark abgeschliffen [...]; es handelt sich also zweifellos um ein nicht nur völlig erwachsenes, sondern schon um ein matures Individuum.⁴²⁶

Die Maße dieses Schädels wurden dann auch in einer daran anschließenden Statistik mit dem Titel „Masse einiger besonders kleiner weiblicher Schädel aus Neu-Britannien.“⁴²⁷ wieder aufgenommen, die hier in Abbildung 25 gezeigt wird. Dabei wurden zum Vergleich die Angaben weiterer weiblicher Köpfe aus „Neu-Britannien“ angegeben, die sich ebenfalls im Berliner Museum befinden würden und deren Daten bereits von Müller-Wismar im 5. Beiheft zum Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten im Jahr 1905 veröffentlicht worden wären.

Doch von Luschan arbeitete nicht nur deskriptiv, sondern zog aus den Beobachtungen auch seine Schlussfolgerungen, wobei er sich allerdings nicht nur auf das erhobene statistische Material berief:

„Natürlich ist bei dem Vorkommen einzelner kleiner, so gut wie bei dem Vorkommen einzelner sehr großer Individuen unter einer sonst einheitlichen Gesellschaft auch die natürliche Variationsbreite in Betracht zu ziehen; aber die Art, wie auf Neu-Guinea die kleinen neben den grossen Leuten vorkommen,

426 Ebd.

427 Ebd., S. 941ff.

Masse einiger besonders kleiner weiblicher Schädel aus Neu-Britannien.					
	Katalog-Nummer				
	S. 2166	S. 562	L. 1564	S. 561	S. 565
Kubischer Inhalt	900	1065	1090	1100	1100
Grösste Länge	159	166	167	173	167
Grösste Breite	116	125	124	122	121
Höhe, B-B.	117	126	126	129	119
Jochbogenbreite	116	123	122	—	122
Obergesichtshöhe	58	62	61	—	60
Nasenhöhe	42	46	44	43	44
Nasenbreite	21	23	27	26	23
Basislänge	90	97	97	98	93
Gesichtslänge	93	(100)	101	—	100
L.-B.-Index	73	75	74	71	73
Nasenindex	50	50	61	61	52

Abbildung 25: Felix von Luschan, „Über Pygmäen in Melanesien“: Schädelmaße, 1910

deutet mit sehr grosser Sicherheit auf wirkliche Beimischung von Pygmäen, nicht auf blosse Schwankungen innerhalb der Variationsbreite einer in sich geschlossenen und einheitlichen Gruppe.“⁴²⁸

Im Schlussteil seines Aufsatzes relativierte er allerdings diese seine „erste Analyse“ wieder:

„An dieser Stelle beschränke ich mich im übrigen auf die blosse Mitteilung von Tatsachen. Irgend welche Schlüsse auf die Art der ältesten Bevölkerung von Melanesien zu ziehen, würde ich für verfrüht halten. Es scheint mir an sich wahrscheinlich, dass in Melanesien die kleinen Leute eine ältere Schicht repräsentieren, als die grossen, aber es liegt mir ferne, deshalb etwa mit Kollmann die Pygmäen überhaupt als die Vorfahren der grossen Rassen zu betrachten. Mit Schwalbe erscheint es einstweilen auch mir wahrscheinlicher, dass wir in den Pygmäen, wo immer wie sie finden, nur lokale Grössenvarietäten des Menschen zu erblicken haben, die, einmal durch lange Isolierung als Rassen fixiert, später auch in ganz veränderter Umwelt ihre einmal erworbenen Eigenschaften dauernd behalten haben.“⁴²⁹

428 Ebd., S. 941.

429 Ebd., S. 945.

Bei einer Analyse dieser Argumentation fällt einmal auf, dass von Luschan in diesem Text eindeutig anthropologische Kenntnisse seiner Leser voraussetzte, denn eine Aufschlüsselung der einzelnen Indices erfolgte nicht. Darüber hinaus verdeutlichen die zwölf Variablen wie z.B. „Kubischer Inhalt“, „Obergesichtshöhe“, „Nasenindex“ die Komplexität der Kopfvermessungen, von denen man sich offensichtlich wichtige Erkenntnisse zu anthropologischen Fragen versprach. Weiter ist zu bemerken, dass von Luschan diese Statistik zwar anführte, sie aber nicht auswertete. Welche Bedeutung also ein „kubischer Inhalt“ von 900 gegenüber einem von 1100 hatte, oder welche Schlussfolgerung aus unterschiedlichen „Nasenindices“ zu ziehen wären, diese Fragen blieben offen. So erweckt seine Arbeit einmal mehr den Eindruck, dass die Akkumulation von anthropologischen Daten ihm wichtiger war, als daraus konkrete Schlüsse zu ziehen. Damit ergibt sich eine strukturelle Ähnlichkeit zum Werk seines Vorgängers Adolf Bastian, dem die Anhäufung von Gegenständen grundlegend, die Auswertung derselben aber verschiebbar erschien. Mit seiner hier erfolgten relativ freien Analyse zeigte von Luschan zwar ein etwas anderes wissenschaftliches Selbstverständnis, allerdings erscheinen auch seine Gedankenfolgen im Vergleich zu seinen umfassend erhobenen Daten relativ defensiv, insbesondere wenn man berücksichtigt, dass es sich bei den durch ihn durchgeführten bzw. in seinem Auftrag erfolgten anthropologischen Vermessungen um äußerst zeitaufwändige und komplizierte Messverfahren handelte. Letztendlich blieb also auch von Luschan, wie die Wissenschaftler der ersten Generation einem positivistischen Forschungsansatz treu. Auch er bevorzugte es, offen zu lassen, was mit den so zahlreichen und aufwändig festgestellten, in zahlreichen Publikationen abgedruckten, aber dann nicht verarbeiteten Daten geschehen sollte. Damit erscheint das systematische und exakte Messen von physischen Begebenheiten, zumindest bei von Luschan, einerseits konstituierend für die Wissenschaft der Anthropologie, andererseits auch einfach als Zweck seiner selbst.

Forschung an Kriegsgefangenen

Während des Ersten Weltkrieges eröffnete sich mit den Kriegsgefangenlagern, speziell den sogenannten „Sonderlagern“ ein neues anthropologisches Untersuchungsfeld, das auch von von Luschan gerne genutzt wurde. Kriegsgefangenenlager waren im Deutschen Reich zu Beginn des Ersten Weltkrieges eingerichtet worden, um die zahlreichen Gefangenen unterzubringen. Zu diesen Unterbringungsmöglichkeiten zählten auch die „Sonderlager“, in die Insassen spezieller religiöser Anschauungen

und Nationalitäten verbracht wurden. Dem Charakter eines solchen entsprach beispielsweise das Gefangenenlager in Ruhleben bei Berlin, wo sogenannte „farbige“ Gefangene aus den britischen Kolonialgebieten interniert wurden.⁴³⁰ Auch im „Halbmond-“ und im „Weinberg-“ bzw. „Tatarenlager“, die beide südlich von Berlin in Wünsdorf und Zossen lagen, waren bestimmte Volks- und Religionsgruppen ausgesondert. Während im erstgenannten vor allem Muslime aus Nord- und Westafrika sowie Muslime, Sikhs und Hindus aus Britisch-Indien, die von der Entente für den Kriegsdienst eingesetzt worden waren, interniert waren, befanden sich im zweiten nach der Verlegung französischer und georgischer Gefangener ab Dezember 1915 insbesondere Muslime des russischen Heeres wie Tataren, Mittelasiaten und Kaukasier.⁴³¹ Dabei versuchte man durch eine politisch korrekte Behandlung der muslimischen Gefangenen, z.B. durch die Achtung von deren religiösen Bräuchen, den Heimatländern einen positiven Eindruck vom Deutschen Reich zu vermitteln. In diesem kriegspropagandistischen Sinne ist auch der Bau einer Moschee im sogenannten „Halbmondlager“ zu verstehen.⁴³² Außerdem gab es für Gefangene u.a. die Möglichkeit an Unterricht teilzunehmen, eingerichtete Bibliotheken zu nutzen, an Gefangenenkapellen sowie Theater- und Tanzgruppen mitzuwirken. Ab dem Herbst 1915 wurden auch Ausflüge in die nahe Reichshauptstadt in Begleitung von Wachpersonal organisiert.⁴³³

Gesuche von Wissenschaftlern und Künstlern, die die Lager besuchen wollten, hatte die „Inspektion Gefangenenlager des Gardekorps“ von Rudolf Nadolny zunächst aus Angst vor einer negativen Instrumentalisierung durch die Entente-Mächte sowie die islamischen Länder abgelehnt.⁴³⁴ So stammte eine erste Publikation über die Lager in Wünsdorf und Zossen daher auch von einem direkt Beteiligten, dem Ober-

430 Gerhard Höpp, *Muslime in der Mark. Als Kriegsgefangene und Internierte in Wünsdorf und Zossen, 1914-1924*, Berlin 1997, S. 44.

431 Ebd., S. 44.

432 Der publizistische Inbegriff dieser Kriegspropaganda ist das von Karl Backhaus verfasste Werk „Die Kriegsgefangenen in Deutschland“, Leipzig 1915, das in die französische, englische, spanische und russische Sprache übersetzt wurde. Hierin versucht er, den Alltag der Kriegsgefangenen in den verschiedensten deutschen Lagern (u.a. auch in Wünsdorf und Zossen: S. 26, 35, 67, 74f.) äußerst positiv darzustellen: Gute ernährungstechnische, medizinische und hygienische Versorgung sowie Bildungs- und Sportangebote, so suggerieren seine Fotos und sein Begleittext, lassen den „Aufenthalt“ als wahres „Vergnügen“ erscheinen. Elemente der Gefangenschaft, wie die Bewachung durch das Militär, sind aus seiner Darstellung weitestgehend ausgespart.

433 Höpp, *Muslime*, S. 54ff.

434 Ebd., S. 56.

leutnant bei der Kommandantur des Zossener Lagers, dem Architekten sowie Fotografen Otto Stiehl. Seine mit zahlreichen Fotografien der Gefangenen, sogenannten „Charakterköpfen“ versehene Monographie „Unsere Feinde“,⁴³⁵ war eine Ovation des deutschen Nationalismus und ein Pamphlet gegen die „exotischen Rassen“, bei denen „Roheit und Barbarei weit überwiegt“.⁴³⁶ Mit der durch die Ausflüge der Gefangenen beginnenden Öffnung der Lager wuchs dann allerdings ab 1915 bei den zuständigen militärischen Stellen auch die Bereitschaft, die Einrichtungen für interessierte Künstler und Wissenschaftler wie Sprachforscher, Mythologen und auch Anthropologen zugänglich zu machen.⁴³⁷ Daher wurden jetzt neben den typisch rassenanthropologischen Forschungen z.B. auch phonographische Aufnahmen von den Gefangenen ermöglicht. Außerdem wurden nun in den Lagern auch Filmaufnahmen gedreht, bei denen die Gefangenen als Statisten dienten.⁴³⁸ Der erste Völkerkundler, der über die Lager publizierte, war Leo Frobenius mit seinem 1916 erschienenen Buch „Der Völkerzirkus unserer Feinde“.⁴³⁹ Diese Darstellung wurde allerdings insbesondere vom Auswärtigen Amt negativ rezipiert, da Frobenius in einem äußerst polemischen und ironischen Kommentar zu seinem Bildband einen Zirkusauftritt von Schwarzafrikanern, Arabern, Algeriern etc. suggerierte, der von den Ententemächten mit ihren Kolonialsoldaten veranstaltet worden wäre.⁴⁴⁰

Auch von Luschan war sehr daran interessiert, Forschungen in den Gefangenenlagern durchzuführen, hielt er diese doch für extrem fruchtbar:

„Wir haben in unseren Gefangenenlagern eine schier unübersehbare Menge der allerverschiedensten Rassen vertreten, alle Erdteile und alle nur jemals an Menschen beobachteten Farben. Ein Besuch in manchen dieser Lager ist für den Fachmann fast so lohnend wie eine Reise um die Erde, und manche menschliche Gruppen können jetzt hier sehr viel besser und bequemer studiert werden als in ihrer Heimat.“⁴⁴¹

435 Otto Stiehl, *Unsere Feinde*. 96 Charakterköpfe aus deutschen Kriegsgefangenenlagern, Stuttgart 1916.

436 Ebd., S. 31.

437 Höpp, *Muslime*, S. 56.

438 Margot Kahleyss, *Muslime in Brandenburg. Kriegsgefangene im 1. Weltkrieg*, Berlin 1998, S. 39ff.

439 Leo Frobenius, *Der Völkerzirkus unserer Feinde*, Berlin 1916.

440 Kahleyss, *Muslime*, S. 33. Im Auswärtigen Amt wurde eine Akte über Frobenius angelegt, in der mehrere „Skandale“, die er während seiner Tätigkeit verursachte, festgehalten wurden. Siehe dazu PA: R64840; auch das Reichskolonialamt war über die „Problematik mit Frobenius“ informiert: BArch: R1001/6104-6118.

441 Von Luschan, *Kriegsgefangene* 1917, S. 2.

Die Erleichterungen, von denen hier von Luschan sprach, betrafen vermutlich zunächst die Ersparnis der Reisevorbereitungen, -kosten und -strapazen. Darüber hinaus war es wahrscheinlich relativ unkompliziert, Menschen mit dem Status von „Kriegsgefangenen“ zu untersuchen, da deren Möglichkeiten, einer Untersuchung und Vermessung auszuweichen, relativ begrenzt waren. Damit bediente sich von Luschan, wie seine Kollegen dies auch praktizierten, und wie er dies bereits bei seinen Untersuchungen auf der Kolonialausstellung in Berlin sowie in südafrikanischen Einrichtungen getan hatte, eines hierarchisch strukturierten Verhältnisses mit einem eindeutigen Machtgefälle zu seinen Gunsten. Offensichtlich tat er dies auch bewusst: So räumte er zwar in seiner Publikation „Kriegsgefangene“⁴⁴² ein, dass die „Lager“ keine „Menagerien“ seien und bezog sich dabei kritisch auf die weiter oben erwähnte Publikation „Der Völkerzirkus unserer Feinde“. Daher sollten nur „Ausgewählte“ Gefangenenlager besuchen können. Zugleich stellte er aber den ungeheuren wissenschaftlichen Zugewinn dieser Einrichtungen für den „Fachmann“ dar: „Um so dankbarer muß jede bildliche Darstellung und jede Art von wissenschaftlicher Arbeit begrüßt werden, die auch nur einen geringen Teil der da brach liegenden Schätze größeren Kreisen näher bringt. Viele nützliche Kenntnisse können da erworben, manche alt-eingewurzelte Irrtümer auf solche Art beseitigt werden.“⁴⁴³ In diesem Sinne plädierte er am Schluss des Bandes darauf, die „farbigen Gegner“ nicht als „minderwertig“ zu verachten. Im Vergleich zu den „weißen Feinden“ oder den „Neutralen“ hätten die „Farbigen“ sogar zum Teil höhere soldatische und moralische Tugenden.⁴⁴⁴ Die Nutzung dieses hierarchischen Verhältnisses durch von Luschan zeigte sich dann aber auch noch einmal in folgendem Geschehen. So warnte das in Berlin tätige „Indian Independence Committee“⁴⁴⁵ öffentlich vor der von von Luschan in Wünsdorf und Zossen geplanten Untersuchungen an Sikhs, die diese u.a. aus religiösen Gründen ablehnen würden. Ungeachtet dessen wurden die Forschungen jedoch durchgeführt und ein Schüler von Luschan, Egon von Eickstedt publizierte die Ergebnisse unter dem Titel

442 Ebd. Dieser Band präsentiert allerdings nicht seine eigenen Forschungen in Kriegsgefangenenlagern. Stattdessen waren seine Ausführungen zur „Völkerkunde im Weltkriege“ der Begleittext zu 100 Steinzeichnungen, die der Maler Hermann Struck in den Lagern angefertigt hatte. In diesen wurden Gefangene in den verschiedensten Situationen gezeigt, z.B. Bild Nr. 8: „Zwei Franzosen beim Mittagessen“ oder Bild Nr. 12: „Russe, Essen holend“. Vielfach handelt es sich um Portraitszeichnungen. Insgesamt lassen sie nicht den Eindruck einer Gefangensituation entstehen.

443 Von Luschan, *Kriegsgefangene* 1917, S. 2.

444 Ebd., S. 116.

445 Kahleß, *Muslime*, S. 33.

„Rassenelemente der Sikhs“⁴⁴⁶. Zu dieser Arbeit, in der von Eickstedt die tabellarischen Auflistungen seiner umfangreichen Vermessungen der Körper und Köpfe vorstellte,⁴⁴⁷ und für die er sich auf die Unterstützung von von Luschan berief,⁴⁴⁸ schrieb er:

„In der Zeit vom Januar 1916 bis Februar 1917 konnte ich in 16 deutschen Kriegsgefangenenlagern 1784 Angehörige von 66 Völkerschaften eingehend untersuchen. Es wurden hierbei von jedem Individuum 13 Personalien, 45 Maße und etwa 25 Beobachtungen aufgenommen. Die 76 Sikh, mit denen sich die folgende Untersuchung befaßt, wurden im Halbmondlager Wünsdorf gemessen.“⁴⁴⁹

Von eigenständigen Forschungen von Luschans „vor Ort“ sind dann allerdings keine Zeugnisse aufzufinden gewesen, was aber evtl. an seinem Alter von über 60 Jahren und seiner mittlerweile erreichten beruflichen Position lag.⁴⁵⁰ Um die „Forschungspotentiale“ in den Kriegsgefangenenlagern aber dennoch in jedem Falle nutzen zu können, bemühte sich von Luschan um zusätzliche Unterstützung. Diese fand er im Hamburger Völkerkundemuseum, was als Beispiel der verschiedensten Kooperationen zwischen von Luschan und Thilenius auch bei anthropologischen Untersuchungen gewertet werden kann.⁴⁵¹ In diesem Fall reagierte von

446 Egon von Eickstedt, *Rassenelemente der Sikh*, in: *Zeitschrift für Ethnologie* H. 4/5 (1920/21), S. 317-394.

447 Neben den Personalien stellte er die Haut- und Augenfarbe, die Umfänge von Kopf, Oberarm, Unterschenkel sowie Gesichts- und Körpermaße von 76 „Jat Sikhs“ vor. Die „Gesichtsmaße“ differenzierte er in 16 einzelne Aspekte, die „Körpermaße“ in 26 Elemente. Hier seien zur Veranschaulichung die Aufgliederung der „Gesichtsmaße“ genannt: größte Kopflänge, größte Kopfbreite, kleinste Stirnbreite, Jochbogenbreite, Unterkieferwinkelbreite, physiognomische Gesichtshöhe, morphologische Gesichtshöhe, physiognomische Ober-Gesichts-Höhe, Höhe der Nase, Breite der Nase, Länge des Nasenbodens, Breite zwischen den inneren Augen, Höhe der Schleimhaut-Lippen, Breite der Mundspalte, physiognomische Ohrlänge, physiognomische Ohrbreite. Siehe dazu Eickstedt, *Rassenelemente*, S. 381ff.

448 Eickstedt, *Rassenelemente*, S. 518.

449 Ebd.

450 Allerdings gibt es einige Hinweise von Kollegen wie Otto Reche und Eugen Fischer, dass er anthropologische Vermessungen in den Lagern vornahm. So schrieb beispielsweise Fischer auf einer Postkarte vom 28. März 1917 an von Luschan: „Lieber Herr Geheimrat! ... Ich denke halb + halb daran, meinen diesjährigen 14 Tag-Urlaub zum Besuch im Gef. Lager zu benützen! Gerne ginge ich einmal mit Ihnen zusammen hin.“ Nachlass von Luschan: Fischer, Eugen, Bl. 99.

451 VKM HH: D2.23, Brief von von Luschan an Thilenius vom 30. März 1906.

Luschan auf Thilenius' Mitarbeiter der anthropologischen Abteilung im Hamburger Völkerkundemuseum, Otto Reche, was diesen wiederum zu folgendem Brief anregte:

„Sie waren so liebenswürdig, mir im Juli 1916 auf meine Anfrage mitzuteilen, daß ich mich durch anthropologische Arbeiten an Kriegsgefangenen nützlich machen könne. Damals fand ich, trotzdem ich nicht felddienstfähig war doch noch Gelegenheit, an die Front zu kommen, und mußte zunächst auf wissenschaftliche Betätigung verzichten. Jetzt bin ich aber von neuem erkrankt und habe aus dem Felde zurückkehren müssen, und da ich nach Ansicht der Aertzte für absehbare Zeit nicht mehr feldverwendungsfähig werde, würde es mich sehr freuen, wenn ich jetzt Gelegenheit fände, mich wissenschaftlich zu betätigen. Bis Anfang Mai ungefähr werde ich allerdings noch mit einer Kur zu tun haben, von dem Zeitpunkt aber stünde ich zur Verfügung. Mit Herrn Prof. Thilenius habe ich bereits gesprochen, er ist mit allem einverstanden. Ich wäre ihnen also zu großem Dank verpflichtet, wenn Sie die Sache in die Wege leiteten. Ueber die technische Möglichkeit, mich für diese Arbeit freizubekommen, bin ich mir allerdings noch nicht recht klar. Die eine Möglichkeit wäre wohl, ich ließe mich als Offizier zu einem Gefangenenlager kommandieren u. erledigte die wissenschaftlichen Arbeiten in meiner Freizeit (die aber allerdings wohl recht gering sein dürfte), oder, Sie reklamierten mich als Hilfsarbeiter für die Kommission, in welchem Falle ich meine gesamte Zeit der Wissenschaft widmen könnte. Ich würde selbstverständlich völlig konform mit Ihnen arbeiten und ausschließlich nach Ihren Vorschlägen messen, damit ein möglichst gleichartiges Material gewonnen wird. Von Herrn Prof. Thilenius soll ich Grüße ausrichten.“⁴⁵²

Reche war dann für von Luschan u.a. in dem Lager in Wünsdorf, in Güstrow (ca. 30 Kilometer südlich von Rostock) sowie in Hameln im Einsatz. Neben der fotografischen Erfassung von Personen ging es dabei insbesondere auch um deren anthropologische Vermessung.

Jedoch waren jetzt erstmals nicht nur außereuropäische Personengruppen, sondern auch „europäisches Material“ von Interesse. Diese Entwicklung soll im Folgenden kurz nachgezeichnet werden: So berichtete Reche von Luschan in mehreren Briefen über seinen Aufenthalt in Wünsdorf, wo auch sein in Untersuchungen von Kriegsgefangenen erfahrener Kollege Rudolf Pöch tätig war.⁴⁵³ So schrieb er am 7. Mai

452 Nachlass von Luschan: Reche, Otto: Brief von Otto Reche an von Luschan vom 8. März 1917. Um in einem der verschiedenen deutschen Gefangenenlager „zwecks wissenschaftlicher Arbeiten“ tätig zu sein, war ein sogenannter „Erlaubnisschein“, der vom Kriegsministerium in Berlin ausgestellt wurde, die Voraussetzung. Siehe u.a.: Brief vom 2. Juli 1917.

453 Ebd., Brief vom 12. Oktober 1917. Der Anthropologe und Mediziner Rudolf Pöch hatte mit der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in der

1917: „Daß die ‚Tataren‘ nach Wünsdorf kommen, ist ja sehr angenehm. Den eventuell etwa noch vorhandenen Rest der Inder messe ich natürlich gern auch, wenn Ihnen daran liegt.“⁴⁵⁴ In einem Brief vom 2. Juli 1917 fügte er dann an: „Ihrem Rate folgend werde ich also zunächst in das Tatarenlager gehen, wo ich recht interessante Objekte zu finden hoffe. Nach Leuten von Neu-Kaledonien, Fidschi und Benin will ich mich in Ihrem Interesse gerne umsehen und ihnen von derartigen Entdeckungen Kenntnis geben.“⁴⁵⁵ Und am 8. Januar 1918 ergänzte er:

„Entgegen der feierlichen schriftlichen Auskunft des Herrn ‚Professors‘ von der Phonogr. Kommission befanden sich im Lager keine Farbigen mit Ausnahme zweier indischer Heizer. Desto interessanter war das europäische Material. Mit dem östlichen Kriegsschauplatz habe ich mich – Pöch hat da ja schon erfreulich große Serien – weniger beschäftigt, desto mehr mit unsern westlichen Gegnern, von denen ja bisher wohl am wenigsten gemessen wurde. Von den östlichen habe ich kleine Serien von Letten, Litauern und Esten und eine größere von Rumänen bearbeitet; besonders diese letzteren waren sehr interessant, zumal ich Gebirgsbewohner mit solchen der Walachei vergleichen konnte. Die schönste und interessanteste Serie stellen aber die von mir gemessenen Vlamen dar, zumal ich in zwei anderen Lagern, mit denen ich in Unterhandlung stehe, das Material noch erheblich werde erweitern können. Es ist jedenfalls eine Serie, wie man sie im Frieden wohl kaum wird zusammenbringen können. Recht interessante Kerle fand ich schließlich noch unter den Bretonen, unter Iren und Schotten; zum Vergleich wurden auch einige Engländer aus ländlichen Bezirken gemessen. Etwa 4/5 der Gemessenen wurden photographiert. Schliesslich mußte ich aufhören, weil es gar zu düster in meiner Bude wurde und weil die Kohlenlieferung stockte, ich das Lokal also nicht mehr heizen konnte. Sobald es in den Frühling hineingeht und man nicht mehr so sehr durch Dunkelheit und Kälte behindert ist, fange ich natürlich wieder an.“⁴⁵⁶

Auch später war von Europäern als Untersuchungsobjekten die Rede, allerdings eher beiläufig. So schrieb Reche z.B. am 18. Mai 1918 per Postkarte an von Luschan: „Ende des Monates gehe ich also nach Hameln, wo sich in der Tat die gesuchten Tonkinesen befinden, leider allerdings nur ganze 2 Stück! Glücklicherweise ist aber sonst noch brauchbares Material dort, allerdings ausschließlich Europäer. Ob und

Zeit von 1915 bis 1918 7.000 Kriegsgefangene, darunter vor allem Russen, vermessen. Siehe dazu: Fuchs, Rasse, S. 239.

454 Nachlass von Luschan: Reche, Otto.

455 Ebd., Brief vom 2. Juli 1917.

456 Ebd., Brief vom 8. Januar 1918.

wo sonst noch eventuell Tonkinesen vorhanden sind, habe ich bisher nicht erfahren können.“⁴⁵⁷

Damit vollzog sich also ein Wandel bei von Luschan: von der ausschließlich anthropologischen Erforschung der außereuropäischen Völker, die nicht selten mit den „Naturvölkern“ und damit einer unterlegenen Gruppe gleichgesetzt wurden, hin zu einer Erforschung der europäischen Völker, mit denen man sich selber, als den „Naturvölkern“ überlegen, identifizierte. Zwar beschäftigte sich von Luschan, wie er 1917 schrieb, seit über dreißig Jahren mit der Türkei⁴⁵⁸ und von anthropologischen Untersuchungen der „Tachtadschy“ war schon 1892 die Rede gewesen,⁴⁵⁹ doch diese zählte er nicht zu Europa gehörig. Auch hatte Otto Reche, wie ausgeführt, ursprünglich von von Luschan den Auftrag erhalten, „Leute von Neu-Kaledonien, Fidschi und Benin“ zu untersuchen. Doch erstmals war nun auch die Rede davon, „(west)europäisches Material“ in die Vermessungen mit einzubeziehen, was bisher, wie Reche selbst ausführte, „am wenigsten“ getan wurde. So wurden von ihm denn auch Litauer, Esten, Rumänen, Vlamen, Bretonen, Iren, Schotten und Engländer für von Luschan untersucht. – Und auch noch Monate später wurden „Europäer“ von Reche als „brauchbares Material“ gegenüber von Luschan erwähnt, was dafür spricht, dass dieser die entsprechenden Untersuchungen mittlerweile billigte. Mit diesem Wandel in der Herkunft der Untersuchungsobjekte war auch bei von Luschan ein Schritt von der Fremd- zur Selbsterforschung gemacht. Denn nun stand nicht mehr nur der „fremde“ und beherrschte Körper zur Disposition, sondern auch der eigene, allerdings ebenfalls beherrschte. Die sprachliche Klassifizierung als „europäisch“ kann hier allerdings ambivalent gesehen werden: vertraut und distanziert zugleich. Ob diese Veränderung von den Zeitgenossen auch als solche identifiziert oder kommentiert wurde, lässt sich hier nicht feststellen, da keine entsprechenden Quellen vorliegen. Jedenfalls wurden Reches Forschungen von seinem damaligen Arbeitgeber, Thilenius, als Qualifizierung gesehen. Er beantragte bereits 1917 die Verleihung des Professorentitels an Reche, wobei er als ein wesentliches Argument dessen Leistungen bei den anthropologischen Untersuchungen in den Lagern anführte.⁴⁶⁰ Reches Ernennung erfolgte dann am 1. Oktober 1918.

457 Ebd., Postkarte vom 18. Mai 1918.

458 Felix von Luschan, Die Zukunft der Türkei, in: Die islamische Welt, Nr. 8 (1917), S. 444.

459 Von Luschan, Die Tachtadschy, S. 31-53. Die Bevölkerungsgruppe der „Tachtadschy“ wurde in Lykien, im südwestlichen Teil der Türkei lokalisiert.

460 Geisenhainer, Rasse, S. 101f.

Von Luschans Mitgliedschaft in der Gesellschaft für Rassenhygiene und im Ausschuss für Rassenhygiene und Bevölkerungswesen

Eine gedankliche Annäherung an die Untersuchung des eigenen Körpers war für von Luschan sicher auch durch die Gesellschaft für Rassenhygiene befördert worden, die 1905 von Alfred Ploetz, Ernst Rüdin und Richard Thurnwald gegründet worden und deren Mitglied von Luschan bereits seit 1908 war.⁴⁶¹ Von Luschan wurde sogleich Ortsgruppen-Vorsitzender, legte diese Funktion allerdings 1912 wieder nieder, scheinbar wegen Differenzen mit einem Schriftführer.⁴⁶² Das Organ der Gesellschaft war die Zeitschrift *Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie*.⁴⁶³ Auch zahlreiche andere Anthropologen wie Eugen Fischer, Fritz Lenz, Johannes Ranke waren Mitglieder dieser Organisation.⁴⁶⁴ Mit Beginn des Ersten Weltkrieges war die Gesellschaft bereits eine etablierte Organisation mit vier Ortsgruppen und ca. 500 Mitgliedern.⁴⁶⁵ Ziel dieser ersten eugenischen Gesellschaft war es, einer antizipierten „Degeneration“ der deutschen Gesellschaft sowie einem „Rassetod“ entgegenzutreten.⁴⁶⁶ Thematisch richtete sich der Interessenschwerpunkt der Gesellschaft auf die „germanisch sprechenden Völker in Europa“ wie der folgende Brief von Ploetz an von Luschan vom 20. März 1909 zeigt:

„Bei der Generalversammlung, wo ich die Angelegenheit der weissen Rasse zur Sprache brachte, ereignete sich gleich bei der Beratung des §1 ein unvorhergesehener Zwischenfall insofern, als Professor Sittmann, ein hiesiger interner Mediziner, geborener Bayer, mit Vehemenz für die Beschränkung der Gesellschaft auf die nordische Rasse eintrat. Er verlangte, dass an Stelle des Wortes weisse Rasse, nordische Rasse gesetzt werden sollte. [...] Auf eine Abgrenzung der weissen Rasse wurde verzichtet, und nur die Resolution gefasst, dass die Arbeit der Gesellschaft sich vorläufig auf die germanisch sprechenden

461 Im Nachlass von von Luschan befinden sich einige Briefwechsel zwischen ihm und Alfred Ploetz. Die Gegenkorrespondenz, die sich im Alfred-Ploetz-Nachlass befindet und zur Zeit von der Max-Planck-Gesellschaft in München verwaltet wird, konnte leider nicht eingesehen werden.

462 Nachlass von Luschan: Ploetz, Alfred, Brief von Ploetz an von Luschan vom 20. Januar 1912, Bl. 57.

463 Becker, Zur Geschichte, S. 103ff.

464 Gessler, Eugen Fischer, S. 59.

465 Kroll, Entstehung, S. 305.

466 El-Tayeb, Schwarze Deutsche, S. 171.

Völker in Europa, sowie auf Frankreich, Oesterreich-Ungarn, die Schweiz und Nordwestrussland beschränken sollte.“⁴⁶⁷

Die Rassenhygiene war damit eine Praktik und zugleich ein Ziel, das auf den europäischen Raum angewandt wurde. Dass dies zugleich ein Selbstbezug war, der den eigenen Körper sowie die eigene Herkunft inkludierte, zeigte sich in der Aufnahmepraxis der Mitglieder der Gesellschaft: Während nämlich in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte ein gemeinsames Interesse für eine Aufnahme genügte,⁴⁶⁸ war für eine Mitgliedschaft in der Gesellschaft für Rassenhygiene die Vorlage von Familien- und Ahnentafeln sowie eine anthropologische Untersuchung des Bewerbers Voraussetzung. Bereits 1909 waren 400 Personen (Mitglieder und deren Angehörige) auf Familien- und Ahnentafeln, anthropologisch und pathologisch verzeichnet.⁴⁶⁹ Wie diese anthropologische Selbstuntersuchung ausgestaltet war, anhand welcher Kategorien diese Untersuchung durchgeführt wurde, ob die Ergebnisse dieser Untersuchung in der Praxis auch tatsächlich zu Aufnahmeverweigerungen führten, lässt sich aus den vorliegenden Quellen nicht entnehmen. Nur ein Brief vom 16. Mai 1908 von Alfred Ploetz an von Luschan verweist auf die Kriterien der Selbstexaminierung. So schlug Ploetz vor, diese an der Untersuchung „Die anthropologische Aufnahme im Deutschen Reiche“ zu orientieren.⁴⁷⁰ Er argumentierte in

467 Nachlass von Luschan: Ploetz, Alfred. Bl. 37.

468 Goschler, Wissenschaftliche „Vereinsmenschen“, S. 44.

469 Becker, Zur Geschichte, S. 108.

470 Nachlass von Luschan: Ploetz, Alfred: Brief von Alfred Ploetz an von Luschan vom 16. Mai 1908: „Hochverehrter Herr Doktor! Im Anschluss an meine amtliche Anfrage möchte ich Ihnen noch persönlich mitteilen, dass wir am Sonnabend begonnen haben, uns in meinem Kurse sehr angelegentlich mit der anthropologischen Tafel zu beschäftigen. Frau Dr. Ploetz hatte auch die Güte, einige Exemplare der anthropologischen und der Untersuchungstafeln mitzubringen, ich hätte sonst kein einziges Exemplar vorlegen können. Bei dieser Gelegenheit ist mir aufgefallen, wieviele rein anthropologische Fragen in die Untersuchungstafel aufgenommen sind. Ich habe den Eindruck, dass das im wesentlichen auf jene Ansichten von Dr. Th. und Dr. K. zurückzuführen ist, über die wir neulich mündlich uns unterhalten haben. An sich würde eine solche doppelte Erhebung eigentlich ja überflüssig sein, aber sie ist vielleicht zur gegenseitigen Kontrolle ganz nützlich. Eine andere Frage würde allerdings die sein, ob die anthropologische Tafel in ihrer gegenwärtigen Form wirklich vollkommen zweckentsprechend ist. Ich bin ja allerdings für ihre Fassung verantwortlich, aber bei näherer Ueberlegung möchte ich doch glauben, dass sie etwas modifiziert werden könnte. Jetzt wäre es sicher noch Zeit, da ja vermutlich bisher nur eine verschwindend geringe Anzahl solcher Tafeln ausgefüllt sein dürfte. Als ich mich s. Zt. mit dieser Tafel beschäftigte, war ich noch von der Ansicht ausgegangen, dass

diesem Brief zudem, wie Rudolf Virchow das umstrittene Kriterium der Religion in die Erforschung mit aufzunehmen, da sich anhand dessen auf Rassenzugehörigkeit schließen lasse.⁴⁷¹ Wie allerdings von Luschan

ein unmittelbarer Anschluss an die grosse anthropologische Aufnahme im Deutschen Reiche von vornherein unmöglich sei, weil diese sich im wesentlichen auf den Assentplätzen abspielen würde, wo grosse Eile nötig ist und daher auf viele sonst wünschenswerte Angaben ganz verzichtet werden musste. Inzwischen hat sich die Lage insofern geändert, als man nicht mehr auf den Assentplätzen, sondern in den Kasernen usw. messen will, also viel mehr Zeit zur Verfügung hat. Ich sende Ihnen beiliegend den vorläufigen Entwurf unseres Beobachtungsblattes, bei dem jetzt geändert ist, was ich mit Blaustift notiert habe, so dass auch 9, 10 und 15 obligatorisch sind. Die Aufnahme weiterer Maasse ist allerdings so gut wie ausgeschlossen. Ich bin sehr froh, dass ich so viele habe durchsetzen können. Es handelt sich ja ohnehin um ein Unternehmen, das weit über eine Million kosten wird und man muss sich darüber klar sein, dass jede Neuaufnahme eines einzelnen Maasses die Gesamtkosten wiederum ganz enorm erhöhen muss; trotzdem möchte ich (Bl. 21) Ihnen die Frage vorlegen, ob es sich nicht vielleicht empfehlen würde, dieses allgemeine deutsche Reichs-Beobachtungsblatt auch für die Aufnahmen in unserer Gesellschaft zu Grunde zu legen. Es soll das aber wirklich nur eine Anfrage und nichts weiter als eine Anfrage sein, ja nicht etwa ein Rat, es sprechen ja sehr viele Dinge auch für die Beibehaltung eines etwas erweiterten Schemas. Vielleicht aber haben Sie die Güte, sich die Sache zu überlegen und mir gelegentlich einmal Ihre Meinung zu schreiben. Noch möchte ich zu unserem Schema bemerken, dass wir die Frage nach der Religion selbstverständlich nur aus einem rein wissenschaftlichen Grunde aufgenommen haben. Es ist nämlich in einzelnen Teilen von Deutschland möglich, aus der Confession ohne weiteres auf die Rassenzugehörigkeit zu schliessen. So ist z.B. in Mecklenburg von jedem Katholiken von vorn herein mit sehr grosser Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass er eine Pole ist, von jedem Altlutherischen, dass seine Familie seit Jahrhunderten im Lande sitzt und von jedem Evangelischen, dass er von späteren Einwanderern aus den Nachbarprovinzen abstammt. Natürlich könnte man statt ‚Religion‘ in die Spalte auch ‚Confession‘ setzen, was vielleicht auch logischer wäre. Mit besten Grüßen v.H.z.H. immer Ihr aufrichtiger“. (Bl. 22)

- 471 Weitere Voraussetzung für die Aufnahme in der Gesellschaft war eine wirtschaftlich gesicherte gesellschaftliche Position. Die Zugehörigkeit konnte dann mit dem Status des „Gründers“ oder mit dem des höherrangigen „ordentlichen Mitglieds“ versehen werden. Für letzteres war die Voraussetzung, dass die Untersuchungsergebnisse „günstig seien“. Nachlass von Luschan: Ploetz, Alfred, S. 29ff. Brief von Ploetz an von Luschan vom 25. Juli 1908: „Auch Dr. Koerner (der Assessor aus dem Heroldamt?) hat sich von Dr. Römert untersuchen lassen. Es ist ihm nicht genug, dass wir ihn (kurz vor der Generalversammlung) zum Gründer ernannten, er will zugleich noch ordentl. Mitglied werden. Da die Untersuchungstafeln sehr günstig lauteten, haben wir ihn natürlich auch zum ordentl. Mitglied gemacht. Er hat übrigens bei dieser Gele-

zu diesen Argumenten stand, ließ sich aufgrund mangelnder Quellen nicht untersuchen. Dass er diese jedoch nicht komplett ablehnte, kann man aus der Tatsache schließen, dass er der Gesellschaft Zeit seines Lebens verbunden blieb.

Als ein Schritt in ähnlicher Richtung ist von Luschans Beteiligung und Mitwirkung in dem Ausschuss für Rassenhygiene und Bevölkerungswesen zu interpretieren. Im August 1922 forderte der preußische Landesgesundheitsrat ein Gutachten dieses Ausschusses an. Anlass war ein Antrag auf Errichtung einer „Reichsanstalt für menschliche Vererbungslehre und Bevölkerungskunde“, um über die feststellbare geistige und körperliche „Entartung“ besser forschen zu können.⁴⁷² Die Expertise erstellten dann von Luschan, Erwin Baur, Richard Goldschmidt und Oberregierungsrat Rösle vom Reichsgesundheitsamt.⁴⁷³ Schnell kam der Gedanke auf, dass eine solche Anstalt dem Muster der Kaiser-Wilhelm-Institute entsprechen müsste – also wissenschaftlicher Einrichtungen, die von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft getragen wurden und in denen Grundlagenforschung betrieben wurde. Auf einer Sitzung am 22. Januar 1923 im Reichsministerium des Innern unter Teilnahme von Vertretern des Reichsfinanzministeriums, des Reichsgesundheitsamtes, des Preußischen Wohlfahrtsministeriums, des Preußischen Wissenschaftsministeriums und des dortigen Finanzministeriums, der Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte sowie der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie wurden die Pläne konkretisiert.⁴⁷⁴ Das neue Institut sollte seinen Sitz in Berlin haben; die erforderlichen Kosten von 600.000 Mark sollten durch das Reich mit 300.000 Mark, durch Preußen mit 100.000 Mark sowie durch Spenden gedeckt werden; Eugen Fischer wurde als Leiter vorgesehen.⁴⁷⁵ Die Realisierung des Projektes hat von Luschan nicht mehr erlebt, denn erst im September 1927, rechtzeitig zum fünften Internationalen Kongress für Vererbungsforschung, wurde das Institut eröffnet.⁴⁷⁶

Insgesamt lässt sich zu von Luschans anthropologischen Aktivitäten festhalten, dass er sich insbesondere auf dem Gebiet der anthropologischen Vermessungen als Autorität präsentierte. Ein wichtiges Ziel von ihm war eine Systematisierung von repräsentativen Erhebungen, deshalb

genheit nicht nur Bilder von sich, sondern noch etwa 18-20 Ahnenbilder geschickt.“ (Bl. 30)

472 Peter Weingart/Jürgen Kroll/Kurt Bayertz, *Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Rassenhygiene in Deutschland*, Frankfurt a. M. 1988, S. 240.

473 Weingart/Kroll/Bayertz, *Rasse*, S. 241; Weindling, *Health*, S. 338.

474 Weingart/Kroll/Bayertz, *Rasse*, S. 241.

475 Ebd., S. 242.

476 Ebd., S. 244.

entwarf er z.B. eine Hautfarbentafel. Doch trotz seiner akribischen Sammlung dieser oft schwer zu ermittelnden anthropologischen Daten, fand eine dementsprechende Auswertung keinen Niederschlag in den Publikationen. Damit erscheint das systematische und exakte Messen von physischen Begebenheiten auch als Selbstzweck. Zudem ist festzustellen, dass sich die Orientierung der anthropologischen Forschungen von von Luschan im Untersuchungszeitraum veränderte. Waren diese Forschungen zunächst räumlich im Kolonialgebiet verortet und stand dabei der z.T. gefangene „koloniale Körper“ im Mittelpunkt, so wandelte sich mit der Untersuchung an Kriegsgefangenen und der bereits seit 1908 bestehenden Mitgliedschaft in der Gesellschaft für Rassenhygiene die Forschungsperspektive allmählich: auch der „europäische“ und andeutungsweise auch der „deutsche Körper“ standen zunehmend zur Disposition.

Thilenius' Untersuchungen an der eigenen Nation

Zwar war Thilenius wie von Luschan an Sammlungen „anthropologischen Materials“ interessiert. Doch von umfassenden anthropologischen Vermessungen in den kolonialen Gebieten, wie sie von von Luschan bekannt sind, kann bei Thilenius keine Rede sein. Lediglich im Zusammenhang mit der Südseeexpedition gab Thilenius eine explizite Vermessungsdevise aus, auf die bereits im Abschnitt 3.1 verwiesen wurde. Thilenius hatte Otto Reche damit beauftragt, durch die Feststellung der Haut-, Haar- und Augenfarben sowie des Körperbaus, der Kopf- und Gesichtsformen die „Körperbeschaffenheit“ zu erforschen und gleichzeitig für eine spätere Analyse Schädel und Skelette zu sammeln sowie Fotografien und Zeichnungen anzufertigen. Allerdings war Thilenius insbesondere in den 1920er Jahren an verschiedenen Untersuchungen der „eigenen Nation“ beteiligt, was im Folgenden anhand von vier Beispielen aufgezeigt werden soll, verweisen sie doch alle auf eine neue Richtung der Anthropologie, hin zur Selbsterforschung, die hier verdeutlicht werden soll. Vorab sollen jedoch die methodischen Ansätze von Thilenius verdeutlicht werden.

Methodische Ansätze

Wie Thilenius in einem Brief im Jahre 1926 gegenüber dem Kulturminister Schmidt-Ott äußerte, sei das gravierendste Problem der bisherigen anthropologischen Untersuchungen vor allem das der Repräsentativität. Zwar würden oftmals quantitativ viele Menschen vermessen, doch stammten sie selten aus unterschiedlichen sozialen Gruppen, die ein

Volk umfassen würde.⁴⁷⁷ Zudem lägen unterschiedliche Erhebungen für die einzelnen Gebiete vor: manchmal würden Tausende, manchmal nur vier oder fünf Messungen durchgeführt. Darüber hinaus wäre man früher von der „Konstanz der Rassen“ ausgegangen, während die Biologie bereits die „Wandelbarkeit der Menschengruppen“ bewiesen hätte.⁴⁷⁸ Daraus folge:

„Man legt längst nicht mehr den Wert auf Dezimalstellen wie einst und gesteht sich ehrlich ein, dass die Einteilung etwa in Rundschädel und Langschädel, außerdem Mittelschädel ein rohes und unzureichendes System darstellt. Die Aufgabe des Anthropologen ist heute die Untersuchung des Individuums als Träger erblicher Eigenschaften, welche von Familie zu Familie und auch innerhalb der Familie verschieden verteilt sind, und hierin prägt sich klar der Fortschritt aus, denn die alte Auffassung sah in einer Bevölkerung doch nur die Summe von Individuen, die ohne eigene biologische Geschichte isoliert nebeneinander standen und sich zur Masse zusammenschlossen. Die Anthropologie wird damit zunächst Familienanthropologie etwa auf der Grundlage, welche der Freiburger Anthropologe Eugen Fischer durch seine mustergültige Arbeit über die Rehobother Bastards geschaffen hat.“⁴⁷⁹

Mithilfe von Kirchenbüchern, so schlug Thilenius vor, sollte die historische Zusammensetzung der zu untersuchenden Familie herausgefunden werden. Bei verstorbenen Mitgliedern könnte man mit Abbildungen dieser arbeiten.⁴⁸⁰ Mit dieser Methode seien sehr nützliche Ergebnisse zu erwarten:

„Zweifellos wird damit die anthropologische Untersuchung schwieriger, aber sie wird auch ebenso zweifellos zu sichereren und auch praktisch verwertbaren Ergebnissen führen, denn nunmehr können etwa die Probleme der Schülersauslese anders beurteilt werden, als wenn es nur auf Grund der Test-Prüfung geschieht, man wird die Begabungslinien, die durch Familien hindurchführen, erkennen können und sich schließlich des großen Reichtums an Formen bewusst werden, der in einer gegebenen Bevölkerung steckt, aber von der Mittelwerte errechnenden Massenstatistik künstlich verdeckt wurde.“⁴⁸¹

Zwei Jahre später stellte er in gleicher Richtung zielend fest, dass die Sammlung „rassenkundlichen Materials“ durchaus Schwierigkeiten ber-

477 GStA PK: VI HA Nachlass Schmidt-Ott C 42, Brief von Thilenius an Schmidt-Ott vom 2. Januar 1926.

478 Ebd.

479 Ebd.

480 Ebd.

481 Ebd.

ge. Zwar ließe sich ein „fliegendes anthropologisches Laboratorium mitführen, um Messungen am Lebenden zu machen und photographische Aufnahmen herzustellen“. ⁴⁸² Doch für die tatsächlichen komplizierten Messungen sei ein ausgebildeter Anthropologe notwendig, ⁴⁸³ außerdem sei es schwer, die Menschen zu den Messungen zu bewegen und so sei der Aufwand im Vergleich zu den möglichen Ergebnissen zu kostspielig. ⁴⁸⁴ – Doch durch Aufnahmen von „genealogisch bestimmten“ Gesichtern und Köpfen, die zusammen mit der Sammlung von Schädeln und Skeletten als Forschungsmaterial völlig ausreichen würden, ließe sich dieses Problem lösen. ⁴⁸⁵

Genau diese von ihm gewünschten präziseren genealogischen Informationen scheint Thilenius bei der anthropologischen Erhebung auf der Insel Finkenwerder, auf die im Folgenden eingegangen wird, erhalten zu haben.

Seine Beteiligung an den anthropologischen Forschungen auf der Insel Finkenwerder 1925

1925 wurde auf der Elbinsel Finkenwerder bei Hamburg unter der Leitung von Walter Scheidt (Professor für Rassen- und Kulturblogie an der Universität Hamburg und ab 1928 Leiter der rassenkundlichen Abteilung im Hamburger Völkerkundemuseum) eine volks- und rassenkundliche Untersuchung durchgeführt, die insbesondere durch die vielfältige Unterstützung von Thilenius ermöglicht wurde. So wurde dieser im Vorwort des Bandes „Die Elbinsel Finkenwärder“ als alleiniger Sponsor genannt. Sein Hamburger Museum für Völkerkunde unterstützte dieses Projekt u.a. in finanzieller Hinsicht, durch die Anfertigung der fotografischen Aufnahmen der Untersuchungsobjekte, durch die Verzettelung der „Kirchenbücher von Finkenwärder (von 1621 bis 1870)“ ⁴⁸⁶ sowie durch die Bereitstellung von Räumlichkeiten für die Unterlagen der Forschung im Archiv der rassenkundlichen Abteilung. ⁴⁸⁷

482 Thilenius, Museum und Völkerkunde 1928, S. 30.

483 Ebd., S. 30.

484 Ebd.

485 Ebd.

486 Walter Scheidt/Hinrich Wriede, Die Elbinsel Finkenwärder. Land und Leute, Rasse und Volkstum des Finkenwärder Fischerdorfes (Veröffentlichung des Werkbundes für Deutsche Volkstums- und Rassenforschung), München 1927, S. 4.

487 Im Vorwort des Bandes „Die Elbinsel“ dankte Walter Scheidt u.a. auch dem Verleger des Werkes Julius Friedrich Lehmann (1864-1934) in München, den er als „tatkraftigsten Förderer rassenkundlicher Forschung in Deutschland“ bezeichnete. Denn Lehmann hätte nicht nur den Druck und die Ausstattung des vorliegenden Buches ermöglicht, sondern er

Im Rahmen der Untersuchung wurden 1925 im Zeitraum von März bis November 153 erwachsene Personen aus 40 „alteingesessenen Familien“ fotografiert, 173 Personen (85 Männer und 88 Frauen) wurden beobachtet und davon 143 Personen (70 Männer und 73 Frauen) anthropologisch vermessen.⁴⁸⁸ Der besondere Reiz dieser Insel wurde in der Abgeschlossenheit der dortigen Bevölkerung von der Umwelt gesehen, wodurch eine gewisse, zumindest innerhalb des deutschen Raumes für einmalig gehaltene „Ursprünglichkeit“ erwartet wurde.⁴⁸⁹ Damit schien eine Laborsituation gegeben, wie sie auch schon für die anthropologische und völkerkundliche Arbeit in den Kolonialgebieten gefordert worden war (und die die Wissenschaftler durch die sogenannte „Europäisierung“ stets als bedroht empfunden hatten). Ihren publizistischen Niederschlag fand die Untersuchung in dem von Walter Scheidt und Hinrich Wriede verfassten Werk „Die Elbinsel Finkenwärder“. Es beinhaltet neben einem Kapitel zum „Volkstum“ von Wriede, in dem er auf „Flurnamen“, „Geschichte“, „Siedlungsformen“ sowie auf „Sitten“ und „Eigenschaften und Wesensart der Bewohner“ einging, einen Artikel zum Thema „Rasse“ von Scheidt. Darin ging dieser auf die „Bevölkerung und ihr Schicksal“, „Die Verteilung körperlicher Rassenmerkmale“ sowie die „Bewährung der einzelnen Familien im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben“ ein. Zu den erhobenen Daten gehörten u.a. „Körpergröße und -bau“, „Haarfarbe und -form“, „Kopflänge und -breite“ sowie das „Längenhöhenverhältnis“ sowie das „Breitenhöhenverhältnis des Kopfes“.⁴⁹⁰ Zur Illustration der Komplexität der erhobenen physischen Daten seien hier zwei Definitionen der Untersuchungsmerkmale aufgeführt: Für den zwölften Indikator „Längenhöhenverhältnis des Kopfes“ mussten folgende Faktoren beachtet werden: „Seitenhöhenform des Kopfes; Ohrhöhe des Kopfes im Hundertsatz der größten Kopflänge ausgedrückt; bei Schädeln aus den umgerechneten Durch-

hätte auch finanzielle Mittel für die Fortsetzung dieser Erhebung bereitgestellt. Siehe hierzu auch: Sigrid Stöckel (Hg.), Die „rechte Nation“ und ihr Verleger, Heidelberg 2002. Und weiter heißt es: „Das Museum für Völkerkunde in Hamburg (Herr Prof. Dr. G. Thilenius), das Altonaer Museum (Herr Prof. Dr. Otto Lehmann) und der Heimatbund der Männer vom Morgenstern (Heimatbund an Elb- und Wesermündung) haben sich gleichfalls dieser weiteren Erhebungen, die seit eineinhalb Jahren im Gang sind, fördernd angenommen, so daß in absehbarer Zeit eine Ergänzung und Erweiterung des vorliegenden Anfangs rassenkundlicher Forschungen in Nordwestdeutschland zu erhoffen ist.“ Scheidt, Elbinsel, S. 4. Siehe auch: S. 133.

488 Ebd., S. 4.

489 Ebd.

490 Ebd., S. 5.

Anlage 2: Muster einer ausgefüllten Beobachtungskarte (Vorderseite).

Reihe: Ba		Nr.: 1007					
1. Zu- u. Vorname: Krüger Hans		2. Beruf bzw. Mädchenname: Landwirt		3. Bekenntnis: evang.		4. Ort u. Tag d. Aufnahme Bargensdorf 10. 10. 25	
5. Geburtsort: Bargensdorf		6. Geburtstag u. -jahr: 17. 4. 1864		7. Jahr d. Ver- ehelichung: 1892		9. Anschrift: Bargensdorf Nr. 13	
10. Alter:							
Vater		11. Zu- u. Vorname: Krüger Albrecht		12. Beruf: Landwirt		13. Bekenntnis: evang.	
				14. Geburtsort: Bargensdorf		15. Geburtsjahr: 1836	
				16. Wohnort: Bargensdorf			
Mutter		17. Zu- u. Vorname: Krüger Anna		18. Mädchenname: Riek		19. Bekenntnis: evang.	
				20. Geburtsort: Bargensdorf		21. Geburtsjahr: 1842	
				22. Wohnort: Bargensdorf			
Vaters- vater		23. Geburtsort: Bargensdorf		24. Wohnort: Bargensdorf		25. Beruf und Bekenntnis: Landwirt evang.	
				Mutters- vater		26. Geburtsort: Bargensdorf	
						27. Wohnort: Bargensdorf	
						28. Beruf und Bekenntnis: Landwirt evang.	
Vaters- mutter		29. Geburtsort: "		30. Wohnort: "		31. Beruf und Bekenntnis: evang.	
				Mutters- mutter		32. Geburtsort: "	
						33. Wohnort: "	
						34. Beruf und Bekenntnis: evang.	

Abbildung 26: Walter Scheidt/Hinrich Wriede, *Arbeiten auf der Elbinsel Finkenwerder*: „Muster einer ausgefüllten Beobachtungskarte (Vorderseite)“, 1925-1927

messern zu errechnen“, wobei eines der folgenden Ergebnisse möglich war: „flachförmig – mittel hochförmig – mäßig hochförmig – stark hochförmig“. Für das 13. Merkmal „Breitenhöhenverhältnis des Kopfes“ musste die „Breitenhöhenform des Kopfes; Ohrhöhe des Kopfes im Hundertsatz der größten Kopfbreite ausgedrückt; bei Schädeln aus den umgerechneten Durchmessern zu errechnen“ gemessen werden, wobei „stark breitförmig – mäßig breitförmig – mittel breitförmig – schmalförmig“ die möglichen Resultate waren.⁴⁹¹ Für fast jeden Untersuchungswert gab es Normwerte, die geschlechtsspezifisch unterschieden waren. Neben dieser physiologischen Erfassung von Individuen der Insel, die auf einer „Beobachtungskarte“ festgehalten wurden, wurden auch noch Informationen zu den Familienverhältnissen auf einem „Familienblatt“ erhoben. Dabei ging es u.a. um die „Stammtafel“, die Kinderzahl sowie die wirtschaftliche, gesellschaftliche, gesundheitliche und seelische Disposition der Familie.⁴⁹²

491 Ebd., S. 110.

492 Ebd., S. 145f.

Anlage 2a: Muster einer ausgefüllten Beobachtungskarte (Rückseite).									
156	152	135	146	129	123	39	36	165	
I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	
Größe Länge des Kopfes	Größe Breite des Kopfes	Breite zwischen d. Ohren	Ohr- Scheitel- Entfernung	Jochbogen- breite	Morph. Gesichts- höhe	Nasenhöhe	Nasenbreite	Körpergröße	
35. Verwandtschaft zu anderen Aufgenommenen: Mann von 1009; Vater von 1005, 1010, 1011; Sohn von 1006.									
36. Haarfarbe: braunschwarz — braun — rötlichbraun — hell- braun — dunkelblond — hellblond — aschblond — rotblond — rot					37. Haarform: schlicht — flach- wellig — weitwellig — engwellig — lockig kraus		38. Hautfarbe: hell gelblich — bräun- lich		
39. Augenfarbe: dunkelbraun — hellbraun — grünlich — hellgrau — dunkelblau — hellblau; mit wenig — viel — schollenförmig — ringförmig — strahlenförmig Pigment								40. Gestalt: schlank — untersetzt — hager — dick	
$\frac{1}{2}$ Breite zwischen d. Ohren	Ohrhöhe d. Kopfes	Längen- breiten- Index	Längen- höhen- Index	Breiten- höhen- Index	Gesichts- Index	Nasenindex			
X	XI	XII	XIII	XIV	XV	XVI			

Abbildung 27: Walter Scheidt/Hinrich Wriede, *Arbeiten auf der Elbinsel Finkenwerder*: „Muster einer ausgefüllten Beobachtungskarte (Rückseite)“, 1925-1927

Zwar räumte Scheidt ein, dass die Ergebnisse der Untersuchungen noch keine umfassenden Vergleiche mit anderen Bevölkerungen zuließen, wohl aber eine Gegenüberstellung mit bisherigen Erhebungen der „nordwestdeutschen Bevölkerung“. Dabei bezog er sich auf zahlreiche kleinere anthropologische Studien u.a. Virchows „Beobachtungen an 22 Erwachsenen“ von 1891.⁴⁹³ Entsprechend resümierte er, dass die meisten festgestellten Eigenschaften der Finkenwerder Bevölkerung der „nordischen Rasse“ zugeschrieben werden müssten: „[...] helle Körperfarben, schlichte Haarform, beträchtliche Körpergröße, große Kopfplänge, vorgewölbtes Hinterhaupt, langes, schmalförmiges Gesicht, schmalförmige Nase, schmale, dünne Lippen“. Dieser Erkenntnis widersprachen allerdings andere „Merkmalsausprägungen“, die bei den Finkenwerdern gehäuft gefunden würden, allerdings nicht mit den „nordischen Merkmalen“ identifiziert werden könnten: „[...] große Kopfbreite, Rundförmigkeit des Kopfes, große Jochbogenbreite.“⁴⁹⁴ Diesen Widerspruch erklärte Scheidt durch die „Einkreuzung“ „fremder Rasseigenschaften in früheren Generationen“, die nur zum Teil „ausgelesen“ wor-

493 Ebd., S. 93.

494 Ebd., S. 110.

Anlage 4: Muster eines ausgefüllten Familienblattes (Vorderseite).

Familienblatt.	
1. Name der Familie: <i>Hans Krüger</i>	2. Ort: <i>Bargensdorf Nr. 13</i>
3. Stammtafel der Familie: <div style="text-align: center;"> </div>	
4. Verwandtschaft der Familie zu anderen Familien der Gemeinde: <i>1007 = Bruder von 1038; 1009 = Tochter von 1014. Verwandt sind außerdem die noch nicht aufgenommenen Familien Michael Krüger (Nr. 24) und Julius Krüger in Altenhof. 1011 an Tierarzt Alfred Peters verheiratet.</i>	
5. Kinderzahl der Familie: männliche: 3 weibliche: 3 davon Totgeborene: im 1. Lebensjahr gestorben: — <i>17 totgeboren</i>	
6. Die Familie ist nachweisbar im Ort seit 1647 in der Gegend seit <i>wahrscheinlich länger</i>	Quelle dieser Angaben: <i>Kirchenbuch</i>
7. Wirtschaftliche Verhältnisse der Familie: (Größe des Hofes, Betriebes, Geschäfts — Vermögens- u. Steuerverhältnisse — Lebenshaltung usw.): <i>Hof vonha Größe mitPferden undStück Großvieh,St. Kleinvieh. Erheblicher Waldbesitz in der Soltauer-Gegend. Höchster Steuerzahler der Gemeinde. Der zweite Sohn bewirtschaftet einen vom Vater angekauften Hof in Riedberg von ca.ha Größe.</i>	8. Gesellschaftliche Verhältnisse der Familie (Familienmitglieder, auch Vorfahren, die öff. Ämter innehaben, die studierten usw. — Gemeinnützige und politische Tätigkeit in der Familie, Ansehen der Familie in d. Gemeinde usw.): <i>Vater u. Großvater des 1007 waren Gemeindevorsteher; in d. weiteren Vorfahren bis 1647 noch 3 Gemeindevorsteher, 1 Kirchenpfleger. Allzeit angesehene, einflussreiche Familie von mäßiger, verständiger Lebenshaltung und guter Wirtschaftsführung; 1007 stellv. Vorstand d. Bundes der Landwirte; ältester Sohn Mittelschulbildung, im Krieg Reserveoffizier.</i>
9. Quellen der Angaben unter 7: <i>Gemeindevorsteher.</i>	10. Quellen der Angaben unter 8: <i>Kirchenbücher; Gemeindeakten; Pastor Evers.</i>

Abbildung 28: Walter Scheidt/Hinrich Wriede, *Arbeiten auf der Elbinsel Finkenwerder: „Muster eines ausgefüllten Familienblattes (Vorderseite)“, 1925-1927*

den wären. Aufgrund dieser Erklärung hielt er es jedenfalls für gerechtfertigt, „in der Eigenschaftsgruppe der Finkenwärder einen Schlag nordischer Rasse zu sehen“.⁴⁹⁵ Auch sah er einen Zusammenhang zwischen

495 Ebd., S. 111.

Anlage 4a: Muster eines ausgefüllten Familienblattes (Rückseite).**11. Gesundheitliche Verhältnisse der Familie (Krankheiten, Todesursachen, körperl. Leistungsfähigkeit, Lebensdauer usw.)**

Bei 3 Vorfahren „Schlagfluß“ als Todesursache im Kirchenbuch. — Die lebenden Familienmitglieder sind kräftige, etwas untersetzte Leute von angebl. bester Gesundheit. Familienleiden sind nicht bekannt.

12. Quellen der Angaben unter 11:
Bestätigt durch Dr. Schmidt.

13. Seelische Eigenschaften in der Familie:

Etwas verschlossene, wortkarge Leute mit Ausnahme der 1011. Werden als tatkräftig, mitunter auch als etwas hart geschildert und gelten als strenge Brotherren. Der 1006 verbüßte wegen einer im Zorn zugefügten Körperverletzung eine geringe Freiheitsstrafe. Bei fast allen Vorfahren ist Vergrößerung des Besitzes durch umsichtige Wirtschaftsführung nachzuweisen. Ausgeprägtes Organisationsstalent spricht sich bei vielen in ihrer öffentlichen und privaten Betätigung aus.

14. Quellen der Angaben unter 13:
Ältere Bürger der Gemeinde.

15. Zur Familiengeschichte:

In der 3. Vorfahrgeneration des jetzt lebenden Hofbesitzers spielte ein Familienzwist wegen eines ältesten Sohnes, der wider den Willen der Verwandten eine aus Nordfriesland stammende Frau aus ärmlichem Hause geheiratet hatte. Die Ehe sollte durch Entmündigungserklärung angefochten werden. Nach dem Tod dieses Mannes entspann sich ein Erbschaftsstreit, der 25 Jahre dauerte und schließlich mit einem Vergleich endete. — Der 1006 war Feldzugsteilnehmer von 1870 und Inhaber des Eis. Kreuzes. — In einem Abschnitt der Familiengeschichte, die sich auf alle Hausbücher stützt, ist bemerkenswert, daß viele der männlichen Familienmitglieder ehelos blieben, sodaß die Familie trotz großer Kinderzahl der meisten Verheirateten auf wenige Zweige beschränkt blieb.

Abbildung 29: Walter Scheidt/Hinrich Wriede, *Arbeiten auf der Elbinsel Finkenwerder: „Muster eines ausgefüllten Familienblattes (Rückseite)“, 1925-1927*

den körperlichen Merkmalen und der „Bewährungstüchtigkeit“⁴⁹⁶, die er als gesellschaftliche und wirtschaftliche Stellung innerhalb einer Gemeinde definierte. Diese Beziehung wäre in „[...] einer Auslese nach bewährungstüchtigen seelischen Eigenschaften und einer Mitauslese der

496 Scheidt definierte diesen Begriff in ausführlicher Form folgendermaßen: „Eine Gruppierung der Familien nach ihrer Bewährung im Leben der Gemeinde läßt sich einigermaßen vornehmen, wenn man die wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung der einzelnen Familien (nach Besitzstand und eigenem Anteil am Erwerb dieses Besitzstandes, nach Wirtschaftsführung und Lebenshaltung, nach Ansehen in der Gemeinde und Anteil am gemeindlichen Leben durch führende Stellen, Ämter, Ehrenämter u. dgl.) als Maßstab benutzt. Darin liegt wohl der sicherste Anhalt für die sachliche Beurteilung, ob und inwieweit die Fähigkeiten und Anlagen der einzelnen Erbstämme mit den Forderungen der Umwelt im Einklang stehen, wie weit also die einzelnen Erbstämme ‚angepaßt‘ sind.“ Ebd., S. 113.

als ‚typisch‘ nachgewiesenen körperlichen Eigenschaften [...]“ begründet.⁴⁹⁷ Damit kam er zu dem Schluss: „[...] daß die vorstehenden Schilderungen des Finkenwälder Volkstums und der körperlichen Beschaffenheit der Leute die typische ererbte Eigenart des Finkenwälder Menschenschlages beschreiben [...]“ würden.⁴⁹⁸

Die Untersuchung erntete hauptsächlich Anerkennung: So bilanzierte Thilenius gegenüber dem Kultusminister Schmidt-Ott im Januar 1926 die Forschungen als sehr positiv, ohne allerdings die Ergebnisse zu konkretisieren: „Soweit mir bekannt ist, stellen sich sehr überraschende Ergebnisse ein, deren Bedeutung allgemein darin liegt, dass sich nun ein Weg zeigt, um auch in der Anthropologie über eine Statistik hinaus zu einem kausalen Verständnis der Menschengruppen zu gelangen.“⁴⁹⁹ Auch die Presse war angetan, nicht zuletzt, da man lokale Interessen berührt sah. So hieß es in den Hamburger Nachrichten:

„Es war aber auch höchste Zeit solche Beobachtungen anzustellen und das noch Vorhandene in alten Sitten und Bräuchen an Volksgut, Gerät, althergebrachter Lebenshaltung usw. festzuhalten und die alteingesessenen Familien genealogisch, statistisch und rassenkundlich zu erfassen, da wohl schon die nächste Generation von dem alten Finkenwälder kaum mehr viel zu sehen bekommen wird. [...] Die wichtigste Aufgabe solcher volkskundlicher und rassenkundlicher Erhebungen besteht darin, gleichzeitig mit der Beschreibung volkstümlicher Äußerungen auch die Menschen zu erfassen, welche Träger dieser betreffenden Kultur sind. Nur auf solche Weise wird es möglich sein, ein zutreffendes Bild von den seelischen und körperlichen Eigenschaften eines Menschenschlages zu gewinnen. [...] – Die Statistik körperlicher Rassenmerkmale in Finkenwälder hat aufgedeckt, daß die Unterschiede gegenüber anderen (z.B. oberdeutschen) Bevölkerungsgruppen beträchtlich größer sind als man gewöhnlich annimmt, da gewöhnlich eine genaue genealogische Herkunftsbestimmung nicht vorgenommen wird, so daß die Gruppen von vornherein meist Leute verschiedener Herkunft enthalten und keinem bestimmten Volkstum zugeschrieben werden können. [...]“⁵⁰⁰

Seine Publikation „Völkerkunde und Schule“ von 1926

Zwar geht das von Thilenius in seiner Publikation von 1926 „Völkerkunde und Schule“ verwendete statistische Material nicht auf seine ei-

497 Ebd., S. 114.

498 Ebd.

499 GStA: VI HA Nachlass Schmidt-Ott C 42 (Anthropologie 1926-30), Brief von Thilenius an Schmidt-Ott vom 2. Januar 1926 über die Entwicklungen in der Anthropologie.

500 Hamburger Nachrichten vom 6. Juli 1926 aus: STA HH; Zeitschriftenmappe Völkerkundemuseum A 574, S. 72.

genen Forschungen zurück. Vielmehr bezog er sich darin auf Sammlungsmaterial des Museums und Forschungen anderer Wissenschaftler. Da er jedoch eigenständig Schlussfolgerungen aus diesem Material zog, wird diese Publikation hier mit einbezogen.

Thilenius sprach sich in dieser Veröffentlichung, deren zentrales Thema aus heutiger Sicht eine „nationale Anthropologie“ war und die sich primär an Lehrer und andere Schulangehörige wandte, zunächst vehement gegen die Konfrontierung von „Heimat“ und „Fremde“ aus. Weder eine Idealisierung der „außereuropäischen Völker“ noch ein Überlegenheitsgefühl ihnen gegenüber entspräche den Fakten. Zwar gäbe es viele Völker, die seit „Jahrhunderten auf einer bestimmten niederen Stufe verblieben oder gar starke Kulturverluste vermuten lassen“, doch gäbe es auch Beispiele für einen Kulturaufstieg „und die Gegenwart zeigt uns Indianer, Neger oder Polynesier als Geistliche, Juristen, Ärzte, Großkaufleute, Großgrundbesitzer, Handwerker, die den Wettbewerb mit Europäern aufnehmen“.⁵⁰¹ Diese Erkenntnis hätte direkte Folgen für das europäische Selbstverständnis:

„Wenn aber Fremdvölker in wenigen Generationen eine Entwicklung durchlaufen können, die wesentlich das gleiche Ergebnis hat wie die der Kulturvölker, so verwischt sich die Grenze, die das Selbstbewußtsein der Europäer aufwarf und verstärkte. Das umsomehr, als auch der Weiße viele Berührungspunkte mit den Farbigen aufweist, ganz abgesehen von den Gleichheiten oder Ähnlichkeiten oder Oberschichten. [...] Wer sich von der großen Zahl von Gleichheiten und Ähnlichkeiten Rechenschaft gibt, erkennt leicht, daß hier eine Übereinstimmung der Denkweise zugrunde liegt, die eine Brücke schlägt von jedem europäischen zu jedem außereuropäischen Volk.“⁵⁰²

So schlussfolgerte er: „Primitive Kulturzustände“, die das Arbeitsgebiet der Völkerkunde seien, ließen sich auch bei den „Kulturvölkern Europas“ finden.⁵⁰³ Dieses Resultat ließ ihn dann auch der Berufsgruppe der Lehrer eine besondere Rolle zuweisen, weil bei der Erforschung des europäischen „Primitiven“ könnten ebendiese wichtige Vermittler und Helfer der Völkerkunde sein. Dementsprechend würde er sich mit dieser Publikation (wie auch mit der Neuauftellung der Schausammlung des Museums sowie mit der Sonderausstellung „Beziehungen zur Schule“) genau an diesen Personenkreis wenden.⁵⁰⁴ Da es nämlich kaum „Material zu Europa“ gäbe, sollten die Lehrer in ihrem Dorf Ausschau nach

501 Thilenius, Völkerkunde und Schule 1926, S. 5.

502 Ebd., S. 5f.

503 Ebd.

504 Ebd., S. 3ff.

„primitiven Erzeugnissen“ halten.⁵⁰⁵ Auch „rassenbiologische Erscheinungen“ sollten sie verfolgen, um ihren Unterricht den Schülern anzupassen.⁵⁰⁶ Außerdem ginge: „Der Weg zu einer brauchbaren rassenkundlich begründeten Volkskunde und Geschichte eines Landes [...] über die biologische Orts- und Gaugeschichte [...]“ Und da der Lehrer auf dem Land genau in dieser Umgebung tätig wäre, könnte er viel zu dieser Forschung beitragen.⁵⁰⁷ Wie die Missionare, Kolonialbeamten und Reisenden als Informanten für die Erforschung der Kolonialgebiete dienen würden, so sah Thilenius die Lehrer als Kontaktpersonen für die europäisch orientierte völker- und rassenkundliche Forschung. Diesen Ausführungen entsprechend waren der Publikation dann acht Tafeln von europäischen Gegenständen sowie fünf Tafeln zu „Rassenmerkmalen“ beigelegt, von denen wiederum drei sich mit Vererbungsfragen beschäftigten. Da diese Tafeln auch dazu dienten, bestimmte exemplarische Sachverhalte beispielhaft in einer relativ schnell erfassbaren Weise zu präsentieren, erlauben sie einen deutlichen Blick auf Thilenius' anthropologische Denkweise – auch wenn hier die zugrundeliegenden Statistiken und Zeichnungen nicht auf Thilenius' eigenen Forschungen beruhten, sondern jeweils den Untersuchungen und Publikationen anderer Wissenschaftler entlehnt worden waren.

So beschäftigte sich Thilenius auf Tafel IX im oberen Bereich mit der „Veränderung von Rassenmerkmalen während des Kindesalters“. Dazu führte er aus: „Viele rassenkundlich analoge Merkmale sind bei Kindern nicht zuverlässig feststellbar, da sie noch nicht die Ausprägung des erwachsenen Körpers erreicht haben. Rassenkundliche Beobachtungen an Schulkindern sind deshalb sehr zu widerraten; sie führen meist zu keinen wissenschaftlich brauchbaren Ergebnissen.“⁵⁰⁸ Zur Untermauerung seiner Aussage führte er vier Statistiken bzw. eine Zeichnung an. Zur Statistik über das „Nachdunkeln hellhaariger Kinder“ schrieb er: „Die durchschnittliche Dunkelheit der Haarfarbe in einer grösseren Kindergruppe nimmt in dem gezeichneten Masstabe zu, weil eine Anzahl von hellhaarigen Kindern nachdunkelt.“⁵⁰⁹ Auch die folgenden Abbildungen über die „Veränderung des Längenbreitenverhältnisses des Gesichtes“ sowie die der Nase und die vergleichende Darstellung des „Schädel(s) eines Erwachsenen im Verhältnis zu dem eines neugeborenen Kindes“ sollte die Modifikationen der physischen Merkmale „im Laufe des Wachstums“ verdeutlichen. – Mit diesen Ausführungen posi-

505 Ebd., S. 16ff.

506 Ebd., S. 27.

507 Ebd., S. 29.

508 Ebd., S. 64.

509 Ebd., S. 65.

tionierte er sich auch gegenüber der „Schulstatistik“ von Rudolf Virchow, wobei der hier zumindest indirekt erhobene Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit diese Arbeit eindeutig deklassierte. Im unteren Teil zeigt Tafel IX zwei Graphiken mit dem Thema „Begabungsunterschiede bei Kindern aus verschiedenen Bevölkerungsschichten“. Diese, so gab Thilenius an, wären nach „KORNHÄUSER 1918 und PIERACINI 1916“ zitiert. – Bei der linken Grafik, die Ergebnisse von Untersuchungen an „Kinder[n, A.d.V.] aus Schulen verschiedener Stände“ darstellt, heißt es: „Die Beurteilung der Schüler erfolgte auf Grund experimenteller psycholog. (Test)-Untersuchungen. Die Schulen wurden nach der vorwiegenden gesellschaftlichen Zugehörigkeit der Schülereltern unterschieden.“ Was in diesem Zusammenhang unter „psycholog. (Test)-Untersuchungen“ zu verstehen wäre, ließ Thilenius offen. Faktisch wurden hier die Kategorien „Schulen oberer Stände“, „Schulen mittlerer Stände“ sowie „Schulen unterer Stände“ aufgestellt und innerhalb dieser wurden jeweils in „fortgeschrittene“ sowie „zurückgebliebene“ Kinder unterschieden, wobei eine Erläuterung dieser Klassifikationen allerdings ausblieb. Ergebnis dieser Untersuchung war u.a., dass sich in den Schulen der „oberen Stände“ der größte Anteil an „fortgeschrittenen“ Schülern befand (25%), während sich in den Schulen der „unteren Stände“ der größte Anteil an „zurückgebliebenen“ Schülern (40%) befand. – Für

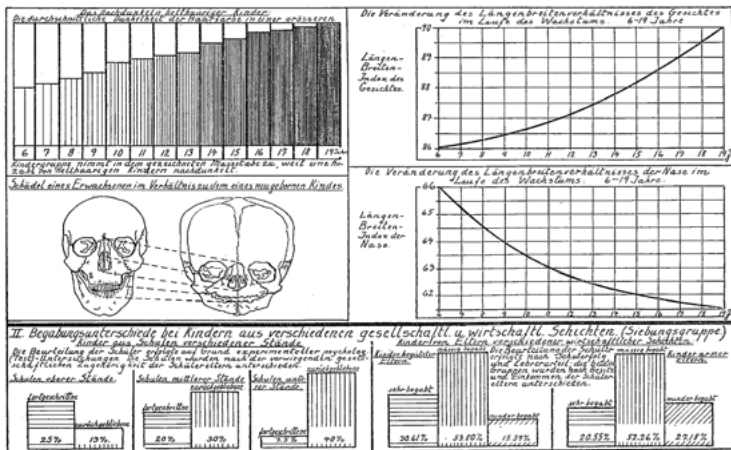


Abbildung 30: Georg Thilenius, „Völkerkunde und Schule“: Tafel IX, 1926

die Resultate der rechten Grafik waren „Kinder von Eltern verschiedener wirtschaftlicher Schichten“ untersucht worden, indem sie zum einen in „Kinder begüterter Eltern“ und in „Kinder armer Eltern“ kategorisiert, danach jeweils nach „sehr begabt“, „mässig begabt“, „minder begabt“ unterschieden worden waren. Das Resultat dieser Erhebung war hauptsächlich, dass sich in der Gruppe der Kinder „begüterter Eltern“ der größte Anteil an „sehr begabten“ Kindern (30,61%) befand und in der Gruppe der Kinder „armer Eltern“ der größte Anteil an „minder begabten“ Kindern (27,13%). – Damit belegten beide Grafiken ein ähnliches Ergebnis: Je höher die gesellschaftliche oder wirtschaftliche Stellung der Eltern wäre, um so höher wäre die Begabung ihrer Kinder.

Tafel XIII thematisierte oben „Anhaltspunkte für die Erbllichkeit der Begabung im allgemeinen“. Dazu waren die Schulnoten beider Elternteile ins Verhältnis zu den Schulnoten ihrer Kinder gesetzt worden. Die Ergebnisse dieses Vergleichs waren wiederum relativ eindeutig: Hatten beispielsweise die Eltern jeweils eine „1“ erhalten, so war der Anteil der Kinder, die auch mit einer „1“ benotet worden waren, mit 41.5% am höchsten. Hatten hingegen die Eltern Zensuren wie „4 (5)“ erlangt, so war der prozentuale Anteil der Kinder, die mit ebendiesen Noten bewertet wurden, am höchsten. Dazu schrieb Thilenius: „Die Schulzensuren der Kinder stimmen durchschnittlich gut mit denen der Eltern überein. Die Durchschnittsunterschiede in der Zahl begabter und weniger begabter Kinder, die bei den verschiedenen Gesellschaftsschichten zu finden sind (s. Taf. IX), bedeuten demnach auch Unterschiede der durchschnittlichen erblichen Begabung.“⁵¹⁰ Unten zeigte Tafel XIII zwei graphische Darstellungen, die folgende Überschrift hatten: „Die biologische Bedeutung der durchschnittlichen Begabungsunterschiede verschiedener Gesellschaftsgruppen (nach Tafeln im Hygiene-Museum Dresden)“. Mit diesen versuchte Thilenius zu erklären, warum „die Begabungsunterschiede der gesellschaftlichen Gruppen rassenbiologische Bedeutung haben“. – Die Graphik links setzte dabei die „Kinderzahl und sociale Stellung der Eltern“ ins Verhältnis, woraus sich ergab, dass die Berufsgruppe der Akademiker den geringsten Anteil, die Berufsgruppe der Handarbeiter hingegen den größten Anteil am Nachwuchs hatte. – In der rechten Grafik wurden einander zwei Frauengesichter gegenübergestellt, die durch Striche jeweils mit einer unterschiedlichen Menge von anderen Gesichtern verbunden waren. Dabei repräsentierte die linke Zeichnung die Zahl der Schwangerschaften von „Müttern, die schon schwachsinnige Kinder in der Hilfsschule hatten“, wobei diese offensichtlich im Schnitt acht Kinder gebaren. Die rechte Zeichnung zeigte den entspre-

510 Ebd., S. 72.

chenden „Durchschnitt der Mütter des betreffend. Stadtviertels“, wobei jenen nur fünf Kinder zugehörten. Diese Graphik sollte demnach veranschaulichen, dass sich Mütter von „schwachsinnigen“ Kindern quantitativ stärker fortpflanzen würden, als der Durchschnitt der Mütter. Allerdings waren darüber hinaus auch die Zeichnungen selbst auffallend gestaltet worden: Während die Mutter der „schwachsinnigen“ Kinder, aber auch all ihre Nachkommen unfreundlich-grimmig und relativ alt wirken, größtenteils schiefe Nasen, Münder oder Ohren haben und damit zum Teil an Darstellungen von Kriminellen erinnern,⁵¹¹ hinterlässt die „Durchschnittsfrau“ und ihre Kinder den freundlich-lachenden und jungen Eindruck von gepflegten, gut gekleideten und offensichtlich wohlgeratenen Idealtypen. Damit wurde hier zweierlei suggeriert: Zum einen, dass „Schwachsinnigkeit“ einen physischen und sichtbaren Ausdruck hätte, der eindeutig negativ zu konnotieren wäre. Zum anderen, dass diese negative Befindlichkeit vererbt würde und zwar in massiver Form. Damit wurde „Schwachsinnigkeit“ hier als doppelte Belastung dargestellt: sie wirkte sich nicht nur schlecht auf deren Träger aus, sondern auch auf dessen gesamte „Blutsverwandtschaft“. Da Eltern „Schwachsinniger“ außerdem mehr Kinder bekämen als die „Nicht-schwachsinniger“ würde dies eine stetig zunehmende gesellschaftliche Gefahr darstellen. – Thilenius interpretierte diese Ergebnisse sowie die der linken Graphik dann in ruhigen Worten wie folgt: „Die Unterschiede der mittleren Fortpflanzungsstärke in verschiedenen Gesellschaftsgruppen in Deutschland zeigen eine geringere Fortpflanzung der durchschnittlich besser Begabten und eine stärkere Fortpflanzung der durchschnittlich minder Begabten.“⁵¹² Dass er damit mit unterschiedlichen sozialen Stellungen ungleiche Begabungen identifizierte, wobei in dieser Rangordnung der Akademiker ganz oben, der Handarbeiter ganz unten verortet war, soll hier nicht weiter ausgeführt werden. Jedenfalls korrelierte diese Interpretation des unteren Bereiches der Tafel mit dem Resultat aus dem oberen Teil, womit Thilenius die als rhetorische Frage formulierte Teilüberschrift „Warum die Begabungsunterschiede der gesellschaftlichen Gruppen rassenbiologische Bedeutung haben“ eindeutig beantwortet hat: Aufgrund der geringeren Geburtenzahlen bei „Begabten“ als bei „Nicht-Begabten“ bzw. „Schwachsinnigen“ würde „Begabung“ in geringerem Maße vererbt als „Nicht-Begabung“ wie auch „Schwachsinnigkeit“, was wegen der langfristig daraus resultierenden exponentiellen Entwicklung eine direkte Bedrohung der Gesellschaft

511 Zur Darstellung der „Kriminellen“ gegenüber den „Anständigen“ siehe: Becker, *Von der Biographie*, S. 342.

512 Thilenius, *Völkerkunde und Schule* 1926, S. 72.

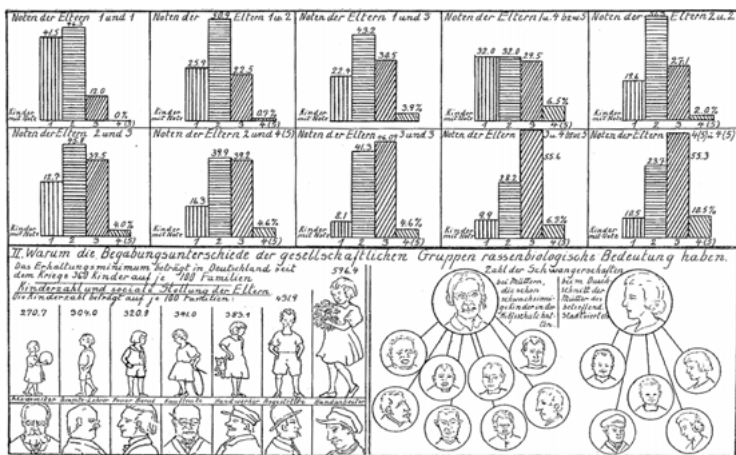


Abbildung 31: Georg Thilenius, „Völkerkunde und Schule“: Tafel XIII, 1926

Tafel XI bezieht sich auf eine abgeschlossene Nachbarschaft im Schwarzwald und will die „biologische Geschichte einer ländlichen Gemeinde“ anhand der „Heiratsverhältnisse“ darstellen. Die Aufzeichnung einer Genealogie, die die „Verwandtschaftsverhältnisse straffälliger Personen in der Gemeinde“ verdeutlichen sollte, ist hier besonders bemerkenswert. Darin wird aufgezeigt, wie aus einer Heirat von einem „straffälligen Mann“ mit einer („nichtstraffälligen“) Frau sechs Kinder hervorgegangen wären, von denen wiederum zwei „straffällig“ geworden wären und eines „Mutter illegitimer Kinder“ (und „straffällig“).⁵¹³ Aus der Heirat eines dieser „straffälligen Kinder“, eines Mannes wären wiederum vier Kinder erwachsen, von denen eines ein „straffälliger Mann“ und eines eine „Mutter illegitimer Kinder“ geworden wäre. Ähnlich wäre es auch den anderen Zweigen dieser Familie ergangen. Insgesamt präsentierte Thilenius damit eine Familie in der sich die Merkmale der „Straffälligkeit“ und „Illegitimität“ über drei Generationen fortgesetzt hätten. Auffällig ist zudem die z.T. sehr hohe Kinderzahl in dieser Genealogie: so wurden hier neun, zehn oder bis zu zwölf Kinder angegeben. Bezieht man die „Ergebnisse“ der Tafel XIII mit ein, nachdem

513 Das Zeichen für die Kombination von Frau, straffällig und illegitim ist in
der Aufschlüsselung der Repräsentanten nicht aufgeführt, ergibt sich aber
aus der Logik der Zeichnung.

eine niedrige soziale Stellung mit einer hohen Kinderzahl einhergehen würde, so ist indirekt in der hier beschriebenen Genealogie ein Urteil über die soziale Stellung einer „straffälligen“ oder „illegitimen“ Person gefällt. Auch hier wurde, wie bei der Darstellung über die „Nicht-Begabten“ und „Schwachsinnigen“, ein negativ konnotiertes Szenario aufgezeigt: vererbte Merkmale wie die „Straffälligkeit“ und „Illegitimität“ würden exponentiell in der Gesellschaft verbreitet. Damit bekräftigte er die These des geborenen Verbrechers im Sinne Lombrosos, auf die bereits im Abschnitt 2.3 hingewiesen wurde. Gleichzeitig führte er im Zusammenhang mit allen Zeichnungen der Tafel XI aus:

„Der Abschluß einzelner Bevölkerungsgruppen gegen ihre Umgebung, andererseits der Bevölkerungsaustausch mit der Umgebung sind, im Großen wie im Kleinen, wichtige Faktoren der Rassenbildung und Rassenumbildung. Innerhalb einer Bevölkerungsgruppe zeugt der geistige und gesellschaftliche Wert oder Unwert einzelner Sippen von solchen Vorgängen der Siebung und Auslese.“⁵¹⁴

Im Umkehrschluss bedeutete dies, dass es Thilenius für möglich hielt, durch „Siebung und Auslese“ den „Wert“ von „Sippen“ zu beeinflussen und damit auch eine „Rasse“ zu bilden und umzubilden. Damit plädierte Thilenius erstmals offen für die Möglichkeit einer Bevölkerungspolitik, einer passiven, aber auch einer aktiven.

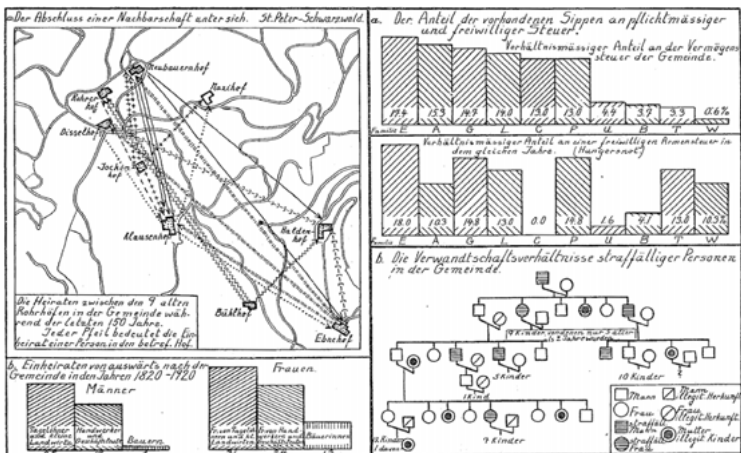


Abbildung 32: Georg Thilenius, „Völkerkunde und Schule“: Tafel XI, 1926

514 Thilenius, *Völkerkunde und Schule* 1926, S. 68.

Abschließend ist noch zu bemerken, dass in dieser Publikation Grafiken von „Rassenmerkmalen“ neben die Bilder von „europäischen“ Gebrauchsgegenständen gesetzt wurden. Damit wurde die Kategorie der „Rasse“ eindeutig als Teil der Wissenschaft der Völkerkunde abgehandelt.

Thilenius' Beteiligung an der „anthropologischen Erhebung der deutschen Bevölkerung“ von 1928 bis 1938

In einem Brief des Präsidenten der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft im Dezember 1927, dem Staatsminister Friedrich Schmidt-Ott an Otto Reche, Eugen Fischer und Thilenius offenbarte sich eine neue Richtung in der Wissenschaft:

„Seit einiger Zeit mehren sich die Anträge auf Unterstützung auf dem Gebiet der Blutgruppenforschung, der Rassenforschung und der Anthropologischen Untersuchungen. Bei der Fülle dieser Einzelanträge fällt es der Notgemeinschaft im Verein mit ihren Fachausschussvertretern oft schwer, die wichtigsten Aufgaben auszuwählen und die besten Bearbeiter herauszufinden. Auf Grund von Rücksprachen mit einer Reihe von maßgebenden Gelehrten erscheint es der Notgemeinschaft daher erforderlich in einer Aussprache über die auf diesem Gebiet vorhandenen Forschungsaufgaben und die Möglichkeiten ihrer Bearbeitung unter möglichst weitgehender Ausnutzung der vorhandenen Mittel zu beraten. Die Notgemeinschaft gestattet sich daher, auch Sie zu einer am Sonnabend, den 17. Dezember 1927, vormittags 10 Uhr in den Räumen der Notgemeinschaft stattfindenden Besprechung über diese Fragen einzuladen.“⁵¹⁵

Das Ergebnis dieser Verhandlungen war die dann von 1928 bis 1938 stattfindende Untersuchung „Die anthropologische Erhebung der deutschen Bevölkerung“, die von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft sowie später ergänzend von der Rockefeller Foundation ausfinanziert werden sollte.⁵¹⁶

Deren Hauptinitiator, Eugen Fischer, legte am 2. Februar 1928 im Namen von Otto Aichel, Theodor Mollison, Otto Reche, Karl Saller,

515 Zitiert nach Geisenhainer, Rasse, S. 278. Quelle ist: Bundesarchiv Koblenz R73 (Deutsche Forschungsgemeinschaft)/169. Die sogenannte Blutgruppenforschung wurde in Deutschland insbesondere von Otto Reche vorangetrieben. Reche sah hierin eine notwendige Ergänzung zu den Vermessungsmethoden. Der Ansatz der Blutgruppenforschung war von Beginn an mit der Rassenforschung verbunden.

516 GStA: VI HA Nachlass Schmidt-Ott C 42 (Anthropologie 1926-30). Siehe dazu Brief vom 22. November 1930, Bl. 8ff.

Walter Scheidt und Thilenius⁵¹⁷ den Plan für die „grosszügige Erhebung der rassenkundlichen und erbbiologischen Merkmale unserer Bevölkerung“ vor. Darin wurde die Kompensation bisheriger mangelnder Kenntnisse über „rassenmässige und erbbiologische“ Zusammenhänge gefordert und bislang durchgeführte Untersuchungen wie die Schulkin-deruntersuchung von Rudolf Virchow, da diese nur wandelbare Merkmale wie Haar- und Augenfarben untersucht hätte, kritisiert. Die skandinavischen Länder, aber auch Italien, England und Polen hätten im Gegensatz zu Deutschland brauchbare Forschungsergebnisse über ihr Land, daher wäre eine umfassende anthropologische Erfassung in Deutschland unbedingt erforderlich. Bisherige Kenntnisse über die Körpergrösse und der Schädelformen wären defizitär, über die viel bedeutsameren „Rassenmerkmale“ wie die Gesichts- und Nasenformen lägen keine Angaben vor.⁵¹⁸ Zwar sei das von Gustav Schwalbe 1903 initiierte Projekt zur anthropologischen Erforschung Deutschlands, Österreichs und der Schweiz anhand von Menschen aus Armee und Marine sowie Erhebungen in Schulen und Krankenhäusern, bei dem auch Wilhelm Waldeyer, sowie wie bereits erwähnt von Luschan, Thilenius, Eugen Fischer, Karl Toldt (für Österreich), Rudolf Martin (Schweiz) beteiligt gewesen wären,⁵¹⁹ 1907 von den Behörden wie Kriegs- und Reichsministerium genehmigt worden, doch hätten die finanziellen Verhältnisse die Untersuchung verzögert und dann der Krieg den Plan vollends zerstört. Doch sei nicht nur das Projekt gescheitert, sondern auch die Ansicht über die Mittel zur Erreichung des Zieles der genauen anthropologischen Erfassung hätte sich mittlerweile geändert:

„Wir glauben, der frühere Plan, möglichst viele Männer einer Altersklasse in ganz Deutschland durchzuuntersuchen (Soldaten und Schüler) führt nicht zum Ziel. Die Bevölkerungsmischung (Bl. 80) in den inzwischen riesig angewachsenen Grosstädten und die Fluktuation der Bevölkerung in den Industriegebieten sind so ungeheuer geworden, dass die Zahlenwerte bei der Untersuchung dieser Gebiete die der Gesamtheit erdrücken und jedes Resultat zerstören würden. Ein wirkliches Bild von der anthropologischen Zusammensetzung Deutschlands gibt nur, soweit ein solches überhaupt noch feststellbar ist, die bodenständige Bevölkerung, das ist also die rein ländliche [...] An der bodenständigen Bevölkerung aber ist mehr zu holen als eine Statistik etwa an Rekruten erfasst hätte. Daher geht der neue Plan nicht mehr darauf aus, sozusagen

517 Otto Aichel war durch Karl Saller, Thilenius durch Walter Scheidt vertreten.

518 GStA: VI HA Nachlass Schmidt-Ott C 42 (Anthropologie 1926-30); Bl: 79f.

519 Ebd.

einen Querschnitt, sondern vielmehr viele kleine Längsschnitte durch die Bevölkerung zu legen.“⁵²⁰

Nicht „Einzelindividuen“, sondern alle Männer, Frauen, Kinder sollten jetzt in „ihrem genealogischen und historischen Zusammenhang“ untersucht werden. Vorbild sei dabei die Untersuchung auf der Elbinsel Finkenwerder, wo nicht nur anthropologische Daten (wie Schädelform, Haar- und Augenfarbe) erhoben worden wären, sondern auch jeweils über die sozialen Bedingungen Material beigebracht worden wäre, um so über „Degenerationserscheinungen“, „Verteilung erblicher pathologischer Eigenschaften“, „Inzucht“, „Geburtenrückgang“ etc. Auskunft geben zu können. Die Forschung wäre damit für die Wissenschaft, aber auch für die Politik bedeutsam.⁵²¹ Untersucht werden sollten daher zunächst „ländlich sesshafte Gebiete“ wie Westfalen, Mecklenburg, Schleswig etc. sowie einzelne Städte. Neben Kopf-, Gesichts- und Nasenformen sollten auch die Blutgruppen sowie die „pathologischen Erbmerkmale und psychologische Eigenschaften“ festgestellt werden. Auch die in den verschiedenen Museen aufbewahrten prähistorischen Schädel müssten systematisch erfasst werden, um als Basis für die „rasenkundliche Erforschung der lebenden Bevölkerung“ zu dienen. Dabei würde diese Erhebung, so Fischer, immer wieder der Ergänzungen bedürfen. Das Ziel wäre eine „systematische Gesamterhebung am ganzen Volk“, weil die tatsächliche Verbreitung „pathologischer Erblinien“ wäre die Basis für „eugenische Erörterungen oder gar Massnahmen“: „Eine grosse Rundfrage in Krankenhäusern, bei Aerzten, besonders Spezial-Aerzten könnte wenigstens für eine Anzahl klug ausgewählter Fragen der Erbpathologie Antwort bringen. Noch kein Land hat diesen Versuch überhaupt gemacht.“ Organisatorisch gesehen sollte jeder der genannten Forscher eine „Zentrale [sein, A.d.V.], die eine Interessensphäre hat und bearbeitet“. Diese „Chefs“ würden ihre Mitarbeiter bestimmen und ihre Forschungsberichte an die „Notgemeinschaft“ sowie an die anderen Forscher senden.⁵²² Für jede Forschungsgruppe beantragte Fischer je 10.000 Mark pro Jahr, also 70.000 Mark insgesamt.⁵²³

520 Ebd., S. 80f.

521 Ebd., S. 82f.

522 Ebd. Siehe auch: Weindling, Health, S. 467.

523 Der Bericht von Eugen Fischer vom 2. Februar 1929 an die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft trägt den Absender des Kaiser Wilhelm-Institutes für Anthropologie. Siehe: GStA: VI HA Nachlass Schmidt-Ott C 42 (Anthropologie 1926-30); Bl: 86.

Im April 1929 berichtete Fischer auf der Tagung der Gesellschaft für Physische Anthropologie über die mittlerweile stattfindende Untersuchung.⁵²⁴ Dazu hieß es:

„Bekanntlich hat die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft uns anthropologische Forscher durch Bereitstellung von Mitteln in den Stand gesetzt, eine nach gemeinsamen Plan an möglichst vielen Stellen Deutschlands durchzuführende anthropologische, erbbiologische und genealogische Untersuchung einzelner Bevölkerungsgruppen in Gang zu bringen.“⁵²⁵

Allerdings war mittlerweile ein Bedürfnis nach einem genormten Fragen- und Anforderungskatalog für die Untersuchungen entstanden. So legten einige Forscher einen solchen fest, während andere, darunter auch Thilenius, den folgenden Definitionen später schriftlich zustimmten:⁵²⁶

„1. Folgende Masse und Angaben sind **unbedingt** erforderlich: Grösste Kopflänge – grösste Kopfbreite – Gesichtshöhe – Gesichtsbreite – Nasenhöhe – Nasenbreite – Körpergrösse – Sitzhöhe – Haarfarbe, Kopfhaar und Barthaar – Augenfarbe (beides unbedingt mit Tafel) Nasenrücken, konvex, stark, schwach – gerade – konkav – wellenförmig – Hinterhauptform, gerade, ge-

524 Eugen Fischer, Die anthropologischen Erhebungen an der deutschen Bevölkerung, in: Verhandlungen der Gesellschaft für Physische Anthropologie, Bd. 4, 1930, S. 21ff. Bekanntester als die Organisation selber wurde ihr publizistisches Organ, die von Rudolf Martin 1924 gegründete Zeitschrift „Anthropologischer Anzeiger“. Hierin wurden umfassende bibliographische Angaben zu Aspekten der Anthropologie wie Physiologie, Rassenkunde, Entwicklung und Abstammung etc. abgedruckt. Außerdem wurden zahlreiche anthropologische Neuerscheinungen besprochen. Daneben wurden einige Aufsätze in der Reihe publiziert. Stand zunächst die Bibliographie im Vordergrund, so änderte sich dies gegen Ende der 1920er Jahre. Zunehmend wurde der Anthropologische Anzeiger zum Fachorgan für die Publikation von anthropologischen Arbeiten. In der Zeitschrift wurde auch über die Vorlesungen über Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte an deutschen, österreichischen und schweizerischen Hochschulen berichtet. Darunter befinden sich auch die Veranstaltungen von Thilenius, Walter Scheidt, Eugen Fischer, Otto Reche etc. Neben dem „Anthropologischen Anzeiger“ entstanden in den 1920er Jahren zahlreiche weitere Zeitschriften, deren Hauptthema das Konzept „Rasse“ war: 1926 „Archiv für Rassenbilder“, 1926 „Volk und Rasse“, 1929 „Zeitschrift für Rassenphysiologie“. Siehe dazu: Lösch, Rasse, S. 156.

525 Fischer, Die anthropologischen Erhebungen, S. 21.

526 Die Festsetzung des „Mindestmaßes an Messungen“ wurden von einigen Forschern wie u.a. Theodor Mollison und Karl Saller festgelegt. Per Rundschreiben hatten sich diesen Vorgaben noch Wissenschaftler wie Otto Aichel, Otto Reche, Walter Scheidt, Thilenius angeschlossen. Siehe dazu: Ebd.

wölbt, stark gewölbt. Möglichst viele, möglichst gute Photographien. 2. Folgende Masse und Angaben sind **sehr erwünscht**: Kleinste Stirnbreite – Unterkieferwinkelbreite-Ohrhöhe. Armlänge-Spannweite. Hautfarbe (?). Blutgruppenzugehörigkeit. Physiologische Merkmale (Menstruationsalter) psychologische Merkmale – pathologische Merkmale. 3. Genealogische Unterlagen sind unbedingt nötig, wie weit aber gegangen werden soll, wieweit gänzliche Verzettelung der Kirchenbücher nötig und aussichtsreich, hängt von den einzelnen örtlichen Verhältnissen ab. 4. Ausdehnungen und Vermehrung der Messungen und Beschreibungen sind natürlich unbeschränkt.“⁵²⁷

Interessant ist, dass sich so viele Forscher gemeinsam auf einen derartig komplexen Fragenkatalog festlegen konnten, was auf eine gewisse Kanonisierung der methodischen Ansätze verweist und auf eine hohe Motivation. Denn die hier standardisierte physiologische Erfassung der Untersuchungsobjekte setzte neben einem hohen Zeitaufwand für die Abarbeitung auch umfangreiche Kenntnisse sowie den Besitz der für die Untersuchung notwendigen Messinstrumente voraus. So war die z.B. geforderte Erforschung (und Beschaffung) von genealogischen Unterlagen extrem zeitintensiv; die gewünschte Bestimmung der „Blutgruppenzugehörigkeit“ erforderte den Besitz und die Pflege von Instrumenten sowie ein Minimum an ärztlichem Wissen. Auch das Tempo mit dem die Erhebung voran ging, sprach für sich: Bereits 1929 wurde ein Teil der Ergebnisse der „großzügig angelegte Anthropologie unserer deutschen Bevölkerung“ veröffentlicht.⁵²⁸

Wie bereits festgestellt, war auch Thilenius in dieses Projekt involviert. Seine Aufgabe war es „[...] eine Brücke zu schlagen zwischen anthropologischen und ethnologischen Untersuchungen [...]“ und zwar „[...] an je einem Bezirk mit bodenständiger Bevölkerung [...]“⁵²⁹ In einem Bericht von Thilenius an den Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Herrn Staatsminister Schmidt-Ott vom 12. Februar 1930 erläuterte er seine geplante anthropologisch-ethnologische Gemeinschaftsarbeit: „Da nunmehr besondere Mittel für anthropologische Untersuchungen zur Verfügung gestellt werden, würde ich besonders dankbar sein, wenn ein Betrag für den Versuch abgezweigt werden

527 Ebd. Die Fett-Setzungen sind bereits im Originaltext erfolgt.

528 In: Gustav Fischer, Deutsche Rassenkunde Bd. 1, Jena 1929; Wilhelm Klenck/Walter Scheidt, Niedersächsische Bauern, Bd. 1-2, Jena 1929; Karl Saller, Die Keuperfranken, Jena 1929. Angaben stammen aus: Fischer, Die anthropologischen Erhebungen, S. 22.

529 GStA PK: VI HA Nachlass Schmidt-Ott C 42 (Anthropologie 1926-30), Bericht über die Besprechung in der Notgemeinschaft vom 22. November 1930 (ohne Verfasserangabe). Bl. 9f. Siehe hierzu auch: Weindling, Health, S. 469.

könnte, die Brücke von der Anthropologie zur Ethnologie und damit grundsätzlich zur Kulturgeschichte überhaupt zu schlagen.“⁵³⁰ Denn die Erforschung des „Kulturwandels“ und der „Kulturerhaltung“ seien sowohl für die Ethnologie als auch für die Anthropologie von Interesse und sollten daher auch gemeinsam bearbeitet werden. Ausgangssituation seiner Forschung sollte jeweils eine Bevölkerung sein, „[...] die geschlossen siedelt, wirtschaftlich einheitlich ist, ferner einer erheblichen Bestand an alteingesessenen Menschen besitzt, endlich über eine Ueberlieferung von mehreren Generationen verfügt.“⁵³¹ Ein Grund für Thilenius, diese neuartige Form der Untersuchung in Deutschland durchführen zu lassen, war die Möglichkeit und Notwendigkeit, durch eine enge „Verbindung des Beobachters mit der Zentrale“ die Fragestellung situativ der Untersuchung anpassen zu können. In diesem Zusammenhang betonte Thilenius besonders die Rolle des „Beobachters“. Von ihm erwartete er die Beherrschung der Sprache bzw. des Dialektes und die Fähigkeit, ein „Vertraulichkeitsverhältnis“ zur Bevölkerung herstellen zu können.⁵³² Aufgrund mangelnder Erfahrungen hielt er es zudem für sinnvoll, die Arbeit an drei nach Bevölkerung und Umwelt verschiedenen Orten (wie Niedersachsen, Kurhessen, Breisgau) gleichzeitig stattfinden zu lassen, um sie bei Erfolg in andere deutsche Gebiete und ins Ausland auszudehnen.⁵³³ Die geplante „Zentrale“ seiner Untersuchung sollte im Hamburgischen Völkerkundemuseum angesiedelt sein, insbesondere, weil der Leiter der anthropologischen Abteilung Prof. Dr. Walter Scheidt den anthropologischen Teil durchführen würde. Auch würde das Museum die Materialien für die Untersuchung wie die „Vordrucke für die Beobachtungsblätter“ bereitstellen. Die Kosten würden für die beantragten wissenschaftlichen Hilfskräfte, für Reisen und für „Remunerationen für die an Ort und Stelle tätigen Beobachter, die unter Umständen, soweit sie etwa Lehrer sind, für Vertretungen sorgen müssen“, anfallen. Da die Untersuchung für fünf Jahre konzipiert sei, würden die Kosten sich jährlich auf ca. 10.000 RM, d.h. 50.000 RM insgesamt belaufen.⁵³⁴ Ziel seiner Untersuchung wäre es, die Bevölkerung

„[...] auf der einen Seite demographisch und genealogisch zu bestimmen, weiterhin anthropologisch und biologisch zu untersuchen; von der anderen Seite her sind ihre physische Umwelt und ihr Bestand an alten und neuen Kulturgü-

530 GSTA PK: VI HA Nachlass Schmidt-Ott C 42. Brief von Thilenius an den Präsidenten der Deutschen Förderungsgemeinschaft und Staatsminister Schmidt-Ott vom 2. Februar 1930, Bl. 28.

531 Ebd., S. 32.

532 Ebd., S. 34.

533 Ebd.

534 Ebd., S. 35.

tern zu ermitteln. Gleichzeitig ist das Verhalten der Menschen zueinander, zur Umwelt und Kulturgut zahlenmässig derart festzustellen, dass Zahl, Herkunft, Alter, Geschlecht, Ueberlieferung der einzelnen im Zusammenhang mit ihrem Verhalten erkennbar werden. Unter den mancherlei Ergebnissen, die eine solche Untersuchung erwarten lässt, seien die folgenden genannt: 1) Scheidung der Bevölkerung in altansässige, eingeheiratete, zugewanderte Personen; 2) Verteilung der Personen als Führer und Gefolgschaft; 3) Vorhandensein verschiedener und verschieden abgestufter Einstellungen und Urteile zur gleichen Sache nach Mehrheiten und Minderheiten; 4) Auftreten vereinzelter Einstellungen, vor allem zu ganz neuen Sachen, ihrer allmähliche Ausbreitung auf mehrere Personen oder ihre Beschränkung auf den ersten Träger und etwa seine Hausgemeinschaft; 5) Der Bestand an Vorstellungen und Kulturgütern, dazu ihre derzeitige Bewertung; 6) Die Verflechtung und gegenseitige Abhängigkeit von Vorstellungen verschiedener Kategorien. Für die Volkstumskunde wird sich dabei ein durchschnittliches Verhalten herausarbeiten lassen, das die gegenwärtige Bevölkerung kennzeichnet und mit Erblinien in Verbindung steht; die Ethnologie wird ausserdem besonderen Wert auf die Abweichungen vom Durchschnitt legen, da von deren Trägern Umfang und Schnelligkeit von Wandlungen abhängen, die zu einem künftigen anderen Verhalten, also zu einer neuen und anders zusammengesetzten Mehrheit etwa in der Bewertung eines Kulturgutes führen könnte. Wenn es sich demnach technisch zuerst darum handelt, eine Bevölkerung nach einer grossen Zahl ganz verschiedener Merkmale immer wieder zu zählen, dazu ihren Bestand an Kulturgütern objektiv zu ermitteln, so können die zu beobachtenden Merkmale demographischer und rassenbiologischer Art wesentlich leichter von vornherein angegeben werden als die psychologischen und ethnologischen die weit mehr von der Bevölkerung selbst und von dem Beobachter abhängen. Eben darum wird es sich empfehlen, die im weitesten Sinne anthropologische Untersuchung zu Grunde zu legen und die ethnologische dort anzusetzen, wo die erste im Gange oder bereits beendet wurde.“⁵³⁵

Wie auch bei der anthropologischen Untersuchung auf der Insel Finkenwerder erhoffte sich Thilenius durch die Erforschung einer „abgeschlossenen Bevölkerung“ Erkenntnisse über ihre „Ursprünglichkeit“, um deren Erforschung es interessanterweise auch bei den sogenannten „Naturvölkern“ gehen würde.

Die Komplexität war das Spezifische dieses Experiments. Nicht mehr einzelne Bevölkerungssegmente, wie durch Virchow in seiner Untersuchung der Schulkinder, oder eine abgeschlossene Bevölkerungsgruppe, wie bei der Forschung auf der Insel Finkenwerder, sollte nun untersucht werden, denn solche begrenzten Analysen wurden mittlerweile als defizitär angesehen. Thilenius' Absicht, nach einem Testversuch

535 Ebd.

in drei Gegenden, die gesamte deutsche Bevölkerung (und daran anschließend das „Ausland“) demographisch, genealogisch, anthropologisch und biologisch zu erfassen sowie deren Verhalten, die Einstellungen und den Bestand an „Kulturgütern“ festzustellen, verweist auf den Anspruch einer Gesamterfassung der eigenen Nation. Wie bereits festgestellt, hatte Thilenius' Interesse zu Beginn seiner Tätigkeit noch hauptsächlich der Erforschung der sogenannten „Naturvölker“ gegolten, während für ihn ab den 1920er Jahren zunehmend die Erforschung der deutschen Bevölkerung in den Vordergrund rückte. Die Erfassung des „Auslands“ war nun erst nach der Analyse der deutschen Bevölkerung geplant und hatte hier vermutlich eher die Funktion einer beigefügten Referenz.

Zusammenfassung

Zusammenfassend ist zu konstatieren, dass die von Thilenius delegierten anthropologischen Vermessungen auf der Südsee-Expedition eher die Ausnahme denn die Regel waren. Vielmehr als an der physischen Erforschung der „kolonialen Körper“ war Thilenius an der entsprechenden Analyse der „eigenen Körper“ interessiert. Methodische Schwierigkeiten sah er in der Erlangung der erhobenen Daten und in ihrer Repräsentativität. Für ihn war daher die Erforschung des Individuums, der Familie von zentralem Interesse. In diesem Sinne unterstützte Thilenius die anthropologische Erforschung der Bevölkerung auf der Elbinsel Finkenwerder, bei der 40 Familien beobachtet und akribisch anthropologisch vermessen wurden, um u.a. einen Zusammenhang von körperlichen und seelischen Eigenschaften zu identifizieren. In seiner Publikation „Völkerkunde und Schule“ plädierte Thilenius dann für eine „nationale Anthropologie“. Dabei waren für ihn vor allem die „Primitiven“ bei den „Kulturvölkern“ Europas von Interesse. So versuchte er anhand einiger Beispiele nachzuweisen, dass der Grad der Begabung bei Kindern von der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stellung der Eltern abhängt – denn Begabung wie auch „Schwachsinnigkeit“ wurde nach ihm vererbt. Zudem versuchte er eine erhöhte Geburtenhäufigkeit bei „schwachsinnigen“ Frauen nachzuweisen sowie eine geringere Geburtenhäufigkeit bei „Begabten“. Ein exponentielles Wachstum der Zahl der „Schwachsinnigen“, so schlussfolgerte er, bedrohe die Gesellschaft und die „Rasse“. Einen entsprechenden Mechanismus versuchte er auch für „straffällige“ und „illegitime“ Personen nachzuweisen. In diesem Zusammenhang plädierte er auch erstmals für eine eugenische Bevölkerungspolitik. Thilenius war darüber hinaus bei der großangelegten Untersuchung der „anthropologischen Erhebung der deutschen Bevölkerung“ beteiligt, bei der ras-

senkundliche und erbbiologische Merkmale erforscht werden sollten. Sein Interesse bestand darin, durch die Verbindung der Völkerkunde und Anthropologie, den „Kulturwandel“ und die „Kulturerhaltung“ an drei Orten innerhalb des deutschen Reiches zu überprüfen. Die Bevölkerung sollte demographisch, genealogisch, anthropologisch und biologisch erforscht werden, sowie ihr Verhalten, ihre Einstellungen und ihr Kulturbestand bestimmt werden. Bemerkenswert ist hier die große Kooperation von verschiedenen Wissenschaftlern sowie ihr, auch von Thilenius mitgetragener Anspruch einer Gesamterfassung der Bevölkerung.

3.5 Zwischenresümee

Im ersten Abschnitt dieses dritten Kapitels sollte deutlich geworden sein, dass die Aneignungsformen der Sammlungen die koloniale Struktur des Verhältnisses der Sammelnden zum (ehemaligen) Besitzer der Objekte widerspiegeln und zugleich fundamentieren: um aus völkerkundlichen und anthropologischen Objekten „Wahrheiten“ generieren zu können, waren auch illegitime Erwerbsformen im Rahmen eines evolutionistischen Weltbildes legitimiert. Trotz dieser hierarchisierten Erwerbsstruktur waren die Museumsdirektoren zumeist, wie hier am Beispiel der Expeditionen gezeigt wurde, von den fachlichen Fähigkeiten, der Charakterstärke sowie der Kooperationsbereitschaft der für sie tätigen Sammlungsreisenden abhängig. Nach der Sammlung der Gegenstände wurden die Objekte einem komplexen Aufnahmeverfahren unterzogen, in dem die Gegenstände umfassend gesäubert und systematisiert wurden. Dieser Prozess war eine Teiletappe zur Neudefinition der Objekte. Durch den Ersten Weltkrieg ergaben sich finanzielle und personelle Verschlechterungen für das Völkerkundemuseum. Auch der Erwerb der Objekte gestaltete sich nun aufgrund des Wegfalls der Kolonien schwieriger. Dadurch bedingt wurde der Ankauf der Objekte selektiver, gleichzeitig wurden nun auch verstärkt europäische Ethnographica eingekauft. Auch der Tausch zwischen Museen wurde nun intensiviert. Mit den sich zunehmend etablierenden Medien der Fotografie sowie des Films ließen sich aber nun die „Kultur“, Ethnographica und Körper ergänzend in neuer Form dokumentieren. Unter von Luschan vergrößerte sich der Bestand des Berliner Völkerkundemuseums aufgrund seiner guten Kontakte zu den Kolonialgebieten und seiner Geschäftstüchtigkeit enorm. Er sammelte in seiner Amtszeit als Direktor der afrikanisch-ozeanischen Abteilung völkerkundliche, aber auch mit zunehmendem Interesse anthropologische Gegenstände. Speziell bei letzteren Objekten gab er dabei genaue Instruktionen. Thilenius konnte vor allem durch Expeditionen, insbesondere durch die in die Südsee, die Bestände des Hamburger Völ-

kerkundemuseums um ein Vielfaches vergrößern. Auffällig wuchsen die Bestände der Afrika- und der Eurasien-Abteilungen. Die anthropologische Abteilung verzeichnete einen geringeren, aber stetigen Zuwachs.

Im zweiten Abschnitt wurde zunächst gezeigt, dass die Ausstellung der Gegenstände nicht der Funktion der Wiederherstellung oder Bewahrung eines ursprünglichen Kontextes (im Sinne der „Rettungsrhetorik“) diente, sondern einen neuen Zusammenhang schuf. Nach ihrer Sammlung und Transformation zu wissenschaftlichen Objekten wurden die Gegenständen mit ihrer Exposition endgültig musealisiert. Wie auch andere Museen erhielten die Völkerkundemuseen in zahlreichen Städten um die Jahrhundertwende eigenständige monumentale Gebäude – im Zentrum der Stadt und zumeist in der Nähe der Universität. Die Innengestaltung, insbesondere die Wirkung des Museumsraums wurden in einem langen kommunalen und zugleich museumsinternen Kommunikationsprozess diskutiert: ein „modernes Museum“ sollte das Publikum auf eine spezifische Wahrnehmung der Ausstellung vorbereiten. Dort sahen dann die Besucher zahlreiche Gegenstände in Vitrinen, die von generierten „Experten“ als Repräsentanten einer Region, der „Welt dort draußen“ deklariert worden waren. Diese „Experten“ diskutierten auch über die Trennung in eine Schau- und eine Studiensammlung, eine Debatte, in der sich „die Verweigerung der Gleichzeitigkeit“ (Fabian) auf dem Diskursniveau der Vermittlung des Fremden wiederholte. Spezifische Verhaltenscodes und Kleidung normierten den Museumsbesuch und machten das Museum zu einem sakralen Ort, in dem die eigene wissenschaftliche Selbstvergewisserung befördert wurde. Anthropologische und Rassenkunde-Abteilungen dienten darüber hinaus der Vermittlung der abstrakten Kategorie „Rasse“. In Berlin wurden die Gegenstände der sogenannten ethnologischen Abteilungen zunächst in einer äußerst verwirrenden Weise mehr angehäuft als ausgestellt. Als Ausweg aus dieser räumlichen Enge wurde ein Depot in Berlin-Dahlem als Teil eines von Bode geplanten Museumsprojektes erwogen, was eine Trennung in eine Schau- und eine Studiensammlung zur Folge gehabt hätte. Gegen diese wandte sich von Luschan eindringlich, er plädierte für einen ungeteilten Neubau. Die räumliche Trennung der Sammlung wurde dann 1926 vollzogen und dabei in Berlin-Mitte eine veränderte Ausstellungsform vorgestellt. Nur noch einzelne, übersichtlich angeordnete Gegenstände sollten jetzt spezifische „Kulturprovinzen“ innerhalb einer regionalen Anordnung veranschaulichen. Mit der Neuaufstellung entfiel aber auch die Präsentation der „vaterländischen Abteilung“ sowie die Referenzen zur Europa- und zur anthropologischen Abteilung. Für letztere Abteilung hatte von Luschan über mehrere Jahrzehnte hinweg erfolglos geworben. Ziel dieser Abteilung hätte die Vermittlung von sozialanthropologischen

Fakten sein sollen um „Entartungserscheinungen“ zu begegnen. Doch trotz Zugeständnissen an die Berliner Regierungs- und Museumsverwaltung und trotz der zumindest teilweisen Zustimmung von politischer Seite zu seinen Zielsetzungen konnte er sein Institut nicht etablieren, offiziell aufgrund fehlender Finanzen. In einem Strategiewechsel versuchte er dann ab 1922 seine Sammlung an das Hamburger Völkerkundemuseum zu veräußern. Obwohl Thilenius durch Otto Reche unmittelbar sein Interesse bekunden ließ, scheiterten auch diese Verkaufsverhandlungen förmlich aus finanzpolitischen Gründen. Eventuell bestand aber sowohl in Berlin als auch in Hamburg nur kein oder ein zu geringes Interesse an der musealen Umsetzung der sozialanthropologischen und rassenpolitischen Vorstellungen von von Luschan. Eine Wissenschaft, die u.a. Einfluss auf den behördlichen Umgang mit Kranken und Verbrechern nehmen wollte sowie eine staatliche Bevölkerungspolitik forderte, erfuhr zu Beginn der 1920er Jahre jedenfalls keine allgemeine politische Unterstützung. Thilenius' theoretisches Ziel war es, in seinem Hamburger Völkerkundemuseum „fremdartige“ außereuropäische Völker in Relation zu europäischen Lebensformen zu setzen. In dem 1912 fertiggestellten Neubau sollte dem allgemeinen Publikum eine Schausammlung präsentiert werden, während die Studiensammlung den Wissenschaftlern vorbehalten bleiben sollte. Dabei war es geplant, den deskriptiven Teil der Schausammlung nicht geographisch nach Völkern, sondern übergreifend nach Kulturgruppen zu organisieren. Erläuterungen zur Ausstellung gab es auf Tafeln am jeweiligen Saaleingang und durch Etiketten an den Objekten. Erst 1915 wurden dann sukzessiv einzelne Abteilungen (die asiatischen und eurasiatischen, die ozeanische, die allgemeine, die afrikanische und die amerikanische) eröffnet, die zumeist eine positive Resonanz in der lokalen Tagespresse erhielten. Den endgültigen Abschluss der Saaleröffnungen bildete 1928 die Fertigstellung der Rassenkunde-Abteilung, deren Gegenstand die „rassenbiologische Forschung“, die Darstellung der „Erbgeschichte der Völker“ war. Neben der musealen Präsentation von rassenkundlichen Theorien und Begriffen wurde dort auch deren Anwendung auf den Körper in Form der visuellen Präsentation körperlicher „Rassenmerkmale“ erläutert. Bemerkenswert ist hier, dass Thilenius bereits 1905 konkrete Vorstellungen von einer anthropologischen Abteilung hatte, sich eine museale Umsetzung dieses Plans aber erst 1928 mit der genannten Rassenkunde-Abteilung realisieren ließ. Hier liegt die Vermutung nahe, dass die „rassenbiologische Forschung“ erst in den späten 1920er Jahren eine politische Resonanz erfuhr, wie sich dies auch mit der Institutionalisierung des Kaiser-Wilhelm-Institutes in Berlin 1927 zeigte. Obwohl Thilenius ein Befürworter der Rassenkunde-Abteilung im Museum war,

lehnte er später die Etablierung eines „Rassenbiologisches Institutes“, das räumlich in seinem Museum untergebracht werden sollte, ab, allerdings vergeblich.

Im dritten Abschnitt wurde die universitäre Lehre thematisiert. Hier konnte gezeigt werden, dass es zwar eine frühe Institutionalisierung von völkerkundlichen und anthropologischen Vereinen und Museen am Ende des 19. Jahrhunderts gab, sich eine universitäre Übersetzung (in Form eines ordentlichen Lehrstuhls) aber bis in die 1920er Jahre hinzog. Von Luschan hielt während seiner Lehrzeit als außerordentlicher Professor für Anthropologie völkerkundliche und anthropologische Vorlesungen, davon öffentlich bis 1910 erstere, ab 1910 letztere. Sein geringer Einfluss auf die Wahl seines Nachfolgers ist als Hinweis auf die noch mangelnde Akzeptanz der Disziplin der Anthropologie zu sehen, wobei diese, mit der erst drei Jahre nach seinem Tod erfolgten Benennung von Eugen Fischer zu seinem Nachfolger, dann eine eindeutig rassenorientierte Schlagseite erhielt. Thilenius wurde zwar erst 1920 ordentlicher Professor für Völkerkunde an der Hamburger Universität, doch hatte er bereits zuvor innerhalb der Stadt im Rahmen des Allgemeinen Vorlesungswesens sowie des Kolonialinstitutes unterrichtet. Er lehrte zumeist als völkerkundlich deklarierte Veranstaltungen, wobei diese oftmals „Rasse“- , Vererbungs- und Vermischungs-Fragen etc. beinhalteten. Durch seine Mitarbeiter Otto Reche und Walter Scheidt wurden die (rasen-)anthropologischen Unterrichtseinheiten allerdings auch förmlich abgedeckt. – Obwohl sich Thilenius also in seinen theoretischen Schriften erst in den 1920er Jahren für eine Verbindung der Anthropologie mit der Völkerkunde aussprach, tat er dies in der Praxis bereits weitaus früher.

Im letzten Abschnitt wurden dann die anthropologischen Forschungen der beiden Akteure untersucht. Ähnliche waren bereits im 19. Jahrhundert durchgeführt worden und hatten zumeist der Implementierung von Differenz gedient. Die von Rudolf Virchow durchgeführte Schulstatistik am Ende des 19. Jahrhunderts war dann eine der ersten großen Untersuchungen dieser Art gewesen, die öffentlichkeitswirksam den eigenen Körper als Forschungsobjekt etabliert hatte. Von Luschan war von seinem Selbstverständnis her ein „Experte“ der anthropologischen Vermessungen. Er plädierte für eine Vereinheitlichung der Messmethoden und entwarf in diesem Zusammenhang eine Hautfarbentafel. Zwar führte von Luschan akribisch und bei jeder sich bietenden Gelegenheit entsprechende Forschungen durch, doch nur selten waren die erhobenen Daten dann die Grundlage für eine weiterführende Analyse, womit seine Forschungen heute auch als Selbstzweck erscheinen. Er bediente sich bei seinen Analysen gerne Menschen, die ihm gegenüber in einem hie-

rarchisch strukturierten Verhältnis standen. So untersuchte er „andere“ Körper auf Kolonialausstellungen und in südafrikanischen Gefängnissen. Ferner ließ er solche in Gefangenenlagern erforschen. 1917 wies er Otto Reche an, auch „europäisches Material“ in die Analysen einzubeziehen, womit sich ein Wandel in der Herkunft der Forschungsobjekte vollzog. Eine Annäherung an die Idee der Begutachtung, aber auch „Reinigung“ des „eigenen“ Körpers war vermutlich bereits in der Gesellschaft für Rassenhygiene erfolgt, deren Mitglied von Luschan seit 1908 war. Denn zum einen waren Selbstuntersuchungen Voraussetzungen für die Aufnahme in diese Organisation, zum anderen war ihr Schwerpunkt die Erforschung der „germanisch sprechenden Völker der Erde“. Auch mit seiner Beteiligung an einem Ausschuss für Rassenhygiene und Bevölkerungswesen von 1922 beförderte er die Verbreitung rassenhygienischer Ideen. Thilenius ließ zwar auf der von ihm organisierten Südsee-Expedition umfangreiche anthropologische Vermessungen durchführen, darüber hinaus gab er in den kolonialen Gebieten allerdings selten eine umfassende Vermessungsdevise aus. Er kritisierte vor allem die mangelnde Repräsentativität von Vermessungen. Stattdessen forderte er eine umfassende Familienforschung. In diesem Sinne unterstützte er in vielfältiger Weise die anthropologischen Untersuchungen von 1925 auf der Elbinsel Finkenwerder, bei der dort ansässige Familien fotografiert, beobachtet und vermessen wurden. Ergebnis dieser Studie war, dass die Bevölkerung Finkenwerders zur „nordischen Rasse“ gezählt wurde, wobei von diesem Ansatz abweichende Messergebnisse über die „Einkreuzung“ „fremder Rasseneigenschaften“ erklärt wurden. Zudem meinte man eine Korrelation zwischen der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stellung sowie körperlichen Merkmalen erkannt zu haben. In Thilenius' Publikation „Völkerkunde und Schule“ von 1926 relativierte er den kulturellen Abstand zwischen „Natur-“ und „Kulturvölkern“. Zudem plädierte er für die Erforschung der „primitiven Zustände“ und „rassenbiologischen Erscheinungen“ in Europa, wies den Lehrern dabei eine besondere Rolle zu. Den in dem Werk aufgeführten Statistiken und Grafiken ließ sich u.a. entnehmen, dass eine Korrelation zwischen der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stellung sowie der Begabung der aus diesen Verhältnissen kommenden Kinder bestehen würde. Zudem wurde deren Vererbbarkeit angenommen. Thilenius schrieb diesen Ergebnissen eine rassenbiologische Bedeutung zu, da die Eltern mit der höchsten sozialen Stellung die geringste Kinderzahl aufweisen würden. Oder in Thilenius' Worten formuliert: Mütter „schwachsinniger“ Kinder würden sich quantitativ stärker fortpflanzen als die Mütter im Schnitt. Dabei ließ er eine visuelle Darstellung von „schwachsinnigen“ Familien gleich denen von Kriminellen zu, womit „Schwachsinn-

nigkeit“ stark negativ konnotiert wurde. Mit der aus diesen dargestellten Fakten logischerweise resultierenden exponentiellen Zunahme der Minderbegabten entwickelte er eine düstere Zukunftsvision für die Gesellschaft und die „Rasse“. Darüber hinaus versuchte er nachzuweisen, dass dieser kausale Zusammenhang auch „straffällige“ und „illegitime“ Menschen betraf. In diesem Zusammenhang sprach er von der Möglichkeit der „Siebung und Auslese“ zur Verbesserung von „Rassen“ und plädierte damit erstmals indirekt für eine aktive Bevölkerungspolitik. Abschließend wurde Thilenius' Beteiligung an der „anthropologischen Erhebung der deutschen Bevölkerung“ ab dem Jahre 1928 analysiert, einem „rasenkundlichen“ und „erbbiologischen“ Forschungsprojekt mit genormtem Fragenkatalog. Die Aufgabe von Thilenius war es dabei, bei seinen Untersuchungen der „bodenständigen Bevölkerung“ eine Verbindung zwischen völkerkundlichem und anthropologischem Ansatz herzustellen. Konkret sollte der „Kulturwandel“ und die „Kulturerhaltung“ der gesamten deutschen Bevölkerung durch eine demographische, genealogische, anthropologische, biologische und verhaltensorientierte Analyse sowie durch eine Bestandsaufnahme des „Kulturbesitzes“ festgestellt werden. Damit hatte sich Thilenius' Interessenschwerpunkt von einer zunächst primär völkerkundlichen Sichtweise auf die „Naturvölker“ in Relation zu den „Kulturvölkern“ v.v. in den 1920er Jahren zur fächerübergreifenden Bestandsaufnahme der nationalen Bevölkerung verschoben. Die propagierte intensive Kooperation zwischen der Völkerkunde und der Anthropologie sollte dabei u.a. zum Beweis der Annahme dienen, dass eine Korrelation zwischen den „Erblinien“ und dem Verhalten existieren würde. Nicht nur Begabung, „Schwachsinnigkeit“, „Illegitimität“ sowie Kriminalität, wie in der Publikation „Völkerkunde und Schule“ dargelegt wurde, sondern eben auch Verhalten wurde demnach als vererbbar angenommen, womit nun, so die Hypothese, auch dessen Voraussagbarkeit möglich erschien.

